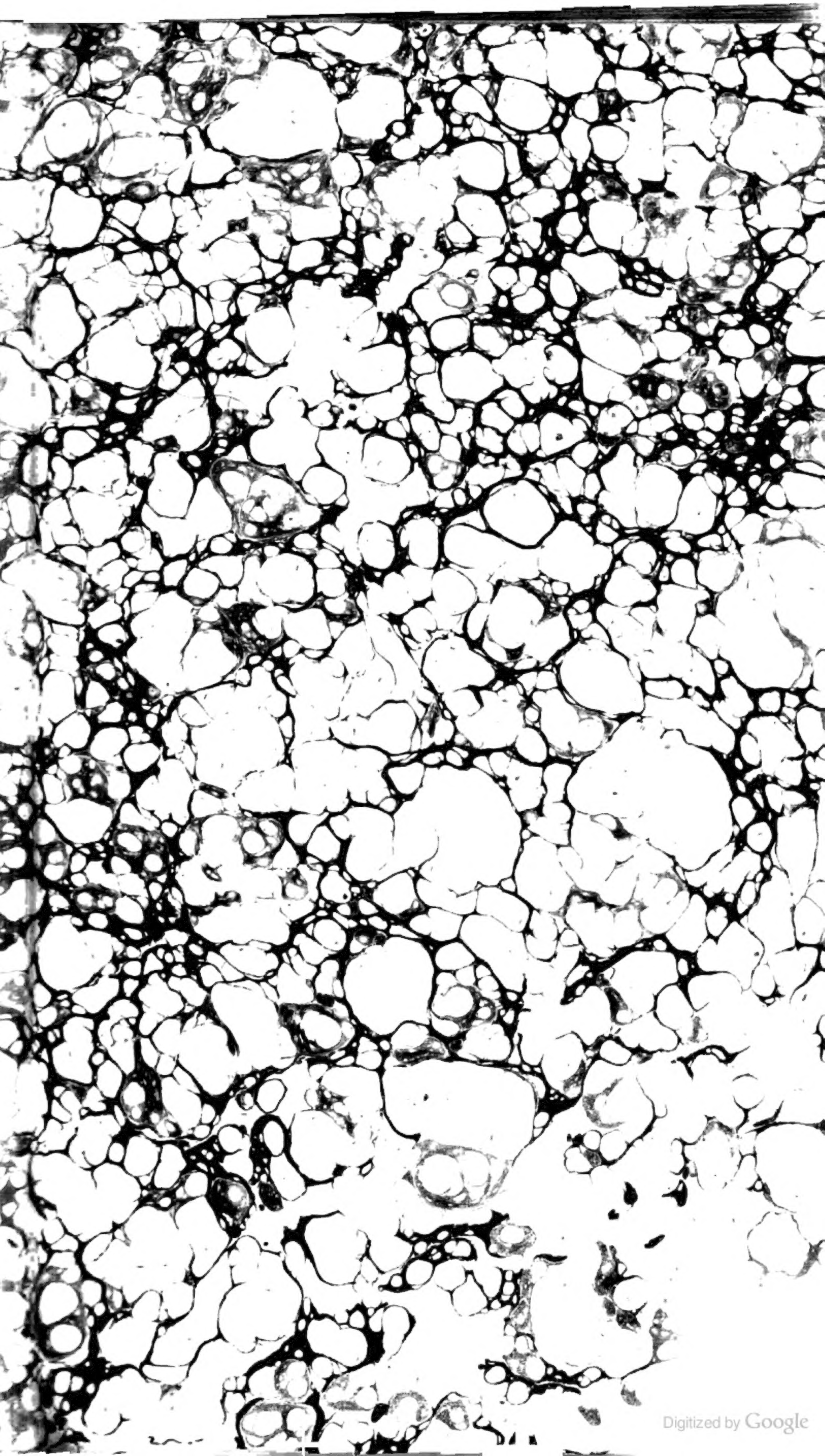
PFALZBAIERISCHE BEITRÄGE ZUR GELEHRSAMKEIT. JG 1782. - MANNHEIM, HOF- UND AKAD...



Pfalzbaierische
Beiträge
zur
Gelehrsamkeit.

Jahrgang 1782.

Zweiter Band.

Mannheim,
im Verlage der kurfürstl. neuen Hof- und akademischen Buchhandlung.
1782.

K. K. HOFBIBLIOTHEK
WIEN

Pfalzbaierische Beiträge
zur
Gelehrsamkeit.

7tes Heft. Den 1. Heumonat 1782.

I. Dachau. An Herrn L — nach Mannheim.

Den 23. Wonnemonat.

Ich bin nach einem langen, langen Winter wieder einmal aus der Stadt gegangen, und habe Vögel gegen Himmel steigen gesehen, und die Wolken am Himmel weit luftiger, freier und höher, als bei uns; wo sie so ernsthaft vorüber ziehen, wo sie sich oft mit den Gedanken und Wünschen einiger von uns vermischen und zur Erde sinken. Gottlob, daß mir Laub, und Blume, und Farbe, und Schatten noch immer sind, was sie mir ehemals waren, und daß mein Auge nicht müde wird, sich dessen, was schön ist, zu freuen! zumal, wenn man sich nach so vielen trüben Tägen einander das erstemal sieht, wie viel hat man sich da einander mitzutheilen! Wie vieles hat man sich da zu sagen! Ich hätte jede Quelle grüsen, und jeden Baum fragen mögen: und wie ist indessen dir es gegangen?

So kam ich nach Dachau, einem schönen kur-

fürstlichen Schlosse, an welchem ich nichts auszuse-
zen finde, als daß es vier Stunden von der Stadt entfernet, und mithin für einen Spaziergang zu weit, und für eine Tagreise zu nahe gelegen ist; aber daran denkt wohl niemand, der einmal zugegen ist. Er nimmt sich heute vielmehr vor, öfter hieher zu kommen, und wünscht, hier bleiben zu können. Und der Mensch taugt nichts, der solcher Wünsche nicht fähig ist.

Ich will thun, als käme ich aus einem Lande über Meer, und Ihnen erzählen, was mir heute begegnet, und unter welchen Freuden mir dieser Theil des Lebens verstrichen ist; wiewohl ich habe bei Ihnen dieser Voraussezung nicht nöthig. Wenn Sie auch nicht so gütig wären, als Sie sind, an allem, was mich rührt, Antheil zu nehmen, (dafür dankt Ihnen mein Herz) so sind sie weit von denen entfernet, welche sich bereden, der Stoff zu wichtigen Betrachtungen liege allein in prächtigen Gegenständen. Ich bedauere den Frosch nicht weniger, als ich einen Elephanten, wenn beide leiden, beklage, und laufe der Hütte, wenn sie in Gefahr ist, abgebrannt zu werden, mit eben dem Eifer zu Hilfe, mit dem ich mich bemühen würde, den Pallast eines Königes zu retten. Und was das, was man Kenntniß der menschlichen Güte und Schwachheit, und Kenntnis des klugen Rathes und der Erfahrung

rung

rung nennet, anbelanget: so stecket nicht selten in der Geschichte eines elenden Zaunes ein gröserer Plan menschlicher Leidenschaften, und des ehrlichen oder verschlagenen und eigennüzigen Wesens, als wohl nicht immer in einer grosen Staatssache, der man mehr andichtet, als daran ist, zum Grunde liegt. Ich bin ganz der Meinung, daß in den Schicksalen des, im Verhältnis, unbeträchtlichen Dachau die Begebenheiten groser Königreiche enthalten, und daß hier, mehr und weniger, ebendieselben Ursachen vorhanden sind, welche jene zu grosen Reichen empor gebracht, oder wieder gestürzet haben. Doch, was ich Ihnen zu sagen habe, ist die Frucht eines Aufenthaltes von etwa vier Stunden, und die Frucht meines Vorhabens, mit welchem ich dahin gieng, das Merkwürdigste, das ich finden würde, zu sammeln. Wenn Sie nach München reisen, so werden Sie diesen Ort durchkommen, und nehmen sich jezt vielleicht die Mühe, einen Augenblick Halt zu machen, und das prächtige Gemählde, das hier zu sehen ist, ich meine die mannigfaltige und unbegränzte Naturscene, vom Schlosse aus zu sehen.

Das Schloß liegt auf einem ziemlich hohen Berge, von welchem man es, indem sich auch westwärts das Land erhebet, weit umher, und viele Meilen weit sehen kann. Zur Zeit, wo es noch die berühmten Grafen, von denen der lezte, Arnulph, im

im Jahre 1175 gestorben ist, inne hatten, war eine fürchterliche Wildnis, und Wälder, und Sümpfe umher, durch welche reissende Thiere zogen und Räuber streiften. Etwa eine kleine halbe Stunde von Dachau gegen München, kommt man linker Hand auf der Landstrase eine Kapelle vorbei, welche zum Andenken des Grafen Otto erbauet ist, der hier ermordet worden. Gleich beim Eingange innerhalb dem Gitter ist auf einem kleinen Kupferbilde das Bildnis Mariä, welches hier verehret wird, und unter demselben diese Nachricht (in lateinischer Sprache) zu lesen: „diese ist die Bildnis der sel. „Jungfrau Maria, welche in der neuen Kapelle „des Mayerhofes, genannt, die Rotschweig, „verehret wird„. Diese Kapelle erhielt ihren Ursprung von dem gewaltsamen Tode des Otto, des jüngern Sohnes der Beatrix, Gräfin-Wittwe zu Dachau. Hier im Walde haben ihn Mörder um das Leben gebracht. Sein Hund, der ihn begleitete, trug die eine Hand, welche die Mörder seinem Herrn abgehauen, nach dem Schlosse, und hieraus, und aus dem Ringe an dem Finger ward der betrübtesten Mutter die Ermordung ihres Sohnes kund gethan, wie sie auch dessen Körper an der Stelle, wohin der Hund vorausgieng, gefunden hat. An derselben bauete nachher Beatrix zu Ehren der sel. Jungfrau Maria eine Kapelle, und

schenkte

schenkte sie zum Heil des genannten Sohnes und der ganzen Familie, mit Bewilligung des ältern Sohnes, samt dem ganzen Walde als einen Brautschaz dem jüngst errichteten Chorstifte Inderstorf, welches geschehen um das Jahr 1128. Dieffenbrunner del. & pinx. Klauber sculp." Die Geschichte ist durch ein Gegitter, welches auf dem Boden der Emporkirche angebracht ist, auf dem Platfond zu sehen, und dieses, so wie auch die übrigen Frescogemählde, welche Dieffenbrunner verfertiget hat, verdienen, daß ein Reisender absteige, und sie betrachte. Es ist angenehm die Merkmale eines denkenden Mannes zu entdecken, und in einem geistreichen Werke den Freund seines Herzens zu finden.

Als ich in das Schloß kam und zum Fenster tratt, und mit einem Male die Aussicht übersah — als ich mit einem Male die Aussicht übersah! eine Fläche voll Leben durch ganz Süden nach Osten unermeßlich! Und nur nach und nach wird man auf diesem grosen Gemählde einzelne Schönheiten gewahr; nur algemach sondern Wald und Feld, Fluß und Haus sich ab, und das Herz genießt das ruhig, wobei es verweilen will, — auf lieblichen Feldern, und der sanftwallenden Saat, oder bei süsen jugendlichen Gebüschen, oder bei dem müden Wanderer am einsamen Stege. Ich will Ihnen das

nicht umständlicher beschreiben, wo alle Beschreibung verliert. Ich möchte aber jeden, der mit sich selbst Aussöhnen braucht, hierher führen, und die namlose, ausgebreitete Schönheit, womit aus so vielen Theilen ein Ganzes gemacht ist, fühlen lassen können. Ein solcher Anblick müßte ihn heilen, oder sein Herz ist jeder bessern Freude gestorben. Unten am Schlosse lauft der Fluß Ammer vorbei, ein wildes Gebirgwasser, das unaufhörlich an seinen Ufern naget, und bei einfallendem Regen immer plözlich ausbricht, und, was es antrift, mit fortreißt. Es lauft daher stets mit krummen Zügen in einem weitern Beete, als es ausfüllen kann, und behält zu beiden Seiten die Merkmale der leztern Verwüstungen. Auf der Südseite erstreckt sich die Aussicht nach dem schönen Gebirge, das nur etliche Stunden entfernt zu seyn scheinet. Eine wunderbare Scene! Unten in der anmuthigen Ebene lachet der Frühling, und vielfarbigte Blühen, von zarten Winden gehoben, schwimmen durch die Luft, und in der sich nähernden Ferne erscheinet Schnee und Kälte, und Majestät sich aufthürmender Felsen, deren kahle Gipfel sich in Wolken verlieren. Seitwärts, und gegen Osten liegt München, und ich weiß nicht, mit welcher süsen Sorge man von hier aus die Stadt betrachtet, wo um die Häuser der Grosen die bekümmerten Hoffnungen,

gen, und die bleichen Schrecken zittern, und Sachwalter Worte und Eifer verkaufen. Es ist, als wäre man in Sicherheit, und es wird doppelt angenehm, Himmel und Erde zu sehen, einzelne Arbeiter auf dem Felde, oder irrende Heerden, die sich unter Gesträuchen verlieren, oder einen Wagen auf der Landstrase, der gemächlich und langsam dahin schweilt, und alles dieses in einer unnachahmlichen Vermischung von Farben, Licht und Schatten, das, wie in Eines geflossen, erscheinet, und sich allmählich in Nebeln verlieret.

Doch, ich vergesse, Ihnen etwas vom Schlosse zu sagen, worin über hundert wohnbare Zimmer, und viele merkwürdige Inwohner sich befinden, ich meine, die ausserordentliche Menge von Portraiten, mit welchen alle Wände behängt sind. Gleich beim Eingange kömmt man durch einen gevierten, geräumigen Hof nach einem schönen Gewölbsaale, der mit Marmor beleget, und mit zwo Reihen runder, gemauerter Säulen versehen ist, um den über ihm stehenden Hauptsaal zu unterstüzen. Wenn man die breite Stiege nach diesem Saale hinauf geht, sieht man das Portrait des tapfern berühmten Strinigers, Burgermeisters zu Braunau, den sein Heldenmuth unvergeßlich machen würde, wenn ihm die Natur das Geschenk nicht gemacht hätte, wodurch sie ihn von andern unterschied, und bei dem grosen

Haufen ohne Zweifel schon bei seinen Lebzeiten mehr Bewunderung zuzog, als er bei denselben jemals durch Verdienste hätte erwerben können. Dies ist ein langer Bart, der ihm, einem Manne von wenigst sechs Schuhen, in zwoen Rollen bis auf die Erde hinab hieng. Dies soll ihn aber auch das Leben gekostet haben, indem er (wie man erzählet) im Herabgehen über eine Stiege auf denselben tratt, und sich tod fiel. Auf seinem Grabsteine zu Braunau ist er gleichfalls mit einem Barte bis an die Schuhe zu sehen; und wenn Sie nun noch daran zweifeln: so habe ich ihn selbst erst vor einigen Monaten in meinen Händen gehabt, wo man ihn der hiesigen Akademie, die davon wenig gerühret wurde, als eine Seltenheit anbot. Und was die Zuverläßigkeit der Sache noch weiter bestärkt, und sie mit unumstößlichen Proben — ich will es auch gut seyn lassen; aber glauben Sie nicht, daß, wenn ich etliche Seiten fortfahren wollte, von der Sache zu reden, die Hälfte unserer Gelehrten, welche unaufhörlich von ihrem Hinausdenken den Mund voll haben, mit grosem Ernste zuhören, und am Ende glauben würden, ich hätte etwas gar Tiefsinniges geredet? Der halbe Theil dessen, was unsere Bewunderung erreget, und von uns den Namen groser Geschäfte erhält, ist ein solcher Bart; dieß, (mehr ists selten) sezt unsere Leidenschaften in Be-

we-

wegung, und bläst uns die Backen auf. Die Decke des hellen grosen Saales ist von braunem Holze, nach aller Kunst, und mit einer erstaunlichen Mühe verfertiget. An beiden Seiten steht man wohlgerathene Portraite des kurfürstlichen Hauses. Und es werden, vom Kurfürsten Ferdinand Maria angefangen, wenig Fürstenpersonen seyn, welche dies Schloß besuchten, oder mit dem durchlauchtigsten Hause verwandt waren, deren Portraite nicht hier seyn sollten. Die Anzahl derselben muß sich auf etliche Hundert belaufen; denn andere Gemählde, als Portraite, sah ich nicht, und einige grose Zimmer sind ganz damit bedeckt. Darunter ist manches Meisterstück eines vielleicht jezt unbekannten Meisters, der hier durchreiste, und überhaupt erhebt sich ein groser Theil über das Mittelmäßige; aber schon ist die Farbe bald auf dem Kleide, bald auf dem Gesichte dahin, und dies und jenes ist nicht mehr. Und sie alle sind nicht mehr. Dies macht, daß ich solche Zimmer mit einer gewissen Bangigkeit durchwandle, bei der ich mich so heimlich wohl befinde, daß ich Ihnen, so seltsam ich Ihnen dabei vorkommen mag, aus meinem Herzen gestehe, wie ich wenige Dinge kenne, die mich so vieles Vergnügen, und so viele ungestörte Ruhe fühlen lassen, als dieser Anblick in meiner Seele hervorbringet. Ich wollte hier ganze Stunden verweilen, und die

leb-

leblosen Bilder betrachten, und mit ihnen reden, nicht anders, als könnten sie mich verstehen Es ist so etwas rührendes und doch auch so etwas starkes um die Schwermuth, sich das Vergehen aller Dinge, und das unmerkliche stille Schwinden unserer Tage zu denken. Viele hatten den Muth, sich der festlichen Kleidung, worunter die Spanische den Malern eine schreckliche Mühe verursacht haben muß, zu entladen, und in einem häuslichern Anzuge, und freiern Stellung zu erscheinen. Bei vielen verräth eine angemessene leichte Senkung des Kopfes einen grosen Verstand des Künstlers, oder einen feinen Geschmack der Person, welche vorgestellet wird. Es ist angenehm, zu beobachten, wie in einer grosen Versammlung einige Köpfe immer bald vor andern sich ausnehmen, und unsere Neigung an sich ziehen, oder entfernen. Ich weiß nicht, in welchem Zimmer es war, wo mich die finstern melancholischen Züge eines Frauenzimmers neugierig machten, zu erfahren, wer sie gewesen wäre. Es kam mir vor, als müsse viel in ihr vorgehen, das nicht den Namen Glückseligkeit führet; denn über ihre Gestalt liegt etwas augenscheinlich Verstörtes. Ich fand ihren Namen, den ich gleichwohl nicht ganz lesen konnte, und dabei stunden die Worte: falsa Prophetissa. Diese Portraite sind die meisten, lauter Bruststücke, und nur ein und das andere, wie z. B.

das

das Portrait des Kurf. Ferdinands Maria von Vivien ist in Lebensgröse. Ein Kabinet ist mit Zeichnungen von Teniers, und andern angefüllet, unter welchen ich auf einem, wo ein Weib Aepfel schälet, die Buchstaben CDOV 1667, auf einer andern CNETSCHER 1667 entdecket habe.

Ich glaubte nunmehr das Beste gesehen zu haben, und gieng nach dem Garten, wo ich einen neu angelegten, ganz mit Laubwerk bedeckten Gang antraf, dessen lieblicher Schatten die Seele erfrischet. Da, wo der Garten ehemals sich endete, stehet in einem Ecke eine Sommerlaube, nach welcher eine waldigte, sich selbst überlassene Gegend fortlief. Ich gieng, vom Ungefähr geleitet, hinaus, und und kam sogleich an einen stillen Ort, wo ich nichts vermuthet hätte, als die verlassene Natur, nach einer überaus niedlichen Grotte, aus welcher über wilde Steine eine sanfte Quelle herab plätscherte. Das war so klagend an diesem Orte, und so rührend! lud einen so freundlich ein, sich hier niederzulassen, und der Ruhe bei der sanft einschleichenden Musik zu geniesen. Das Uebrige um mich her war wieder eine Wildnis; allein nicht weit davon traf ich eine andere Scene, welche eben so unerwartet, wie die vorige, da stund, und ich sahe die Spuren vom Wandeln eines Menschen mit Verstand und Geschmack. Unsere Werke sind der besten Zeu-

gen

gen unserer Empfindungen, und in der Anlage dessen, was wir thun, liegt das innere Gepräge derselben. Ich wünschte den Mann zu sehen, der sich so ausdrückte, und ich sah ihn bald zwischen Hecken und Gesträuchen hervorgehen. Es ist der jezige Hofgärtner, **Stolanus Mayr**, der den Entschluß faßte, in diesem bisher unförmlichen Orte etwas, das einem englischen Parke ähnlich sähe, oder wenigstens daran erinnern könnte, anzulegen. Doch er nannte es nicht so, und warum wollten wir auch jeden Gedanken, weil ihn ein anderer gleichfalls und vor uns hatte, immer nach diesem benennen? So wenig hier von einem Parke die Rede seyn kann, denn der Ort ist zu klein, um eines ansehnlichern Planes fähig zu seyn: so würde ich doch diesen lieblichen stillen Aufenthalt, immer gros genug, etliche freundschaftliche Herzen zu bewirthen, nur mit Zwang gegen unsere gewöhnlichen grosen Gärten vertauschen, wo fast immer so gar kein Werk menschlichen Gefühles zu sehen ist, und die Kunst und der Geschmack mit grosen Kösten mißhandelt wird. Am Ende dieses Lusthains, und an einem recht romantischen Orte, (wie wir jezt über die Dinge, die vom Ueblichen abgehen, uns ausdrücken) steht eine artige Sommerlaube, und man nannte mir den Mann, der sich nach seiner Arbeit am Abend hierher begäbe, die Sonne untergehen zu sehen. Würklich

lich (ich will dieß Wort mir erlauben) ein recht romantischer Ort! die Bäume umher, und den Berg hinab, an dessen Ranf die Laube steht, machen denselben so einsiedlerisch, und unten in der Tiefe seitwärts, rauschet ein Mühlbach über einen Abfall. Man erblickt ihn zwischen den Aesten da und da, und sein Getös tönt angenehm und gemildert herauf. Auf einer andern Seite erblickt man weit hin die unermeßliche Aussicht. Und hier, in sich selbst gesammelt, allein seyn! Sehen den Tag verlöschen, die Ruhe über alle Wesen vom Himmel fliesen, und in der rührenden Dämmerung den Abendstern heraufgehen! Ich habe hohe Begriffe von der Güte des Mannes, der diese Einsamkeit liebt, und bin fest überzeuget, nur Steine und gute Seelen seien fähig, sich selbst zu ertragen, und an einer Stelle zu weilen, wo uns bei dem ernsten Stillschweigen umher die Vergänglichkeit unsers eitlen Bestrebens erscheinet, und uns nur die Freuden, die mit sich selbst zufrieden machen, erquicken. Ich entfernte mich von diesem Orte nicht ohne Sehnsucht, und bin seitdem oft im Geiste daselbst gewesen.

Diese Esche, sagte jemand, ist weit umher in dieser Gegend, eine der schönsten. Und bei den Worten blieb er stehen, und überschaute mit herzlichem Wohlgefallen die Esche wiederholter Malen vom Stamme bis an den Gipfel. Sie stehet gleich beim

Ein-

Eingange des Gartens, und gleichet einem rüstigen, bald vollendetem Manne ungeschwächter Natur; über einem hohen, schlanken Stamme verbreiten sich die Aeste groß und herrlich. Dergleichen Bäume, gab ich zur Antwort, und kehrte mich weg, habe ich wohl hundertmal, und fast überall gesehen. — Ich wünschte zu erfahren, wie weit der Mann des Baumes, der nicht sein wäre, sich annehmen, und ob er es der Mühe werth halten würde, ihn zu vertheidigen. Es ist eine recht stattliche Esche, sagte er, wozu er die Arme gegen sie ausbreitete, als wollte er ihren Umfang beschreiben, und im Lande, sezte er hinzu, und schob das Wort Land dem Worte Gegend unter, hat sie kaum ihres Gleichen. Es ist nichts besonders daran, sagte ich. Der Kurfürst sel. Andenkens, fieng er mit einer Zuversicht auf das Gewicht seines Beweises an, hat sehr viel auf diese Esche gehalten, und als man hier in der Nähe etwas bauete, befahl er besonders, daß man auf dieselbe Acht haben, und sie ja nicht zu Schaden kommen lassen möchte. Und es ist auch die schönste Esche im Lande. — Nun war ich zufrieden, und so, denke ich, mit leidenschaftlicher Wärme muß man von der Sache reden, deren Wohl man, zumal in einem Zeitalter voll Kälte, befördern will. Ich weiß, daß der Mann des Regens sich freuet, der auf die Esche fällt, daß er jede schädliche Rau-

pe

pe entferne, und daß es ihm durch die Seele gehen würde, wenn eine heftige Kälte ihr schaden, oder ein plözlicher Hagel ihre Blätter und Aeste verwüsten sollte

Ueberhaupt finde ich auf dem Lande noch wärmere Herzen voll einfachen Wesens und gesunder Begriffe. Man weis noch nicht, wie man über den Eifer, das Gute zu verbreiten, lachen, und warum man nicht hoffen soll, daß reine Tugend und Verfeinerung der Sitten sich allen Ständen mittheilen, und die ersprieslichsten Früchte hervorbringen werde. Noch ist da ein getreues Gefühl für gute Schriften vorhanden, und schamhafte Sorgfalt, den Verdacht der rohen Unwissenheit zu vermeiden. Noch ist die Verschlagenheit etwas Entehrendes, und das Schweigen über Unrecht ein Gräuel. Ich hüte mich bei solchen Gelegenheiten sorgfältig, den guten Leuten ihre Erwartung zu benehmen, und einer, ihnen ganz unbekannten Denkungsart zu erwähnen, wo man auf einen stillen Vertrag arbeitet, sich einander wohl seyn zu lassen, sich einander alles zu vergeben, und unter dem Vorwande, daß man den Stein nicht heben könne, neue Gebäude der Aergernis zu errichten. Ehemals haben Städte den thätigen Eifer nach dem Lande verbreitet: nun mögen sie ihn bald von daher hohlen, und sich von denen, welchen sie Geseze vorschreiben, unterrichten lassen.

Sie geben sich Mühe, von Litteratur zu reden, und ihre Gedanken, wie man dies und jenes verbessern könnte, zu sagen; dabei befleissen sie sich, besser deutsch zu sprechen, und dies ist schon sehr viel; denn so fangt man an, das Bessere zu ahnden, und sich der Vollkommenheit zu nähern. Gewöhnlich stehen sie in der Meinung, daß wir Stadtleute, in Rücksicht auf Lektur und Kenntnis, weit voran seien, in der Meinung, daß sich bei uns alles bewege, daß jedermann lese, und allein nach dem, wo sich Ehre einernden läßt, trachte. Sollte man ihnen nicht wenigstens dieses Vergnügen, diese Ermunterung lassen, sie niemals in dieser Meinung zu stören?

Ich erkundigte mich nach den hiesigen Künstlern (denn es würde mich gar nicht befremden, den grösten Kopf in mißkannten Umständen zu finden) und man nannte mir den Paul Arnold, einen Bildhauer, der für die umliegenden Herrschaften und Klöster: z. B. Taxa, Altmünster, Bruck, Indersdorf ꝛc. vieles, und rühmlich gearbeitet hat. Er war in Italien und andern Ländern, hat einen Sohn, den er als einen geschickten Künstler sehr rühmte und bedauerte, in Frankreich verloren, und gegenwärtig noch einen zu Hause, der in der Kunst ihm folgen sollte. Ich habe viel Rühmliches von Ihnen gehört, fieng ich an, und ich muß mir die Ehre ge-

ben,

ben, sie von Person kennen zu lernen. Er verbeugte sich sehr demüthig, und die Freude glänzte ihm aus den Augen Er verfertigte eben einen Engel, etwa ein und einen halben Schuh hoch; den legte er weg, und nahm ihn wieder, und kehrte ihn auf diese und jene Seite, und — es lag so viel darin, was er damit sagen wollte. Gleichwohl war das Bild für seine Bestimmung ganz trefflich; aber nur von gemeinem Holze war es und vergoldet, und vielleicht mit der Achtung, wobei an die Kunst wenig gedacht wird, sollte es aufgenommen werden.

Ich kann diesen Ort nicht vorüber gehen, ohne mich bei ihnen über die noch gegenwärtige Geringschäzung der Künste zu beklagen, wenn ich ihnen gleich nichts sagen werde, das sie nicht eben so gut, wie ich, erfahren haben sollten Wenn ich ehemals einen Künstler besuchte, von dessen Geschicklichkeit und Talent ich überzeugt war, und wenn ich sah, wie er mit aller möglichen Sorglosigkeit eine Färberei zusammen strich, welche jeder Sudler verfertigen konnte: wie ärgerte ich mich darüber! Wie eiferte ich, ihm zu sagen, daß das Ganze nichts tauge, daß keine Wahrheit und kein Ausdruck darin liege! Ich lies nicht ab, bis ich ihm jeden Theil herab gemacht, und ihm gesagt hatte, daß ihn die Nachwelt für einen Stümper halten und vergessen werde. Und wenn dann der Mann dabei so gelassen und kalt blieb, und mich so ansah,

als verstünde ich die Sache nicht, und als wüßte ich das Umständliche davon nicht! Aber nun wünsche ich, der Nachwelt die Bescheidenheit einflösen zu können, aus einem geringen Werke nicht gerade zu auf geringe Fähigkeiten zu schliesen, und die Sache, wie sie entstund, zu betrachten. Mitten unter unserer Kunstkennerei bleibet gewöhnlich der Künstler ein Tagwerker, und für sparsames Geld muß er uns einen Lorber ins Meer und einen Delphin ans Land malen. Man kann nicht sagen, daß unsere Fürsten gegen die Werke der Künste gleichgiltig blieben, fast alle haben sie auf die grosmüthigste Art unterstüzet und ermuntert. Sie zieren ihre Palläste und Gärten mit Meisterstücken aller Art, und sind stolz auf ihren Besiz, und glauben, das Kostbarste, das Rühmlichste, was sie einem grosen Fremden zeigen können, wäre ihre Bildersammlung, ihre Bibliothek, ihre Kunst- und Naturaliensammlung. Und das ist es auch, und das wird ihr Andenken noch erhalten, wenn auch schon die Werke, die sie veranlaßten, dahin sind; aber dann die Lücke weiter herab! Wie sollte ich mir das erklären? Sollte nicht in jedem Hause, wo Reichthum ist, auser einer schönen Bücher- und inländischen Naturaliensammlung, ein Denkmal ermunterter inländischer Kunst seyn? Wo man auf verächtliche Zeitmeubeln die Kosten von etlichen tausend Gulden verwendet?

Giebt

Giebt es eine herrlichere, anständigere Pracht, einen bessern Beweis von Einsicht und Geschmack? — Doch, ich mag diese Betrachtung nicht fortsezen. Unsere Klöster und Kirchen sind, allgemein gesagt, noch die einzigen, welche die Künste unterstüzen, freilich oft, so gut ihre Vormünder es vermögen oder verstehen, von welchem leztern die Erscheinungen nicht immer die besten sind.

In der hiesigen Kirche soll ein schönes Gemäld, die Enthauptung des h. Jakobs von Dübelli, einem Italiäner, seyn; allein ich konnte nicht das Geringste davon sehen; denn eben war der Altar gezieret, und da befand man, wie das auch in andern Kirchen gar nicht ungewöhnlich ist, für gut, das Gemälde zu bedecken. Neben der Kirche ist eine kleine Kapelle, welche der Kapelle des h. Grabes in Jerusalem ähnlich seyn soll. Ein gewöhnliches und uraltes Denkmal von dem Geschmacke unserer Voreltern, welche überall das Schauerliche einer hohen Traurigkeit suchten; und in Wahrheit, man befindet sich in den dunkeln Tempeln, die von ihnen kommen, so wohl! Man sammelt sich so heimlich, ist so ganz bei sich selbst! Was mir aber, je weiter die Denkmäler, Gemälde, Aufschriften und Verzierungen den leztern Zeiten sich nähern, immer auffällt, ist eine Gleichförmigkeit des Geschmackes, der sich gerade aus den Schulen fortgepflanzet, und

sich aller Stände und unserer Sinnen bemächtiget hat. Man sieht überall die Schüler, die nichts bessers kannten, als den Ovid de tristibus und die Epigrammata Martialis, und zur Noth den Virgil, den sie als einen gar vornehmen Lateiner verehrten. Sogenannte Symbola, Spiese und Chronologica in Grabsteine und Aufschriften ist ihre Poesie. Rührend sind indessen doch diese Grabschriften, und die Todten reden darin gewöhnlich den Wanderer an. Sie rufen ihm, still zu stehen, und nachdem sie ihm eine Menge mühsam ausgedachte Worte gesagt, womit sie ihn gleichsam gewinnen wollen, so bitten und beschwören sie ihn am Ende immer um ein einziges Ave; dann mag, sagen sie, der Wanderer seines Weges gehen und wohl leben. Darin liegt so etwas Vertrauliches, und so viel vom lebendigen Glauben, der gesunde und starke Seelen macht und erhält! Besonders beklagen sich die jungen, und ach, sie hätten es nicht vermuthet, sagen sie uns, daß sie so bald hieher kommen würden. Und dann ihr Kummer, der wahrhaftig schwerer auf ihrem Herzen lag, als der Stein auf ihrem Grabe, ihr Kummer wegen ihrem Schicksale in der künftigen Welt! Dies treiben sie zuweilen, von einer schwermüthigen Einbildungskraft geleitet, bis zur Niedergeschlagenheit, und das Gefühl der heitern Freude über die Glückseligkeit der seligsten Verwandlung,

und

und des Ueberganges in ein Leben ohne Aufhören ist ferne von ihnen. Der Angstschweis saß ihnen auf der Stirne, als sie daran dachten, und die Rosen welkten und sanken ihnen vom Haupte. Das ist ein wichtiges Datum für die Geschichte, für die Weltweisen und Beherrscher, und wir bemerken es so wenig!

„Wanderer, was fragst du, wer ich gewesen „bin? frage vielmehr, wer ich izt sei. Ach, der „grose Schatten eines grosen Prinzen. Da befinde „ich mich nun in den Finsternisen, und vermodere „im Purpur, ich Armseliger! Ich wußte wohl, „daß dies einst mein Loos seyn würde; aber daß „dies so bald seyn würde, wußte ich nicht. Ein „plözliches Verhängnis beschleunigte mein endli„ches Schicksal. Ich kam in dies Leben allein dar„um, daß ich aus dem Leben gehen sollte. Und „was willst du dir hoffen? Ach, es ist eine lautere „Eitelkeit um uns, wir mögen nun seyn oder nicht „seyn. Das Leben ist der Weg zum Sterben. Und „warum erschrickst du? Wir müssen sterben, ach, „sterben müssen wir, ungesichert des Zukünftigen. „Geh Wanderer, und komm nach einer Weile wie„der zurück. Morgen wirst du nicht wollen, und „heute wirst du können. Wie, und du stehst noch „da, Wanderer? Es folget dir schon der bleiche „Henker, daß er dich ergreife. Du wirst gehen,

„ach, du wirst nach dem schaudervollen Richterstuhle „gehen, wo der Richter erschrecket, wo jedermann „zittert, wo viele anklagen, und niemand verthei„diget. Und du wirst ohne Gefährde dahin gehen. „Wohin, ach wohin Armseliger, was suchst du? „Hoffen kannst du, fürchten kannst du, aber wie „du leben könnest, das kannst du nicht wissen. Die „Gottheit hat die Sünde und hat den Richterspruch „verborgen, damit du sehen mögest. Nun gehe, „und lerne sehen, ehe den Augen ihr leztes Licht „verlöscht, und da, ach des Lichts beraubet, ewig „umher irrest, weil du hier irrgegangen bist „

Diese ist die Grabschrift eines grosen Prinzen, der im Schlosse Dachau gestorben, und in Regensburg begraben worden ist. Und auch er war in Arkadien.

Doch, ich will einmal beschliesen, und Ihnen nur noch zwo Begebenheiten erzählen, so will ich ein Paar kleine Erscheinungen nennen, die mich besonders erfreuet, und einige Wünsche, welche indessen niemals in Erfüllung kommen werden, in mir erreget haben. „Heute, schrie jemand, nachdem das Volk durch den Trommelschlag aufmerksam gemacht worden, wird das Theater mehrmal eröffnet, und daselbst vorgestellt werden: **Der spröde Silvio.** „ Das Stück wurde erst nach der Arbeit am Abend aufgeführt, und daher war ich nicht so glück-

lich,

lich, dabei zu erscheinen; aber so erfreulich war diese Ankündigung für mich, als bald nachher ein Lied aus dem Hagedorn, das in dem Gasthause, wo ich abstieg, ein Mägdchen und ein Jüngling anstimmten. Die Natur und eigene Lust thut immer mehr, als die Anweisung, und wenn wir das, was, so zu sagen, wild hervorwächst, nur wenigstens leiten wollten: wie viele Gelegenheiten, nüzliche Kenntnise auszustreuen, und Sitten zu schaffen und zu bilden, hätten wir in Händen! Nachdem der Hang nach Schauspielen so allgemein ist, daß kaum ein etwas beträchtlicher Flecken seyn wird, wo sich nicht von Zeit zu Zeit, eine kleine herumirrende Truppe, wenigstens etliche Täge, erhält: sollte man eine solche Gesellschaft nicht unter öffentlichen Schuz und Aufsicht nehmen, und Regierungsabsichten damit verbinden? Sollte es einer solchen Truppe nicht eben so leicht seyn, die Vorurtheile und schädlichen Mißbräuche der Landleute lächerlich zu machen, mitunter nüzliche Begriffe und Lehren einzustreuen, und, mit einem Worte, den allgemeinen Verordnungen voran zu gehen, als es selben leicht fällt, so lange und so oft man will, an einem Tage zu spielen? Wenn beinebens eine solche Truppe mit der Schauspielergesellschaft in Verbindung stünde, gemeinschaftliche Absichten — doch Absichten beim Theater! Wie mancher würde lachen, wenn er dies

lesen sollte! amat nummum in loculos demittere, und man bekümmert sich wenig, cadat: ac recto stet fabula talo. Dies möchte wohl noch so überhaupt der Geist des Theaters seyn, ein Pachtwesen und Wirthschaftssache ꝛc.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie mir gut. Ich bin mit wahrer Hochachtung ꝛc.

An — v. P —

Den 24. Wonnemonat.

Niemand, mein liebster Freund, kann sich mehr freuen, als ich, daß Sie die Kenntnise der Statistik bis zu dem beinahe leidenschaftlichen Eifer, welchen Sie für dieselbe bezeigen, lieb gewonnen haben. Von der Ausübung wahrer statistischer Grundsäze hanget in der That das Wohl eines jeden Landes ab, und wo die gesunden Begriffe derselben verschwunden, und jegliche Verhältnise in Unordnung gerathen sind: da fassen auch Künste und Wissenschaften nur selten einen Grund; denn Armuth und Sittenlosigkeit wird alle bessere Gedanken und Vorschläge vereiteln. Noch einmal, ich freue mich von Herzen, und das doppelt bei Ihnen, da Sie ein Mann sind, der die Litteratur und ein Buch liebt, und die Lectur der Alten in freien Stunden für seine Belohnung hält. Ihnen muß alles geschwinder und näher erscheinen, und wo andere in Verwirrung gerathen, und für das Gute unüberwind=

windliche Beschwernise finden, da ist Ihnen die Sache nicht neu, noch ungeheuer. Sie haben sie långst gelesen und ausgedacht, und unternehmen ihre Ausführung mit Nachdruck und Gewißheit des guten Erfolges.

Ich wollte mir die Freude machen, Ihnen einen kleinen Staat zu beschreiben, (denn im Grunde betrachtet, ist jedes Dorf, das geniest und giebt, das einnimmt und ausgiebt, ein kleiner Staat) und gieng aus dieser Absicht nach Dachau, einen nicht unansehnlichen Markt, mit welchem ich den Anfang machen, und dann mit den Ortschaften um München fortfahren wollte; denn die Sache ist faßlicher und angenehmer im Kleinen, wo sie zuversichtlicher mit allen Umstånden vor Augen liegt; allein, was ich Ihnen heute werde sagen können, mag Sie nur noch ahnden lassen, was ich mich künftig beeifern werde, Ihnen mit aller Genauigkeit zu beschreiben.

Mir ist allemal bang, wenn ich höre, daß ein Ort von dem ehemaligen Daseyn einer Herrschaft entstanden, und ich verspreche mir gleich anfangs immer mehr von den Flecken und Dörfern, welche z. B. auf hausen sich enden. Diese sind gewöhnlich aus eigener Kraft und Fülle entstanden, und die Quelle, welche bei ihrem Ursprunge sie nährte, erweitert sich, wenn sie gepflegt wird, fast täglich;

— in=

— indessen sich bei Entfernung einer Herrschaft, bei der Abnahme einer Wallfahrt, (denn auch diesen haben manche Flecken ihr Daseyn zu danken,) in kümmerlichen Umständen befinden und erkranken. Ich habe einst einen Ort, wo ehemals ein groser Zusammenfluß von Pilgrimen war, ganz voll Wirtshäuser angetroffen, und in einem andern fand ich eine ganz übersezte Menge Handwerker, bei denen niemand eine Arbeit bestellte. So würde mancher Grose, dessen Einsichten und Geschmack man gegenwärtig nicht genug rühmen kann, da stehen, wenn ihm ein hartes Schicksal plözlich die Vorzüge seiner Geburt und seines Reichthumes benehme, und ihn mit seinen Eigenschaften in die Welt sezte, ihn allein. — Wie wohl diese Gleichnis auf jene Flecken, die ich sehe, ist hart, und ich will damit nichts, das sie kränken könnte, gesagt haben.

Wenn indessen in sölchen Flecken nur ein und anderer Solon ist, so wecket das Eindringen des Bedürfnises bald die vielleicht schlummernden Kräfte der Einwohner. Man gräbt die Erde um, untersuchet die Beschaffenheit und das Verhältnis der Gründe, baut und reißt ein, kauft und handelt, und, mit einem Worte, man bewirbt sich um eigenen Gehalt, und um die Sicherheit eines eigenen Einkommens.

In Rücksicht dessen muß es für jeden Beobachter

an=

angenehm seyn, der Dachau vorbei reiset. Wenn man von München dahin kömmt, sieht man zu beiden Seiten die schönsten, fettesten Heuänger, welche noch bei unserm Gedenken ein moosigter Boden, und so genannter Blumensuch waren. Die Pläze sind unter die Einwohner vertheilet, und zwischen jeden ist ein tiefer Graben, wo das Wasser ablauft. Mit dem Heue, welches darauf sehr gut fortkommt, unterhalten nunmehr jene nach München und den benachbarten Orten einen vortheilhaften Handel. Dazu kömmt Getraid und Holz, die wichtigsten Produkte in diesem Gerichte, so nennet man die Ortschaften, welche zusammen gehören. Es sind darin bei 13 Förste, und die meisten Holzarten kommen trefflich fort, zumal wenn sie gut gehalten werden. Aber oft sind es kleine unbemerkte Quellen, welche das Meiste thun, und darum pflege ich überall darauf zu sehen, und nach ihrem Zustande mir von der erfindenden Industrie der Einwohner vortheilhafte, oder geringe Begriffe zu machen. Ich wünschte überall zu erfahren, ob einige Art von kleinen Manufakturen zugegen sei, ob mit der Bienenzucht, mit dem Flachs- und Seidenbaue, mit Baum- und Gartenfrüchten etwas Beträchtliches unternommen, und ob einige Aufmunterung dazu geschehen sei. Ich sehe hier so manche Kleinigkeit, so möchte mans nennen, wenn sich nicht viele Familien davon

er=

ernährten, von den äusersten Gränzen des Landes, zumal von den arbeitsamen Schwaben herein, auf den Markt kommen, und freue mich immer der Leute, die so stille Quellen gesucht und gefunden haben. Was ich von der Art in Dachau antraf, ist nicht minder lobenswürdig. Es sind hier gute Ziegelöfen, von denen die Gegend versehen wird, und mit welchen nach München ein groser Verkehr gemacht werden könnte, wenn dahin ein Kanal gezogen wäre, so, wie einer bis nach Dachau gezogen ist. Auch eine Sägmühl, und etwas von einem Kalkofen sah ich, immer schöne Beweise einheimischer Industrie. Und ich will glauben, daß ich noch das Wenigste und Geringste gesehen habe.

Unter die angenehmen Erscheinungen, welche einem gegenwärtig fast an jedem Orte entgegen kommen, gehören die neuen Pflanzungen und Alleen guter Fruchtbäume. Man zeigte mir eine schöne Baumreihe, welche der Holzinspektor Wiehrl angelegt, und eine andere neu angelegte sah ich mit Vergnügen in dem Garten eines Bierbräuers, worin sich, nach meiner Uebersicht, bei achtzig Stücke befinden. Diese noch einzele Beispiele sind die Vorzeichen von dem klügern und reifern Bürgergeist der künftigen Welt; denn es ist kein Zweifel, daß, nachdem wir über die wichtigsten Dinge lange genug gestritten, und endlich die Schaale von dem Kern

un=

unterschieden haben, sie die Sache benuzen, und das, ohne weitere Umstände, ausführen werden, wo wir gar viel gethan zu haben glauben, wenn wir uns die kindische Unterhaltung machten, einander zu verhindern, und miteinander zu zanken. Ich konnte nicht umhin, mir öfters zu denken, wie leicht es wäre, wenigstens die Hälfte meiner Träume in dreien Nächten auf der Stelle ins Leben zu bringen, und dadurch zu dem Uebrigen den Weg zu bahnen. Wie leicht wäre es, ein öffentliches Fest, das wenigstens alle zehen Jahre gehalten würde, zu stiften, wo sich jeder Gerichtskreis versammelte, jeder Unterthan seine ökonomische Klage, seinen Vorschlag zur Verbesserung vorbrächte, und wo man es mit der Frage anfienge und beschlösse: Wo haben wir es lezthin gelassen? Gegenwärtig sind im Gerichte Dachau in 3501 Häusern, bei 4007 Heerdstätten 18647 Seelen: wie hat sich diese Anzahl vermehret? Welche Gründe sind indessen bebauet, oder vernachläßiget worden? Wie kann man dem vorbeugen, und in den folgenden zehen Jahren die gegenwärtigen Vortheile noch höher treiben? u. s. w. — Sind Sie nicht auch der Meinung, daß bei einer solchen Einrichtung einer schädlichen Gedankenlosigkeit und Verjährung der Mißbräuche vorgebeugt, und das, was eigentlich die Aufklärung des Landmannes betrift, unmittelbar bewürkt werden würde?

Neh-

Nehmen Sie mit dieser Kleinigkeit, als einem geringen Eingange dessen, was ich Ihnen künftig zu leisten gesinnet bin, vorlieb, und behalten Sie mich stets in Ihrem gütigen Andenken.

Ich bin mit ganzem Herzen

Westenrieder.

II. Fortsezung über einige Gemählde aus der Gallerie zu München.

Sollte auch ein kleiner Theil der Leser ein Vergnügen an diesen Beschreibungen finden: so ist dies Aufmunterung genug für mich, Ihnen noch eine, die gegenwärtige Fortsezung, zu empfehlen. Viele Dinge gleichen den Denkmälern, welche zuweilen ein Wanderer an unbewohntern, oder stillern Orten zum Andenken seines Hierseyns zu sehen pflegt. So ungesehen sie manches Zeitalter liegen: doch findet sie einmal eine gleichgestimmte Seele, welche ein günstiges Ungefähr dahin geführt hat; dann schmelzen die Herzen derjenigen, die sich nie einander sahen, in Liebe zusammen: und wer weiß, (wenn das Denkmal von Wichtigkeit ist) sezt nicht der Antheil eines Einzigen die Herzen Vieler in Flammen.

Ein solches Denkmal, so selten erkannt und genossen, ist der geistige Verstand des Künstlers in sei-

seinen Werken vom vorzüglichen Werthe. In der Art, wie selbe angelegt, in den Absichten, welche damit verbunden sind, liegt das Unsterbliche, das demjenigen, der es darin finden, und sich es erklären kann, zu grosem Vorhaben stärkt. Man sieht die Fusstapfen eines auserordentlichen Menschen auf einem Pfade, den wenige betretten haben, und wird hingerissen, denselben zu folgen.

Ich erinnere mich, Empfindungen eines jungen Menschen über Glucks Bildnis gelesen zu haben, worin er uns in einer Sprache, welche eine lautere Ode ist, sagt, was ihm daran erschienen ist. Wer dieser verliebten Begeisterung fähig ist, der verräth, däucht mir, Talente zur Kunst, und er darf nur nicht mit allem Fleise irre geführet werden, um zum Tempel des Ruhmes zu gelangen. Ich wünschte, daß man die Anfänger in der Kunst auf alle Art aufmuntern möchte, Gemählde, welche mit Begeisterung entworfen sind, mit diesem Auge voll schöner Schwärmerei zu betrachten, und ihren Geschmack nach Leben und Bedeutung zu richten.

Die zwei folgenden Gemählde sind vom Dominikus Zampieri, sonst Dominichino genannt. Sie sind auf Leinwand gemalt; das erste ist 7 Fus 4 Zoll breit, 5 Fus hoch. Das zweite 9 Fus 11 1/2 Zoll breit, 7 Fus 8 Zoll hoch.

Herkules morder seine Kinder und Gemah-

lin Megara. Wie die Gottheiten der Alten, Sinnbilder physischer Kräfte, geistiger Eigenschaften sind (*): so sind die sogenannten Halbgötter Ideale vollkommener Menschen, oder, welches eines ist, solcher Menschen, deren Betrachtung und Nachahmung zur Vollkommenheit führt. Und Herkules steht an der Spize derselben. Die Geschichte läßt ihn himmlischer Abkunft, höherer Natur seyn, läßt ihn dann durch seine schöne Wahl am Scheideweg sich für die Bestimmung eines rechtschaffenen und beherzteren Mannes erklären, dann unter schweren Arbeiten und Mühseligkeiten, als einen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts die Erde durchwandern, und vermählt ihn zulezt mit Hebe, der Göttin der ewigen Jugend. Sie giebt ihm den höch-

sten

(*) Noch hat man von der Mythologie vielfältig solche Begriffe, daß es überaus besser wäre, sie gar nicht, als auf eine so elende Art zu erklären. Man erzählet nämlich die frazenhaftesten, oft auch die Geschichten, die sich kaum anders, als auf eine sehr bedenkliche Art erklären lassen, und dies aus der Absicht, zu zeigen, wie blind die Heiden gewesen seyn mußten, um an solche Gottheiten glauben zu können. Was aber vollends eine scharfe Züchtigung verdient, ist die Gewohnheit in einigen, besonders sogenannten vornehmen Häusern, Kinder darin auswendig lernen zu lassen, als wenn daher, ich weiß nicht welche Kenntnisse, die man gleichsam zum Grunde aller übrigen legen müßte, zu holen wären. Damit thut man bei den Prüfungen gros, und wenn der sechsjährige Bub sagen kann, wer die Gemahlin des Vulkans gewesen, so weint der Vater, und weint die Mutter. Und man hat so viel über die Erziehung geschrieben!

ßen Körper- und Seelenadel, und, was nothwendig damit verbunden ist, die Heldengesinnung, nie zu unterliegen, und alles, was des Menschen Kraft vermag, für die Menschheit zu thun. Er sezte gedrückte Völker in Freiheit, vereinigte sie unter Gesezen, lehrte sie den Ackerbau, brachte ihnen Sitten bei, und die sanfteren Künste, wodurch sie befördert werden. Diese Bedeutung haben alle seine Thaten zum Grunde, und die gewaltige Keule führte er nicht, um zu morden, sondern um die einzele Ursache, die zum vielfältigen Mord Anlaß gab, wegzuräumen; denn auch ein Freund der Musen war er, und wo er empfindsamere Seelen fand, ergrif er die Leyer. Auch Schwachheiten und Fehler kannte er, und dann erregt sein Anblick Mitleid und warnenden Schauder. So erfand ihn einst der Weise, so schuf ihn der Künstler, und so waren beide beflissen, dem Wanderer auf allen Straßen ihn darzustellen.

Es mag nun der gegenwärtigen Geschichte etwas zum Grunde liegen oder nicht; sie ist eine der tragischsten, die man sich denken kann. Und Herkules durfte dabei nicht bleiben, was er war; er mußte von Sinnen seyn, um sie verrichten zu können. Juno haßte ihn, haßte seine Stärke und seinen Ruhm; und so rief sie eines Tages aus den tiefsten Schlünden der Hölle den Zorn und das Laster, das

sein eigenes Blut saugt, und den Irrthum, und die wider sich selbst bewaffnete Wuth, und sie sollten sich seiner bemächtigen eben im Beginnen einer unsterblichen That. Herkules genoß damals an der Seite seiner Gemahlin Megara, und im Kreise seiner vielen lieblichen Kinder aller Freuden häuslicher Glückseligkeit. Er kam eben von einer beschwerlichen Reise aus der Hölle zurück, und es ist ein vortreflicher Zug des Seneka, der ihn an Altar hinstellt, und ihn vom Jupiter den Segen über den ganzen Erdkreis erbitten läßt. „Der Himmel soll fest stehen an seinem Orte, und fest die Erde und die Luft! die ewigen Gestirne sollen nie ihre Laufbahn verfehlen! Ein gesicherter Frieden verbreite die Freude des Lebens auf Erden. In der Arbeit des friedsamen Feldes werde alles Eisen verbraucht, und kein Schwerd werde forthin gesehen! kein gewaltsamer Sturm mache wüten das Meer! Jupiter schleudere keine Pfeile seines Zornes herab! Kein Strom, vom tiefen Schnee genähret, wälze mit sich verwüstete Felder fort! Das Gift verliere sich, und keine Pflanze schwelle von giftigem Safte auf! Keine grausamen und gefühllosen Tirannen sollen künftig herrschen! Und soll auf Erden je wieder ein Verbrechen entstehen, so entstehe es bald, und beginnt es irgend eine verruchte That: mein sei die Rache!„

Und wie er so spricht und segnet, ergreift ihn

der

der rasende Ungestümm. Der Tag verschwindet vor ihm, und ihn deucht, die Sterne, und Sonne und Mond träten zurück. Schrecklich wälzt er die Augen, und ein wildes Feuer schwellt ihm die Adern. Die ungeheuren Riesen und Gestalten der Unterwelt sieht er, und Wälder, und Felsen will er aus den Wurzeln reissen, und Gebirge will er ausreissen, von gräßlichen Centauren erfüllet.

Und so stürzt er, mit dem Grimm von hundert Löwen, in den Kreis seiner Geliebten, schleudert ein Kind mit schrecklicher Gewalt nach der Erde, daß ihm, ehe es dahin kömmt, das Leben verfliegt; ergreift mit wütender Schnelligkeit das zweite, und hält es in die Höhe. — Dies ist der Augenblick, den der Künstler gewählet hat.

Und schleudert, und tödet alles Leben, das durch ihn lebte, und, da alles vollbracht und Juno gesättigt ist, kömmt er wieder zu sich, sieht die blutenden Leichen, sieht kleben Blut und Gehirn an seinen Händen, und glaubt, daß er träume: Wo bin ich? ruft er. In welcher Gegend des Erdkreises befinde ich mich? ruft er. Und schaut erstaunt und erschrocken auf diese und auf jene Leiche, und auf das Blut und Gehirn, das an seinen Händen klebt.

Wie ein gählinger Orkan leichtes Laub zerstreut und vor sich herjagt: so sind Kinder und Weiber durcheinander gerissen, so wie der Schrecken sie dort-

hin und dahin geschleudert hat. Linker Seits des Gemähldes stürzt eine der Wärterinen, den Rücken gegen den Zuschauer gekehrt, mit einer grausamen Angst ohne Bewußtseyn dahin; sie wirft beide Arme auseinander und voraus, und sieht sich im Laufen um, als glaubte sie, verfolgt zu werden. Sie weiß so wenig um sich, daß sie eines holdseligen Knäbleins nicht achtet, welches ihr entgegen schreiet, und mit dem kindlichsten Zutrauen bei ihr Schuz sucht. Es hat sich mit dem linken halben Leib in ihren Schoos verborgen, und streckt das rechte Aermlein mit der unwillkührlichen Bemühung, als wollte es etwas zurück drücken, von sich, und wendet das Gesicht seitwärts nach dem Mörder — so durch und durch bebend und nach Mitleid rufend! Kaum begreife ich, wie man solche Gemählde doch malen, und das schmerzliche Gefühl, das zur Vollendung desselben gehört, ausdauern könne.

Rechter Seits des Gemähldes sind vier Frauenzimmer zu sehen, von denen zwei ebenfalls in höchster Eile davon jagen. Die eine, welche voraus läuft, noch sehr jung — (sie hat etwas gekräuselte, und mit einem kaum sichtbaren Bande in einen Knoten gebundene Haare; einen rothen Rock bis auf die Füsse, und über dem einen gelben, ebenfalls zugebunden) faltet die Hände, nach der Art äusserst

er-

erschreckter Personen, übereinander und eilet, eilet, ohne sich umzusehen. Die ältere, welche ihr folgt, ist vermuthlich diejenige, deren Kind, dessen Wärterin sie war, Herkules zuerst getödet hat. Sie ist ganz ausser Fassung, und reißt, ohne Besinnung, und mit aller Anstrengung ihrer Kräfte in die Flucht aus. Ihr hochrother Schlender, über den sie einen blauen Ueberrock, welcher ihr über die rechte Schulter herabgefallen ist, trägt, fliegt hoch in die Luft, und alles zittert und bebet an ihr. Sie hat ihr ganzes Gesicht, und den Oberleib gegen die gräßliche Scene zurückgekehret, und sendet zu gleicher Zeit ihre Arme voraus, die gewisser massen durcheinander fallen, wie die schlotternden Knie, die ihr bald brechen werden.

Die übrigen zwo, worunter sich die Mutter Megara befindet, hat den Schrecken fest an Ort und Stelle gehalten. Sie wollen, und können nicht fliehen, und wollen retten die Kinder, um die sie sich annehmen, und wissen nicht, was sie thun. An die junge Frau, welche bei der Megara blieb, und ihr zur rechten ist, hat sich ein Kind um ihren linken Arm mit beiden Aermlein geklammert; sie aber faßt es mit der rechten Hand, und drückt es rückwärts mit aller Gewalt nach sich zurück, als würde selbiges bei ihr Sicherheit finden. Sie neiget sich, theils durch das Ziehen des Kindes, theils um es

zu verbergen, gegen selbiges herab, und das tod-bleiche und knatternde Gesicht wendet sie mit einem Blick voll Entsezen nach dem Kinde, das sich in des Mörders Händen befindet. Sie ist in einem grünen Rocke, unter welchem oben am Halse das Hemd zu sehen ist, gekleidet, und lichtbraune Haare, in dem Scheitel auseinander gekämmt, fliesen ihr, ganz aufgelößt, die linke Schulter herunter.

Was die Megara kenntlich macht, ist nicht so fast ihr besserer Aufzug (sie ist mit einem gelben Schlender bekleidet, welcher auf der Schulter vermög einer röthlichen, mit einer goldenen Schnur durchwürkten Schleife festgemacht ist; hat Gehänge in den Ohren, und die hochschwarzen Haare mit einem Bande, worauf kostbare Steine zu sehen, umwunden) — als ihre zärtliche Sorgfalt, woran man die Mutter erkennt. Sie ist von Schrecken zur Erde, und auf das rechte Knie gesunken, faßt das schreiende Kind, das sie retten will, mit der rechten Hand hinab am Schenkel, mit der linken am Köpfgen, daß die Finger über dem Gesichte tief liegen, und drückt es mit feuriger Inbrunst an sich. Sie befindet sich noch eben in dem betäubenden Schrecken des ersten Augenblickes, und das Entsezen ist in ihren starren und etwas hervorgetriebenen Augen, und in dem geöffneten Munde, aus dem der Athem wegbleibt, sichtbar und lebendig. Sie

be-

begreift nicht, und sieht, und weiß nicht — und bleibt, wie eingewurzelt da, wohin sie die Angst, und eine unwillkührliche Gewalt beim ersten Anblicke geschleudert hat.

Ich komme zum Herkules, als der Hauptfigur dieses Gemähldes. Und hier ist das, was ich an dem Künstler vorzüglich bewundere, jene hohe Ruhe mitten in der Wuth. Nie hat Herkules eine That vernichtet, wo alle seine Kräfte in eine solche Bewegung kamen, wie hier, ähnlich dem tobenden Aufruhr des aufgebrachten Meeres; dennoch ist nichts gewaltsames, nichts ausserordentliches, das, (die That selbst ausgenommen) von Raserei zeugte, in der Stellung, oder in irgend einer Muskel zu sehen, sondern alles befindet sich in jener einfachen Grosheit, nach der die Alten mit so vieler Sorgfalt gestrebet haben. Was Cicero dem Sophokles in Betref eben dieses Helden vorwirft, daß er ihn in seinen Schmerzen zu weibisch klagen (*) und jammern läßt, das suchten die philosophischen Künstler auch im Aeussern durch anständige Stellungen zu vermeiden, und sie vermieden daher das Ange-

(*) Siehst du wohl, sagt er bei dieser Gelegenheit, wie viele Uebel die Dichter unter uns anrichten? Sie lassen ihre grösten Helden auf der Schaubühne weinen, und benehmen dadurch (indem sie so sehr gefallen, daß man sie nicht liest, sondern auswendig lernt) unsern Gemüthern alle männliche Festigkeit ꝛc.

strengte, nach welchem die Erschöpfung der Kräfte folgt.

Ein Körper, der unter tausend andern immer der einzige seyn würde, wie der werden mußte, der durch Uebel wuchs, — doch Beschreibungen des Herkules sind bekannt, und es ist Verwegenheit, hier etwas Neues, oder das Alte so treflich beschreiben zu wollen, wie der es konnte, der das Göttlichste davon im Torso gesehen hat. „Ich sehe hier, schreibt er, den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, den Ursprung der Muskeln, und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeiget sich, wie eine von der Höhe der Berge entdeckte Landschaft, über welche die Natur den manigfaltigen Reichthum ihrer Schönheiten ausgegossen. So, wie dessen lustige Höhen sich mit einem sanften Abhang in gesenkte Thäler verlieren, dahier sich schmälern, und dort erweitern: so mannigfaltig, prächtig und schön erheben sich hier schwellende Hügel von Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte, als dem Gefühle, offenbar werden.„

So wie ihn die Wuth bei einem ruhigen Geschäfte ergrif: hat er die Löwenhaut über den Rücken und den Kopf, das indessen eben dazu dienet, die Schrecken seiner Gestalt zu vermehren. Sein

entflammter röthlicher Körper wird eben dadurch erhoben, und zwo Kreulen, die von der Haut über beide Augen herabhängen, verbreiten Furcht und Grauen. Er wälzet dieselben nach der Seite, wild und fürchterlich, und die zusammengedrängte Kraft in allen Gliedern verrathet die entsezliche Geschwindigkeit, mit der er zu Werke gehet. Er hat das Kind, welches mit aller Macht nach Hilfe ruft, und das kleine Köpfgen und beide Aermlein zurückwirft, um die Mitte mit beiden Händen gefaßt, und zusammengepreßt, und holet, indem er den Körper zurück wendet, und mit dem rechten Fuse sich in die Höhe schwingt, nach allen Kräften aus, um es augenblicklich zu zerschmettern. Als er nachher den armen Lychas ergrif, ihn in das euböische Meer zu schleudern, wurde derselbe in den Lüften zu Stein. So sagt die Fabel, um die entsezliche Gewalt anzuzeigen, womit jener geschleudert ward. Und hier geschieht das auf der Erde, die er mit seinen Füsen berührt. Ich weiß dem Künstler Dank dafür, daß er uns das Kind, welches bereits tod liegt, nur bis zur Hälfte gezeiget hat.

Wie man die Scene ansieht, erblickt man immer nur ihn; ihn in der Flucht, und im Bleiben, und im Entsezen, das die Anwesenden, wie leichte Splitter, zerstäubt hat.

Die Scene geht in dem Zimmer vor, worin sich

Me-

Megara mit ihren Kindern und deren Wärterinnen, im müttterlichen Stolze und zärtlicher Frölichkeit befunden hat. Das getödete Kind liegt neben dem kleinen Zimmerfeuer, welches ganz lichtgelblicht gemalt und von sehr guter Würkung ist.

Die Kleider der Frauenzimmer bestehen in einem langen Rocke und einem Mantel, welcher, so wie jener, in der heftigen Bewegung, verschieden zurück fällt. Die goldgelben, oder schwarzen Haare sind ihnen auf dem Scheitel meist auseinander gekämmt und sehr einfach zusammengebunden. So haben sie auch sonst keine auffallende und gesuchte Zierde, wodurch sie den geringsten Verdacht sich zuziehen könnten, daß sie die Absicht gehabt hätten, sich verschönern zu wollen. Sie sind sämtlich edler, ausgebildeter Natur, mit Gesichtszügen voll liebenswürdiger Einfalt, und in der Rosenblüthe ungekränkter Gesundheit. Sie sind keine Erdichtungen; aber die Schminke unserer Zeiten würde sie häßlich verstellen, und unser Kopfpuz würde sie zu unausstehlichen Abentheuern machen. Alle ihre Bewegungen sind Beweise einer guten Bildung: denn bei aller der Heftigkeit ihrer Bewegungen bleiben sie gros, und in den Schranken einer gewissen Anständigkeit, die edel erzogenen Personen stets eigen ist. Ihre Gestus sind nicht reissend und verzerrt, noch weniger grinsen ihre Gesichter u. s. w.

Her-

Herkules spinnet im Dienste der Omphale.

Ob man es nicht für eine Pedanterei halten würde, wenn jemand sich, aus Achtung gegen den grösten der Helden, jener gutherzigen Meinung annehmen wollte, Herkules sei zum Spinnen gezwungen worden? Ganz gewiß, und niemand würde dabei geschäftiger seyn, als unsere Theaterphilosophen, (wer hat je von einer Philosophie der Malerei gehört, oder einem Maler zugemuthet, daß er bei der Wahl und Anordnung seiner Scene, an Menschenverstand und Ehrbarkeit denken soll?) — nach deren Ausspruch und Beispiele, die sie uns geben, dies einmal eine artige, feine und galante Handlung war, die man bei einem Herkules gar nicht gesucht haben sollte. Dies ist es nun, was den Löwenbezwinger erst liebenswürdig macht, und von ihm die vortheilhafte Meinung erweckt, daß er nicht blos die Tugenden eines grosen Mannes, sondern auch eine feine, gefällige Lebensart, den Ton der grosen Welt, und die Gabe besessen habe, den Beifall der Damen zu verdienen. Es wundert mich daher nichts mehr, als daß man diesen Mann mit der Keule nicht öfters nach der Bühne bringt; denn es giebt nicht bald einen andern Gegenstand, der so erquicken, so ganz dem Dinge, das man sucht, und beklatscht, ähnlich seyn, ich getraue mir zu sagen, so einträglich seyn würde, wie dieser. — Vergeben

ben Sie mir diese Ausschweifung, meine Freunde! der Inhalt, der für uns so wichtig und wahr ist, daß ich glaube, kaum ein oder der andere, die für das Theater arbeiten, würde den Muth haben, der Vorstellung die Wendung zu geben, die bei dieser Geschichte der Künstler gewählet hat. „Aber er mußte doch die Liebe seyn lassen, was sie ist.„ Freilich! Vielmehr, Herkules ist bis über die Ohren verliebt.

Er ist, im gewissen und entgegen gesezten Verstande, was er bei der vorhergehenden Handlung war; rasend ist er, und seine Verlegenheit sagt uns offenbar, er sei das nur Einmal, nur jezt in seinem Leben gewesen.

Man hatte ihm vermuthlich gesagt, daß es die Königin gerne sähe, wenn er zu diesem Dienste sich verstehen wollte, und Herkules ließ sich eben bereden, die Spindel anzunehmen, welche von einer schlauen Gespielin der Königin einer Magd abgenommen wurde. Und jener fieng kaum an, ihrem Willen zu folgen, als sie die Omphale herbei führte, dies Wunder zu sehen. Sie zeiget ihrer Gebieterin mit einem Gesichte voll losgelassener Lustigkeit nach dem Helden hinab. Dacht' ichs nicht, sagte sie, daß er dazu sich verstehen würde! Und was der Muthwillen ihr eingiebt, das sagt sie der Königin, welche sich über ihre Einfälle zu belustigen scheinet.

Es

Es ist, als wäre sie gekommen, sich mit ihren eigenen Augen zu überzeugen, ob die Sache sich würklich so befände. Halb sieht sie seiner Arbeit zu, und halb horcht sie auf die schalkhaften Erzählungen ihrer Gespielin. Auf ihr Angesicht scheinet nie etwas Gebieterisches gekommen zu seyn; aber, was weit empfindlicher demüthigt, wenn man dem gehorchen muß, desto mehr Leichtsinn, wobei man des Geliebten nicht zu achten scheinet, ist darauf, und jene feine, unschuldige Blödigkeit des arglistigen, weibelnden Wesens. Sie hat die Löwenhaut, die ganz verschönert aussieht, über den Kopf und um den Rücken und die Mitte gezogen, und erscheinet in einer Stellung, die sogleich die Art erkläret, womit sie den Helden behandelt. Mit dem linken Arm lehnt sie sich auf die Keule, und langt noch über dies mit der rechten hinab, um sich daran fest zu halten, und sich das Stehen gemächlicher zu machen. Sie wird ihren Helden nie mit Worten, worin etwas Zudringliches, oder Befehlendes läge, beherrschen, sondern mit lauter Sanftmuth, mit zärtlichem Bitten und liebkosender Gütigkeit wird sie ihm vorschreiben, wie viele Athemzüge er holen darf, und macht' er nur eine Miene, als wenn er nicht ganz entzückt wäre, ihre Befehle zu entrichten: so wird sie von Undank und Rohheit sprechen Sie hält sich für den Mittelpunkt der irdischen Verehrung, und

glau=

glaubt, mit einem nachläßigen Winke werde sie alles in Bewegung sezen.

Diese Züge scheinen niemand weniger, als dem Herkules entgangen zu seyn, und eben jezt befindet er sich in einer peinlichen Lage. Er ist gleichsam bis über die Ohren erröthet, und hat den Muth nicht, jemand anzusehen. Er heftet seinen Blick weder nach Omphale, noch auf die Erde, sondern so hin blickt er, und scheuet alles, was auch unbelebt, ein Zeuge seiner Handlungen seyn kann. Er sizt auf einem niedern Stuhle, über dessen Rückkehre ein Theil seines grünes Mantels, den er um die Mitte gewunden hat, zurück gelegt ist. In der Linken hält er den Rockenstiel, und mit den Fingern bringt er eben den werdenden Faden an den Mund, und mit der rechten drehet und wirbelt er den Faden um die Spindel, welche er niederwärts fliegen läßt. Dies verrichtet er mit einer gewissen Verwirrung, wobei er wünscht, daß die Ordnung der Dinge sich ändern, oder er diesen Augenblick weit von dannen seyn möchte. Wenn jemand ihn sähe! Wenn einer seiner Gefährten dazu käme! Noch ist das Ehrgefühl nicht in ihm erlöscht, und auf seinem bleichelnden, fieberisch erhizten Angesicht erscheint der Kampf, den er seit einiger Zeit wider seine eigene Empfindung gekämpft hat. Es ist ihm nicht möglich, seinen gegenwärtigen Zustand

mit

mit seinen Eigenschaften zu vereinigen, und es ist ihm, so wähnt er, unmöglich, demselben zu entfliehen. Er fühlt sich zu stark und zu schwach zu gleicher Zeit, und fürchtet sich vor seinen eigenen Kräften, und ist auf dem Wege dumm zu werden. Schon glänzen ihm seine Haare und sein Bart von weiblichen Salben.

Hinter ihm, und ihm zur Rechten steht ein geflügelter Genius, Amor vermuhtlich, der in vollem Triumph gegen Omphale lächelt, und beide Arme nicht ohne bittern Hohn von sich nach dem Herkules wirft. Da sizt er! scheint er zu sagen. Tiefer ist er, als wir je hoffen konnten, erniedrigt.

Eine der schönsten Figuren, und die bedeutendste unter den weiblichen, nach meinem Gefühle, ist eine Frauensperson, welche hinter dem Herkules, ihm zur Linken, steht. Sie hält die Arme übereinander geschlungen, und senket den Kopf seitwärts auf den Helden herab, mit einem Lächeln, welches das Innerste ihrer Gedanken anzeiget. Sie hält das Mittel zwischen der Kokätterie der bereits beschriebenen Weiber, und dem plumpern Wesen der Magd, von der ich nachher reden werde. Ihr Lächeln ist nicht beissender Hohn, auch nicht ganz die Freude weiblicher Eitelkeit, einen so berühmten Helden von ihrem Geschlechte so weit herab gesezt zu sehen, sondern eine Art von beschämendem Mitlei-

den. Nun, sagt sie, so ist dann auch der —! Sie sieht ihn, wie gesagt worden, nicht blos an; sie betrachtet ihn und sein Werk, und fühlt ganz das Belachenswürdige, das den Herkules vielleicht tief verwunden müßte, wenn er auffähe. Er aber hebt seinen Blick weder nach der Omphale, noch senket er ihn nach der Erde; sondern sohin blickt er, und scheuet alles, was, auch unbelebt, ein Zeuge seiner Handlungen seyn kann. Ich halte dies für den feinsten und geistreichsten Zug in dem ganzen Gemählde. Natürlich hört er das Flistern und den grausamen Scherz, mit dem sich Omphale, wie so ganz in Einfalt und Unschuld über ihn lustig macht; er wünscht, mitscherzen zu können; aber es geht nicht an; er kanns nicht von Herzen, und die Verlegenheit darüber macht ihn immer verlegener. Wenns nur diesmal vorüber wäre! denkt er heimlich bei sich.

Die genannte Frauensperson ist mit einem ganz geschlossenen rothen Rocke bekleidet, das ihrem etwas bleichern Gesichte überaus wohl läßt. Von der rechten Seite fließt ihr ein blaßgelber Mantel von der Schulter.

Hinter derjenigen Frau, welche die ganze Scene so angerichtet, und dann die Omphale hergeführet zu haben scheinet, erblickt man eine etwas jüngere Frauensperson in einem gelben Rock, und röthlicht blauen Mantel, welche voll Bewunderung zu

seyn

seyn scheint. Sie ist mit der Omphale gekommen, das Wunder zu sehen; und nun sie es sieht, kann sie sich nicht enthalten, darüber auszurufen: Sie weiß nicht, wie sie in diesen Anblick sich finden soll.

Noch ist die Magd übrig, welcher von jener verschmizten Frau die Spindel abgenommen worden. Eine gut angelegte Figur. Sie ist, in Vergleich mit den andern, ein dickes, starkes, halb rohes Mensch; sie blieb, ungeachtet der Ankunft ihrer Gebieterin, in ihrem Stuhle sizen, an dessen Seitengestell sie sich mit der linken Hand stüzt. Sie ist jezt gleichsam in ihrem Elemente, und lacht recht herzlich, aber nicht so sehr über die Erniedrigung des Herkules, eine Erscheinung, welche sie kaum aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten weiß, sondern vielmehr über die kleinen Ungeschicklichkeiten, welche sie, die sie die Sache weit besser versteht, den Helden begehen sieht.

Ein Künstler wird ohne Zweifel Schönheiten einer andern Art in diesen Gemählden sehen, die ich nicht berühret habe, nicht berühren wollte, weil sie nichts zur Bedeutung, nichts zum geistigen Wesen des Gemähldes beitragen, und, wo man sie hinmalt, überall das nämliche sind.

Die Frauenzimmer haben ihre Haare ganz simpel oben in Knoten zusammen gebunden, und nur die Frau, deren ich am ersten erwähnt habe, hat darüber eine Art violetner Haube gezogen.

Den Frauenzimmern, welche Mäntel haben, fliesen dieselben von den Schultern in die Luft. Man muß also annehmen, daß sie diesen Augenblick gekommen, oder an einen öffentlichen Ort gestellet sind. Im ersten Gemählde strömt dem Frauenzimmer, das zur Rechten abjagt, ihr rother Schlender, über welchen sie einen blauen Mantel gezogen hat, hoch in die Luft, wodurch das Kind, welches Herkules in der Nähe dahin hebt, sehr erhoben, und das Gemähld überhaupt angefüllt und verschönert wird. Dies hat hier wohl seine guten Ursachen; aber ausser dem ist es nicht überflüßig, nachdem man die Hauptsache eines solchen Gemähldes übersehen, seine Aufmerksamkeit auch auf solche scheinende Nebendinge zu richten, wodurch man lernet, nichts ohne Ursache zu thun. Es scheinet, einige Künstler haben die Regel, daß einem Maler und Dichter von jeher alles erlaubt gewesen, unrichtig verstanden, und sie glauben, es sei alles gut vollendet, wenn es nur gut gemalt ist. Daher lassen sie die Mäntel mitten in geschlossenen Zimmern rechts und links in die Luft flattern, und einem kleinen dünnen Wölkchen, oder dem Köpfchen eines Genii muthen sie zu, grose schwere Leiber durch die Lüfte zu tragen.

Eine arme Mutter kämmt ihrem Sohne den Kopf. Dieses und das folgende Gemählde ist von

Barth.

Barth. Murillo: beide sind auf Leinwand gemalt und 4 Fus, 5 1/4 Zoll hoch; 3 Fus 6 Zoll breit.

So sehr ich die Gemählde schäze, deren ich eben erwähnt habe; in meinem Zimmer möchte ich sie nicht sehen, und tausendmal lieber wären mir die kleinen, stillen, lieblichen Scenen, wobei das Herz, wie das müde Aug von einem guten Glase erfrischet und so leicht entlassen wird. Ich will mir die Freude machen, mit diesen nach ihrem Inhalte, und zumal im Vergleiche mit den vorhergehenden unwichtigen Begebenheiten des häuslichen Lebens zu beschliesen, und will die friedfertige Hütte besuchen.

Beim ersten Anblicke will man, wenn man eben eines von einem grosen Inhalte gesehen hat, eines solchen, das, wie das gegenwärtige, so wenig aus sich macht, kaum achten; aber so bald man es nun doch ansieht, sieht man es wieder und wieder an, findet daran verschiedene Dinge ganz artig, und zulezt ruft man aus: vortreflich und herrlich in seiner Art!

Ein kleines, enges, armes Zimmer, worin ein irdener Wasserkrug, und dann noch einer, ein kleinerer, von welchem der Lack schon häufig gefallen ist, das ganze Hausgeräthe sind, wozu noch ein hölzerner Stuhl und ein solcher Fusschemel kömmt, worauf ein Rocken, oder ein hölzerner Stiel mit Haar zu sehen ist. Oben an der Wand ein räuchli-

ches Lämpchen. Darin lebt und ernährt in unbemerkter Niedrigkeit ein fleisiges Weib und sorgfältige Mutter ihren heranwachsenden Sohn. Eine Wittwe vermuthlich, (weil kein Werkzeug männlicher Arbeit zu sehen ist) welche vom häuslichen Kummer und vieler Arbeit zu ältern anfangt. Sie hat rauhe, breit gedrückte Hände und Finger, und die Freude scheint nicht ihre Gefährtin zu seyn. Und alles, was ihr angehört, ist ihr Sohn und ihr Rocken, womit sie sich und ihn ernährt. Den Rocken hat sie eben aus ihren Händen, und neben sich auf ein niedriges Stühlchen gelegt, und der Sohn, welcher auf der Erde sizt, liegt ihr rückwärts im Schoose. Hierin liegt der Inhalt ihrer Sorgen und ihrer Geschäfte, und so oft sie eines stehen läßt, unternimmt sie das andere. Ein überaus rührender Anblick, wenn man seine Vorstellung zu fassen weiß! Ich wünschte mir zum Gegengemählde das Bild eines Eroberers.

Der Bub ist eben herangewachsen, daß er sich seiner Füse zum Laufen bedienen kann, und ist noch zur Arbeit nicht fähig. Die Gasse, so oft er entwischen kann, und die Spiele mit seines Gleichen, sind nun seine Welt. Sein Gesicht ist vom Wind, Staub und Sonnenschein braun und gelblicht, und seine blosen Füse, mit denen er durch die Strasse schlenzt, sind es desgleichen. So ganz mit allen

Sor-

Sorgen unbekannt ist niemand auser ihm; er weiß nichts, und fragt nichts darnach, was auser ihm vorgeht, und hat noch nie daran gedacht, daß er bettelarm ist. Er trägt gelblichte Beinkleider und ein kothfarbigtes Jäckel; das er mit einem Knopf in der Mitte geschlossen hat. Das Hemd oben am Halse ist offen, und bei dem Ermel schlampt es herunter, und ist ganz dem ähnlich, der es trägt. So lehnt und liegt er mit dem Rücken in dem Schoose seiner Mutter, die ihn eben aufgefangen, und, um ihn ruhig zu erhalten, mit einem kleinen Laiblein Brod beschenket hat. Daran hat er bereits nach allen Kräften gebissen, und pampft mit dem rechten Kiene, daß ihm der Backen schwillt. Ein kleiner Mops will davon haben; er springt mit den vordern Pfötchen auf den rechten Schenkel des Bubens, und bleckt mit aller Gierigkeit nach dem Brode. Die Mutter nimmt an der ihr gewöhnlichen und unbedeutenden Sache nicht den geringsten Antheil, und sie fährt fort, den Kopf, den sie säubern will, fest zu halten; sohin dreht der kleine Schelm seine schwarzen Augen nach dem Hündchen seitwärts hinab, und, indem er mit der linken Hand das Brod an sich drückt, streckt er die rechte, mit einiger verstellter Verwunderung über das Begehren von sich. Hab nichts! sagt er. Was willst dann? Es ist nichts da, sagt er wieder. Und dabei hat er

das Maul so voll, daß er es kaum bewegen kann, und praßt mit doppeltem Vergnügen, nachdem er einen Bettler bekommen hat.

Ich komme zur Mutter zurück. Sie hat ein schlechtes, weisses, abgetragenes Leiblein um den Oberleib, eine weisse leinene Haube, darüber ein Haupttuch, und sizt in den Hemdermeln zugegen, welche da und da ganz schlissig uud durchsichtig sind. In Vergleich mit dem Kinde, das sich um nichts in der Welt bekümmert, und volle runde Backen hat, macht ihr gefaltetes Angesicht und ihre Miene voll Sorgfalt, ihr Hinabwelken im Herbste des Lebens, einen bewegenden Abstand. Und so treu und fromm ist sie; noch trägt sie an einem Finger ihrer linken Hand einen wiewohl sehr ärmlichen Ring, vermuthlich ihren Brautring, und an der linken Seite ihres Leibleins hängt an einem Schnürchen ein Ablaßpfenning, der nie von ihrer Seite kömmt.

Der kleine Fruchthändler und das Mädchen.

Das Mädchen sizt auf einem Rasen, und neben ihr zur Linken steht in einiger Vertiefung der Knabe, der verschiedene Früchten verkauft, welche er in einem Korbe vor sich hingestellet hat. Davon hat sich das Mädchen welche herausgenommen, ein Paar Trauben und zween Kitten, und hat selbe auf die Erde gelegt, und geht nun eben damit um, sie zu bezahlen, wenn anders ihr Geld dazu hinreicht.

Ein züchtiges, naives, unschuldiges Ding, das einem Thränen auspressen möchte, wenn man betrachtet, daß es so arm ist. Sie hat ihre Haare säuberlich, aber ohne die strenge Aengstlichkeit, so, daß hie und da die kurzen Härchen, weil sie mit keiner Salbe gestrichen sind, abfallen; hat aber doch, dem Winde zum Spiel, ein Paar Enden von einem blaßgelben Bande darein geflochten, das einst roth gewesen seyn mag. Sie ist so häuslich und aufmerksam, daß sie zum Sizen den rothen Ueberrock aufgenommen hat, um ihn ja nicht durch Falten, die er dadurch bekommen möchte, zu verderben. Dadurch sieht man ein kleines Beutelchen, das an einem kleinen Schnürlein den blauen Rock hinabhängt. Es ist ganz ausgeleert, und enthielt ohne Zweifel die ganze Summe, die sie seit langer Zeit sich gesparet hat. Sie hat sich manches abgedarbt, um sie zusammen zu kriegen, und trug, ehe sie davon ausgab, lieber geflickte Strümpfe, und zerrissene Schuhe, wie sie dann eben einen solchen am rechten Fuse hat, an welchem wahrlich die fünf blosen Zehen zu sehen sind. Aber den schönen Trauben zu widerstehen, das thue, wer da kann. Wenn indessen das Geld nur auch zureicht! Ich fürchte, sie habe selbiges schon öfters gezählet, und es will nicht mehrer werden. Sie zählt es eben wieder mit ihrer Rechten in die Linke, und wenn sie sich nun

das vorige Mal nicht geirrt hat! wenn es nun noch nicht mehrer ist!

Der Schalk von Buben lächelt mit verschmizter Arglist auf das Geld, so daß das Mädchen darüber roth und ängstig werden möchte. Die Art, womit er seine Haube über das rechte Ohr nach der Seite geworfen hat, und überhaupt sein gieriges, krämerisches Aussehen läßt nichts Gutes, und am allerwenigsten hoffen, daß er mitleidig seyn werde. Er giebts nicht wohlfeiler; da hilft nichts; er wills nicht geben. Dann sehe ichs vor, was geschehen wird: das Mädchen wird weinen.

Die Scene geht auf einem offenen Plaze an einem alten Gebäude vor, auf welchem Moos und kleine Gesträuche hervorwachsen.

Westenrieder.

III. Empfindungen an dem Tage, wo die Preise zum ersten male in der Krankenwärterschule, welche der Herr Hofrath May errichtet hat, ausgetheilet worden sind.

Wenn man zur hellesten Stunde des Tages, wo die zehenmal entzündete Sonne unsern Erdkreis beleuchtet, mit einem Traglichte Menschen suchen dörfte: so darf ich nicht erröthen, wenn mir die Ströme des Sonnenlichtes zu bleich sind, Menschen-

schenhandlungen damit zu entdecken. So wie am weiten Ufer des Ozeans unter tausend mal tausend Muscheln kaum eine das emsige Suchen mit der silbernen Perle beglücket; so sind tausend mal tausend Menschen glänzende Schalen ohne Werth. Unter Millionen ist kaum ein Mensch: scheinet kaum einer geschaffen, Mitmenschen zu beglücken. Die Kette, welche Menschen an Menschen schließt, ist in eben so viele Stücke als Glieder zerrissen: ein jeder suchet sich allein.

Glücklichster meiner Freunde! Ihr Leben ist reich an Wohlthaten, welche der Mensch aus ihren Händen empfängt. Reich wie der Geschmuck der Königin am Tage ihrer Vermählung; wie der volle Arm des Schnitters am Tage der Ernde. Durch Sie erholet sich die Menschheit von ihren Vorurtheilen; der Aberglaube fürchtet ihre Geisel; Sie rächen die heiligen Kräfte der Natur, die der andächtige Betrug fast unbrauchbar gemacht hatte.

Durch Sie, und durch Ihren eben so grosen Freund (*) blühet nach tausend Widersprüchen, die nur standhafte Männer verlachen können, welche mit Erbarmen auf die Vorurtheile ihrer Gegenfüßler herab sehen, jene Schule, die so manche Mutter ihrer Familie; so manche Gattin ihrem Gemahle;

(*) Den Herrn Hofrath Fischer.

le; so manches Kind seinen Eltern; so manchen Bürger dem Staate erhalten hat.

Dort in jenem Winkel der Stadt, der Narbe des schönen Mannheims, liegen einzelne Wohnungen, von Namen (*) und von Aussehen schrecklich. Der weichliche Spaziergänger, der dort auf dem hohen Walle unter der schattigten Linde die kühlere Abendluft auffängt, geht ungerühret vorbei. Darf ich es wagen, ohne bei Kleinen Aergernis zu verbreiten, diese Anstalten (ich weiß es, gegen ihren Willen sind sie noch ein unreifer Keim) unter Ihre menschenfreundliche Thaten zu zählen? Hier findet die unglückliche Gefallene, die aus natürlicher Schaam Licht und Menschenansprach scheuet; nur Verborgenheit suchet; sich über der Erden Gränze hinaus wünschet, um dort in stillester Einsamkeit ihr leidendes Herz durch ewiges Schluchzen zu unterhalten, ihre Aufnahme. Hier wird der Menschheit mancher zarte Sprossen erhalten, an dem die Verlassenheit Mörderin geworden wäre: hier der Mutter selbst, (schrecklichste Vorstellung, die nur ein Augenblick höchst getriebener Raserei möglich machen kann!) der höllische Dolch aus den Händen gerissen, den ihr die Verzweiflung am Tage, wo sie der Stunde fluchte, als sie Mutter geworden war, gereichet hat.

(*) Die sieben Todsünden.

Du träumest, schwärmerischer Andächtler! Hier wird nicht das Laster begünstiget: hier wird das grösere schrecklichere Laster verhindert. Hier Menschenpflicht ausgeübet, welche den Staat bindet, der Vatter wird, so bald die Mutter nicht mehr Mutter ist.

Nun zeitiget in Ihrem der Menschheit so ergebenen Herzen ein neuer Beweis Ihres gemeinnüzigen Eifers. Ich sah von der Ferne die tröstliche Zubereitung zum schönen Werke. Gott segne Ihre edle Schritte, theurer Mann, so sprach oft mein Herz. Ich werde dann, wann es die Tage seiner Reife erblicket hat, auch meine ungelehrte Muse aufrufen, die grose That zu besingen. Es ist leicht, wenn ich dem Gegenstande keine Erhabenheit durch meinen Gesang geben muß, sondern wenn sie der Gegenstand meinem Liede giebt.

Am Krankenbette, wo man die Galle des menschlichen Elendes so reich als Arzenei trinket, gebar Ihr Herz den goldenen Gedanken. Zweimal Geschlagene! Leiden voll, wie die Natur am Tage, wo sie Stürme aus ihren Angeln zu reissen drohen; der Verwelkung nah, wie die Blume, deren Wurzel der feindselige Wurm anfrißt; gestöret im sanften Laufe süser Lebenstage: und noch von Menschen umgeben, die zwar euch Mitleiden voll anstaunen; aber nicht geschickt sind,

die

die gemeinste Hilfe zu leisten: deren liebvollester Dienst euch beleidiget. Ich möchte euch auch von dieser Seite erleichtern: mich vervielfältigen an eurem Schmerzenbette, und Arzt und Diener seyn! — Ich kann es. Leuten von besserer Seele, die euch zu dienen bereit sind, fehlet nur der Unterricht. Sammelt euch um mich und lasset euch bilden zum menschenfreundlichem Dienste am Krankenbette. Hier habt ihr Grundsäze; hier habt ihr Erklärung; hier habt ihr Belohnung: machet euch nun um die Menschheit verdient.

Glücklicher Gedanken! dreimal glücklich in unsern Tagen! Ja eine Krankenwärter-Schule stiften: denn bald ist die Welt ein Siechenhaus: die Menschheit kränkelt schon an den Folgen ihrer Ausschweifung.

Kranke! winket dem Freunde, der eurer so zärtlich gedenket, eure Erkenntlichkeit zu. Stammelt seinen Namen, Verblichene! vor den Thronen der Gottheit. Hat er euch nicht gerettet: so gab er euch doch thätige Brüder an die Seite, die euch dienten.

Menschheit! bekenne, du seiest seine Schuldnerin.

S—a.

IV. Zu-

IV. Zustand der Malerei und damit verbundenen schönen Künste in Engelland, von den Zeiten des Königs Karl des Zweiten an; aus Horaz Walpole Englischem.

Karl der Zweite.

Die Künsten wurden zugleich mit der Königlichen Familie aus Britanien vertrieben. Die bürgerlichen Kriege liefern nur Stoff zur Geschichte von Verstörung der Kunstwerke. In allen Zeitaltern hat der Haß des Pöbels gegen Tirannen sich auch an dem Pompe, der solche umgiebt, gerächt. Das Volk lernt nach und nach die Pracht verabscheuen, welche es beneidet. Es verwechselt die Folgen mit den Ursachen. Die ersten Gegenstände seiner Wuth bieten ihm die Palläste groser Herren dar. Mischt sich die Religion mit in den Streit; so werden die unschuldigsten Künste zu den Sünden gezählt. So gieng es in dem langen Streite von Karl dem Ersten und seinem Parlemente. Wie bei ihm die Begierde nach unumschränkter Herrschaft mit der Liebe zu den Wissenschaften sich vereinigte; so vereinigte sich mit der Freiheit der Unterthanen Unsinn und Unwissenheit. Malerei schiene Gözendienst, Ehrendenkmäler fleischlicher Stolz, und eine ehrwürdige Domkirche schiene so sehr der Magna Charta zuwider als der Bibel. Gelehrsamkeit und Wiz

sahe

sahe man an, als ob sie heidnisch wären; man glaubte, der heilige Geist könnte kaum einen wizigen Denkspruch leiden. Was die Wuth Heinrich des Achten verschonet hatte, fiel unter der Hand der Puritaner. Sie erndeten im Verstören und hielten eine starke Nachlese nach den Reformatoren. Hätten sie auch einige der schönen Künste in Ehren gehalten; was sollten sie auch vorgestellt haben? Wie malerisch scheint die Figur eines Wiedertäufers! Doch alle Sectirer sind Feinde der in die Sinne fallenden Vergnügungen. Sie ziehen das Stille, Nährende und Grobe vor. Die Künste, welche die Gesellschaft verfeinern, sind nicht für Leute gemacht, die durch Zerstörung der eingeführten Ordnung sich erheben wollen. Kauderwelsch und Büsungen sind Waffen, die am besten sich zu dem Vorhaben der Neuerer schicken. Alle Wissenschaften haben sie in Bann gethan, von den Zeiten der Gnosticker an, bis auf Witfild. Die Wiederherstellung der Königlichen Würde brachte die Künste zurück, aber nicht den Geschmack. Karl der Zweite hatte Geschick zu mechanischen Künsten, aber zu keiner der feineren. Er lernte in seiner Jugend zeichnen. In dem Kaiserlichen Büchersale zu Wien ist eine Aussicht des Eilandes Jersei, welche er gezeichnet hat. Allein er war zu träg, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Er führte die Manieren des französischen

Ho-

Hofes ein, ohne dessen Zierlichkeit zu erlangen. Ludwig den Vierzehenten sahe er Corneille, Moliere und Boileau ermuntern: Männer, von denen man, nach der Reinigkeit ihrer Schriften zu urtheilen, glauben sollte, sie hätten in Sparta gelebt. Karl fand eben so viel Genie in Engelland vor, allein wie ungezogen, wie frech war der Stil, den er zuließ oder foderte! Drydens Trauerspiele sind ein Gemische von Schwulst und heroischer Zügellosigkeit, in die schönsten Verse eingehüllt. Hatte Wycherley Natur, so war sie ganz nackend. Die Maler dieser Zeit warfen nur einen sehr dünnen Schleier um sie. Peter Lely rettete kaum äusern Wohlstand durch angesezte Franzen und Stickereien. Seine Nimpfen, welche meistentheils auf Rasen ruhen, sind zu üppig und zu prächtig, als daß man sie für etwas mehr als Hoffräuleins halten sollte, und doch so fantastisch seine Anordnungen scheinen; so waren sie den Sitten der Zeit gemäs, wie aus einem puritanischen Büchlein, welches 1678 unter dem Titel: **Gerechte und vernünftige Warnungen gegen nackende Brüste und Schultern**, erschienen, klar erhellet. Der Hof gieng einen guten Theil weiter, als die Mode der vorhergehenden Regierung zuließ. Nach dieser war es gewöhnlich, die Locke des begünstigsten Gegenstandes an sich zu tragen, und doch hatte Pryne diese so unsittlich ge-

gefunden, daß er ein abgeschmacktes Traktätgen gegen das Unliebenswürdige der Liebeslocken geschrieben hat. Wie die dem Könige entgegen streitenden Sectirer alle Höflichkeit und Lebensart verbannten: so wandte sich der neue Hof, sich dafür schadlos zu halten und seinen Abscheu dagegen auszudrücken, auf die Gegenseite. Zierlichkeit und Niedlichkeit war der Punkt, wovon beide Theile nach verschiedenen Richtungen ausgiengen: der Geschmack galt so wenig bei denen, welche sich Männer des Wizes, als denen, welche sich Männer Gottes nannten. Leztere glaubten Zerstören hiese Reformiren, und erstere Lächerlichmachen wäre die einzige vernünftige Art, andere zurecht zu weisen. Da solchergestalt die eine Parthie alle Ordnung zerstörte und die andere alle Unordnungen zuließ, so darf man sich nicht wundern, daß diese Zeiten kein Kunstwerk hervorgebracht haben, das verdient hätte, der Zukunft aufbewahret zu werden; doch in der Geschichte der Künste wie in den andern ist auch eine Stelle für die Zeiten der Verwirrung und Barbarei, damit alles sich besser verbinde und die Ebbe und Flut des Genies sich deutlicher auszeichne. Es freuet uns zu sehen, aus welchen Wolken das Zeitalter des Augustus sich heraus gehüllet hat.

Jakob der Zweite.

Die kurze stürmische Regierung Jakobs des Zweiten gab, ob er wohl selbst viele Neigung zu den Künsten zu haben schien, denselben wenig Aufmunterung. Seine Religion war keine Feindin der Zierrathen, allein vier Jahre, die mit Empörungen, Verfolgungen und Neuerungen angefüllt waren, können keine sonderliche Figur in der Geschichte der Malerei machen.

Wilhelm der Dritte.

Dieser Fürst trug wenig zur Beförderung der Künste bei. Er war in einem Lande geboren, wo der Geschmack nie blühete, und die Natur hatte seine andere grosen Gaben nicht damit geschmücket. Er hielt den Ruhm werth, aber keine der Diener desselben. Holland hat seinen Heldentugenden die Erhaltung, Engelland seinem Ehrgeize die Freiheit, und Europa der Nebenbuhlerschaft mit Ludwig dem Vierzehenten die Unabhängigkeit zu verdanken. Gelunge es ihm in dem Streite, welchen leztere veranlaßte, gleich nicht immer nach Wunsch; so war solcher doch immer heilsam. Da er alle seine Hilfsquellen in sich selbst suchen, und sich nicht darauf verlassen konnte, Ruhm durch Hilfe anderer zu erlangen; so hatte er nicht so viel Muse wie sein Nebenbuhler, die Tagbücher, die solche bekannt machen sollten, durch andere verfertigen zu lassen und sie zu überse-

 hen.

hen. Er fochte selbst in seinen Schlachten, und hielte sich nicht damit auf, Inschriften für die Medaillen, die darauf geschlagen wurden, zu erfinden. Sagte gleich Lord Hallifax zu ihm, daß die Wunde, welche er in der Schlacht von Boyne empfangen hatte, „ewig in unsern Tapeten Purpur strömen „würde;„ so bestellte er doch keine einzige Tapete zum Andenken der Schlacht. In Engelland hatte er nichts als Verdruß, und schien nach einem Plane zu handlen, welcher entworfen war, eh und bevor er dahin kam: der, ob er wohl seiner ersten Lage gehörig, doch einem so besondern Volke, als das englische ist, wenig angepaßt war. Er dachte Tapferkeit und Verschwiegenheit könnten die Welt erobern und regieren, und bildete sich ohne Grund ein, daß seine neue Unterthanen mehr die Freiheit als die Partheisucht liebten. Er verliese sich daher auf das Gefühl der Dankbarkeit für die Freiheit, welche er ihnen verschaft hatte; von der sie aber glaubten zu sehen, daß er dabei auch ein wenig auf sich selbst gedacht hätte. Zurückhaltend, ungesellig, von schwächlicher Gesundheit, und durch seine Lage mißmuthig gemacht, suchte er keine der Vergnügungen, die das Leben der Glücklichen noch glücklicher machen. Nehmen wir auch den Pallast von Hamptoncourt aus, den er erbauet hat; so ist doch dieser fürwahr kein Denkmal seines Geschmacks. Er

schei-

scheinet zur Nacheiferung derer, die er nachahmen wollte, errichtet: der prächtigen Gebäude des Französischen Monarchen. Man sagt uns zwar, daß „der grose Nassau nur Knellers Hand wählte, ihn „anmuthsvoll auf dem bäumenden Rosse zu zeigen; „ mit allem deme glaube ich überhaupt, daß Ihro Majestät weder Maler noch Dichter sonderlich schäzten; ob Sie wohl in Ansehung lezterer glücklich waren. Der Fall ist ganz verschieden. Unter einem grosen Fürsten können **Garthe**, **Priors**, **Montagu** leben, und dennoch, werden sie nicht aufgemuntert, **Titiane** und **van Dyck** fehlen. Will man von einem Maler geschmeichelt seyn; so muß man ihn dazu aufrufen. Ein Dichter bringt seinen Weihrauch ungebeten. **Königin Maria** schien ein wenig mehr Neigung zu den Künsten zu haben als der König; allein die Königin liebte die Handarbeit und das Geschwäze, und begnügte sich damit, Gott zu bitten, Ihr Gemahl möge ein groser Held seyn, da er nicht sonderlich darauf achtete, sich als ein zärtlicher Ehegatte zu zeigen.

Königin Anna.

Die Regierung der Königin Anna war ebenmäsig nicht glücklich in Künstlern. Ausser **Knellern** gabe es keinen Maler von Ansehen, und **Westmünster-Abtei** zeugt, daß es auch an grosen Bildhauern fehlte. Vanbrough verunstaltete diesen Zeitpunkt

so sehr durch seine Gebäude, als er ihn durch seinen Wiz belebte. Augustus und Egiptischen Königen, welche ihre Verewigung in festen Steinhaufen suchten, hätte er gefallen. So lieferte er uns Blenheim und und den Rückfall (Relapse ein Lustspiel) zu gleicher Zeit.

Die Partheisucht, welche den Geist dieses Zeitalters schärfte, entehrte ihn auch. Eine Bazen-Druckschrift von Sacheverell wurde einer Skizze von Raphael vorgezogen. Lord Sunderland und Lord Oxford sammelten Bücher, der Herzog von Devonshire und Lord Pembrock Gemählde, Medaillen, Bildsäulen. Was in diesen Zeiten heraus kam, konnte wenigen Staat in solchen Kunstkammern machen.

Georg der Erste.

Nun sind wir zu den Zeiten gekommen, wo die Künste zu ihrer niedrigsten Ebbe in Brittanien gesunken sind. Aus der Steifigkeit, welche Holbein und die Flanderischen Meister einführten, da die Kunst noch neu und furchtsam war, und nichts als steifes Wesen in den Gewanden vor sich sah, sind wir auf eine freie und beinahe zügellose Art von Malerei verfallen, welche eben so barbarisch ist und die nicht einmal die Kleidertracht der Zeiten vorstellt. G. Kneller lebte noch, doch nur dem Namen nach, und den liehe er zu den elendesten

Schmie-

Schmierereien gedungener Miethlinge her, wenn ihm die Personen nur einmal ihre Aehnlichkeit aufzunehmen, gesessen waren. Seine kühne freie Manier war die einzige Bewunderung seiner Nachfolger, und sie glaubten sie erreicht zu haben, wenn sie Zeichnung, Wahrheit und Fleiß vernachläßigten. **Kneller** hatte die Locken der grosen Staatsperücken und die Umhängung von Ordens- und andern Bändern, wie auch der Haare so vergrösert, daß er etwas anmuthiges von unnatürlicher Hoheit heraus gebracht hatte. Die nachfolgenden Moden waren der Fantasie des Malers noch weniger günstig. Die Männer trugen wunderbare Röcke und Westen, und das Frauenzimmer enggeschnürte Röcke, runde Reifröcke und ein halb Duzend Falten von Leinwand, woran zwei unbedeutende Schleppen hiengen, und bedeckten nicht halb ihre strack gekämmte Haare. **Dahl, Dager, Richardson, Dervis** und andere faßten einen Eckel an diesen barbarischen Gestalten. Da sie aber nicht Genie genug besassen, von dem, was sie sahen, sich hinweg, und zu reizenden Veränderungen zu lenken; so kleideten sie alle Personen in leichte Drapperie und luftige Mäntel, worin nie ein Zeitalter oder Völkerschaft sich kleidete oder kleiden konnte; so wenig waren sie dazu gemacht, die Gliedmasen zu decken, die Gestalt zu zeigen und der Person anzupassen, welche sie kaum umhüllten und von

der sie bei der geringsten Bewegung herunter fallen mußten. Weil diese vom Zufall gebildeten Lappen und herunter fliesenden Schleppen kein Muster irgendwo hatten, so sind sie selten in richtiger Vertheilung des Lichtes und Schattens gefaltet. Die Zergliederungskunst sowohl als die gehörige Beleuchtung ist ganz ausser Acht gelassen. Selten gab man diesen Schilderungen aus unerklärbarer Oekonomie einige Leinwand. Selbst Frauenzimmern, welche sorglos auf einer Bank liegen und mit einem unbeobachteten Papegei in einer Ruhe, die ihrer vorgestellten Lage nicht entspricht, spielen, sind deren beraubt, wenn gleich ihre nachläßige Bekleidung und ihre stracke Haare sie vorstellen, als ob sie so eben aus dem Bade sich erhoben und nur einen leichten Rock angeworfen hätten. Die Baukunst artete in ganz ungekünsteltes Aufmauern gemeiner Häuser aus, wenn nicht hie und da noch etwas von der schweren Art des Vanbrough sich zeigte. Wurden Kirchen errichtet, so waren sie nur verdorbene und schwülstige Nachahmungen von Christoph Wrenn. Die Bildhauerkunst verdiente noch weniger den Namen einer Kunst. Der neue König hatte keinen Geschmack und schien, da er schon bei hohem Alter war, wenig die Verschönerung eines Landes aufzumuntern, das er nicht sonderlich liebte, und wenig Gelegenheit hatte, kennen zu lernen. Hätte er es

besser

besser gekannt, so würde er die Freude desselben geworden seyn, da er alle gutartige Einfalt und gesellige Aufrichtigkeit hatte, welche so besonders den ehrbaren englischen Privat-Edelmann auszeichnen. Eben wie einem solchen patriotisch gesinnten Edelmanne, war es Georg dem ersten natürlicher, vergnügt mit dem, und selbst partheiisch gegen das zu seyn, was er eingeführt fand, als daß er sich nach weiterer Verbesserung und fremdem Zierrathe hätte umsehen sollen. Allein die Künste arten, wenn man sie vernachläßiget, aus. Aufmunterung muß sie erhalten und ein Genie sie beleben. Keines von beiden hatte unter dem ersten Könige der Braunschweigischen Linie statt.

Georg der Zweite.

Obwohl unter dieser Regierung die Malerei sehr wenig Fortgang gewonnen hat; so ist doch darin die Baukunst in ihrer alten Reinigkeit wieder hergestellt worden. Eben so hat eine bis daher ganz unbekannte Kunst derselben nicht allein ihr Daseyn zu verdanken, sondern ist auch mit Riesenschritten zu einer ansehnlichen Vollkommenheit hinauf gestiegen. Ich meine die Kunst der Gärtnerei, oder wie ich sie vielmehr nennen würde: **die Kunst, eine Landschaft zu erschaffen.**

Rysbrack und Rouvilliac erhoben die Bildhauerkunst über die Ausstellungen, und die voll-

kommnere Kupferstecherkunst sahe sich nach bessern Malern um, deren Werke sie nachahmen möchte; der König hatte zwar wenig Neigung zu den feinern Vergnügungen, die Königin **Karolina** hingegen war immer bereit, Verdienst zu belohnen und wünschte, ihre Regierung durch Denkmäler des Genies zu verewigen. Sie ehrte **Newton**, **Boile** und **Lock**, sie beschäftigte **Kent** und liesse sich von Zink malen. Pope hätte auf ihre Gunst rechnen können; Swift hatte dieselbe so lange, bis er unter der Larve der Unabhängigkeit unverschämt wurde. Er konnte sich nicht mit ihrer Gunst begnügen, weil er sie in Staatssachen nicht lenken konnte. Sie überließ ihn daher seiner üblen Laune und der Plage des mißgeleiteten ungesättigten Ehrgeizes, welcher seinen treflichen Geist verkehrte und peinigte.

Wenn man sich eine genaue Uebersicht von einer so langen Regierung, als die Regierung Georg des Zweiten war, machen will; so muß man sich erinnern, daß viele der Künstler, welche schon genannt worden sind, noch bei dem Anfange derselben lebten, und Hauptarbeiter darin waren. So bestande der Stil, welcher in der Malerei und Baukunst in den zwei leztern Regierungen herrschte, noch im Anfange derselben, und man kann solchen als ein Ueberbleibsel von der Schule **Dahls**, **G. Knellers** und **Ch. Wrenns** ansehen. Richardson und Jer-

vas,

was, Gibbs und Campbell standen an der Spize der Künste. Jede vervollkommnete sich, ehe und bevor die ältern Lehrer die Bühne verliessen. Vanloo führte einen bessern Stil in den Gewändern ein, welcher mit Hilfe des Vannacken den Werken aller unserer Maler gemein und nahezu der nämliche wurde. Leoni, der den Palladio herausgab und nachahmte, entlud die Baukunst von der Masse, worunter sie bis daher begraben lag. Kent, Lord Burlington und Lord Pembrok stellten, obwohl die zwei ersteren keine Feinde von schwerfälligen Zierrathen waren, jeden andern Reiz dieser einnehmenden Wissenschaften her, und sezten die Kunst in den Besiz aller ihrer Rechte, obwohl noch Adam und Chambers fehlten, die sie erst mit der vollkommensten Niedlichkeit schmückten. Die Regierung war noch nicht zu Ende, als der Ritter Josua Reinold anfieng, aus der Portraitmalerei die Geschmacklosigkeit zu verbannen. Er würde die grösten Meister in diesem Zweige der Kunst übertroffen haben, wäre sein Kolorit so dauernd, als Geschmack und Einbildungskraft bei ihm unerschöpflich sind.

Georg der Dritte.

Wie die Baukunst Geschmack und Stärke durch Lord Burlington und Kent erhalten hat; so mangelt es jezo auch nicht an Nachfolgern, welche dem Tone, so sie gegeben haben, getreu geblie-

blieben sind, wenn nur, da äuserste Verfeinerung gewöhnlich auf das entgegen gesezte Aeuserste sich wendet, nicht die schwere Masse des Kents in Filigran-Arbeit ausartet; doch hat das neue Pantheon, welches Hoheit und Leichtigkeit, Einfalt und Zierrathen vereiniget, so ziemlich das Mittel getroffen, wo der Geschmack stillstehen kann. Der Baumeister, welcher es in der Verfeinerung weiter als Wyatt treiben wollte, würde den Geschmack der Verbrämung einführen. Weder Virgil und Longin, noch Vitruv geben aber Regeln für eine Spizfindigkeit, die alles in zu kleine Theile verstücket, und dadurch Verwirrung erzeugt.

Dem feinen Uebermase von Zierrathen, der sich in die Baukunst einschleichen könnte, würde vielleicht widerstanden werden, wenn unsere Künstler die erhabenen Träume des Pironesi studieren wollten. Dieser hat sich Luftbilder von Rom geschaffen, worin es selbst nicht in dem Mittage seines Glanzes stolzirte. Wild wie Salvator Rosa, stolz wie Michael Angelo, und verschwenderisch wie Rubens, hat er Scenen ausgedacht, welche den Geometer staunen machen und Indien erschöpfen würden, daferne man sie ausführen wollte. Er pfeilert Palläste auf Brücken, Tempel auf Palläste, und nähert sich dem Himmel durch Gebirge von Gebäuden. Wie viel Geschmack ist indessen in seiner Kühnheit

heit, wie viele Hoheit in seinem wilden Wesen, wie viel Anstrengung und Gedanken, so in dem raschen Entwurfe, als in der genauen Ausbildung. Die Baukunst hat fürwahr zwei Geschlechter. Ihre Mannheit sollte starke Muskeln in öffentlichen Werken und auf gemeine Kosten zeigen; ihre zärtere Schönheit steht besser den Privatwohnungen und dem damit verbundenen Genusse an.

Daß die Malerei aus ihrer Asche feueriger hervor geglühet hat, zeigen die Werke so vieler lebender Künstler. Die Kupferstiche, welche nach den Werken des Ritters Josua Reinolds gestochen sind, haben seinen Ruhm bis in Welschland verbreitet, allwo dermalen kein einziger Maler ist, der eine so fruchtbare Einbildungskraft zeigen kann. Die Stellungen in seinen Schilderungen sind so verschieden als in seiner Geschichts-Malerei. Wann hat man je vätterliche Verzweiflung und Grauen vor dem Tode, mit mehr Ausdrucke dargestellt, als in seinem Gemählde von **Graf Ugolino**; wann hat man die Liebenswürdigkeit der Kinder, und das erste Aufleben der Leidenschaften mit holderer Wahrheit bemerkt, als in seiner Schilderung von **Mis Price** und dem **Kinde Jupiter**; wie viel freie Natur herrscht in den Landschaften von Gainsborough, welche solche der edelsten Sammlungen würdig machen; wie viel lautere Laune in den komischen Scenen

nen des Zaffani. Da wird das Lachen nicht, wie in den Werken der Holländer und Flanderer, durch schmuzige Unarten von Bauern erregt.

Man überläßt es der Zukunft, das Verdienst dieser lebenden Künstler zu bestimmen. Nur darf man nicht den bewunderungswürdigen Fortschritt in der Mignatur-Malerei, welchen **Ladi Lucan** gemacht hat, vergessen. Sie hat die ausgesuchtesten Werke **Isaac und Peter Olivers, Hoskins** und **Coope** mit einem Geiste kopirt, welcher selbige beinahe zu übertreffen scheinet, besonders wenn man erwägt, daß jene Meister ihr Leben damit zugebracht haben, sich zur Vollkommenheit zu erheben. Eben so hat diese Dame sich über ihre bescheidene Furchtsamkeit hinaus gewagt, und die Stärke von **Raphael** ihren Kopien in Wasserfarben gegeben. Allhier ist auch der redenden Zeichnungen Hrn. Bunburys zu gedenken, des zweiten Hoghards, eines Nachahmers, der das Original übertrift, und wie Hoghard, mehr Laune hat, wenn er selbst erfindet, als wenn er das von andern Erfundene (in den Kupferstichen zu Tristram Shandy) darstellt; muthmaslich weil das Genie mit mehr Geist aus den Quellen der Natur als aus den Ideen anderer schöpfen kann. Hat je ein Maler eine Scene, einen Karakter von Shakespear ausgeführt, welche dem ersten Musterbilde der Natur so nahe als bei Shakespear kommen? Indessen führt

eine noch lebende Künstlerin einen Pinsel, der die Leidenschaften so gut als unser unerreichbarer Dichter ausdruckt; den nicht nur ein scharfer Blick in das Innere der Natur, sondern auch die Grazien und der Geschmack der griechischen Künstler begeistern. Mit allem dem wäre es unbillig, die Neugier der Welt zu sehr zu reizen, wenn Rang, Demuth und seltene Uebung erhabener Talenten die Proben hievon in einen engen Zirkel einschliesen. Wer je die Zeichnungen und Bas reliefs der Lady Diana Beauclerk gesehen hat, weiß, daß diese Lobsprüche bei weitem nicht an die Treflichkeit ihrer Werke reichen. Die Schilderung, welche sie von der Herzogin von Devonshire gemacht hat, die sich in verschiedenen Händen befindet, bestättiget die Wahrheit der Aussage: die Nimpfen-Einfalt der Gestalt ist gleich der, so ein griechischer Künstler für eine Dryade oder Wassergöttin ausgedacht hätte. Bartolozzis Kupferstich ihrer zwo Töchter, nach einer Zeichnung von ihr, ist eine andere Probe von ihrem besondern Genie und Geschmacke. Die lustige tändelnde Unschuld der jüngern Tochter und die ernste Anstrengung der ältern sind so karakteristisch kontrastirt, als Miltons Allegro und Penseroso.

Die Historischen Gemählde, welche für die St. Pauluskirche von einigen unserer ersten Künstler bestimmt sind, scheinen Aussicht zur künftigen Ver-

vollkommnung zu zeigen. Man hat dieses um so mehr zu wünschen, als die Wunde, welche die Künste durch die Verbannung der römischen Religion, so wie des Heidenthums, empfangen haben, sie sehr darnieder wirft; es sei dann, daß die Methodisten, deren Strenge sich schon zu feinern Listen herabläßt, und deren herumschweifende Prediger sich in Mezzotinto so heilig als heilige Brigitten und Theresien vorstellen lassen, sich des Ueberbleibsels von Enthusiasmus, der nun in Welschland verlöscht, bemeistern, und die Zauberei der Malerei zu der Zauberei der Tonkunst gesellen.

V. Von der Stärkung des Gedächtnisses, aus Knox's Englischem.

Der grose augenfällige Nuzen des Gedächtnisses hat viele sinnreiche Köpfe dazu gereizt, allerlei künstliche Arten zu erdenken, wie man das Erinnerungs-Vermögen verstärken möge. Der grose römische Redner, dessen Urtheilskraft und Erfahrung, so wie sein Genie ein groses Gewicht seinen Meinungen über wissenschaftliche Gegenstände beilegt, hat sehr günstig von der Memoria technica gesprochen; allein ungeachtet seines Ansehens, und des Ansehens anderer sinnreichen Schriftsteller, ist diese Kunst mehr für die Neugier als für den Nu-

Ruzen, dahero sie auch Quintilian verwirft. Wenige haben Gebrauch davon gemacht, und viele, welche versucht haben, sie zu erlangen, haben nur mehr Verworrenheit in ihre Begriffe gebracht. Diese Art Stärkung kann also ganz bei Seite gelegt, und unter die Geburten der Einbildungskraft gezählet werden, womit müsige Grübler tändlen, ohne daß ein allgemeiner praktischer Ruzen daraus erwachsen könne. Das einzige unfehlbare Mittel, die Kräfte des Gedächtnisses zu vermehren, ist eine öftere, ordentliche und wohl geordnete Uebung desselben, so wie man diese in den Schulen treibt, wo selten ein Tag verstreicht, ohne daß man etwas auswendig lernt. — Wenn man das Gedächtnis stärken will, muß man ihm Zutrauen gönnen. Viele verläßt es, weil sie ihm nichts anvertrauen, und aus dem Mißtrauen auf dasselbe ist ein Gebrauch entstanden, der schädlich ist, ob er wohl nüzlich scheint. Es ist der Gebrauch, alles aufzuzeichnen, was man bemerkt, und so man behalten will. Nichts ist gemeiner und nichts verfehlt mehr den Zweck. Es ist besser, viele Dinge zu vergessen, als alles in seine Schreibtafeln aufzuzeichnen. Wie ein edelmüthiger Freund wird das Gedächtnis das Zutrauen, welches man in es sezt, vergelten. — Leute, so wenige Urtheilskraft und wenig Geschicke zu den Wissenschaften haben, sehen den Anbau des Gedächt-

nisses als den ersten Gegenstand der Erziehung an. Sie überladen es mit historischen Kleinigkeiten und chronologischen Jahrzahlen. Sie verachten den Gelehrten, welcher nicht Geschichte, so gemein sie auch sind, erzählen, und sogleich das Jahr, wann sie sich begeben haben, anzeigen kann, so zweifelhaft und unbedeutend auch solches ist. Sie wollen bei jeder Anziehung eines Schriftstellers das Hauptstück und den Vers wissen, wo die Sache steht, und haben mehr Gefallen an dieser geringfügigen Genauigkeit, als an der richtigen Aussage einer schönen Stelle oder eines einnehmenden Sittenspruches; allein sich an eine unwesentliche Jahrzahl und uninteressirende Begebenheiten zu erinnern, muß immer eine sehr eckelhafte Beschäftigung eines lebhaften Geistes seyn, und der, welcher junge Leute an diese mühselige Arbeit gewöhnet, wird ihnen an der Litteratur einen Unlast beibringen. So nähret man sich mit den Hülsen der Gelehrsamkeit, sie sind trocken und hart, und geben weder Vergnügen noch Nahrung. Wenn das, was wir lesen, uns gefällt und einnimmt, so wird es im Gedächtnisse haften und solches schicklichen Gebrauch von dem, was seiner Bedürfnis entspricht, machen.

Ein Umstand hat das Bestreben nach der Treflichkeit des Gedächtnisses sehr gehemmt. Man glaubt nämlich, Gedächtnis und Genie wären selten bei-

sam-

sammen. Einige haben daraus, wenn sie andere sahen, die mit ersterem in vorzüglichem Grade begabt waren, geschlossen, es fehle ihnen an lezterem, und so hat man den Anspruch auf Gedächtnis dem Namen, Genie zu besizen, aufgeopfert. Popens Aussage, daß die Strahlen einer warmen Einbildungskraft die Eindrücke des Gedächtnisses hinwegschmelzten, haben diejenige, welche wünschten, eine feine Einbildungskraft zu besizen, dahin gebracht, daß sie ihr Gedächtniß vernachläßigt haben, um Merkzeichen von ersterer an sich zu tragen. Ich glaube aber, daß die Bemerkung, als ob beide Gaben sich nicht zusammen vertrügen, nicht allgemein wahr sey. Sowohl unter den Lebendigen als Verstorbenen giebt es viele Beispiele vom Gegentheil; doch ist die Bemerkung oft wahr.

Man kann nicht läugnen, daß in der Natur eine Verschiedenheit, wornach sie die Erinnerungsgaben austheilt, statt habe. **Muret** erzählt, daß er sechs und dreisig tausend Worte, viele ohne Sinn, einem jungen Manne vorgesagt habe, welcher sie sogleich wiederholt, von Anfange bis zu Ende, und vom Ende bis zum Anfang, in der nämlichen Ordnung, ohne einen Augenblick zu stocken oder sich an einem zu irren. So wunderbar und ungewöhnlich uns dieses scheinet, so sagt doch **Muret**, er hätte unzählbare Zeugen bei diesem Vorgange gehabt,

und nennt viele ehrwürdige Männer, welche dabei zugegen waren. Viele andere ähnliche Beispiele können aus Schriftstellern von bekannter Wahrhaftigkeit angezogen werden; allein sie weichen so sehr von den allgemeinen Erfahrungen der Menschen ab, daß man ihnen schwerlich Glauben zusteht. Sind sie wahr; so geben sie aufmunternde Bewegungsgründe ab, ein Vermögen anzubauen, welches zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit hinauf getrieben werden mag.

Wenn man grose Aufmerksamkeit darauf wendet, sein Gedächtnis zu stärken und zu lenken, so hat man weniger zu befahren, es mit Kleinigkeiten zu überladen; ein Umstand der in der Erziehung sehr nachtheilig ist. Man muß also besonders darauf aus seyn, daß ein gutes Gedächtnis nach Erasmus Ausspruch einem Neze gleiche, das alle grose Fische fängt und nur die kleinen wieder entwischen läßt.

VI. Einige Nachrichten von den Thermiten oder weissen Ameisen, welche in Afrika und andern heisen Himmelsstrichen gefunden werden. Durch Herrn Smeathman.

Die ganze Naturgeschichte, so fruchtbar und ausgebreitet sie auch ist, hat in der thierischen Schö-

(*) s. Monthly Review for May 1782.

Schöpfung vielleicht kein einziges Beispiel von einer so wunderbaren Macht, Scharfsinnigkeit und klugen Einrichtung aufzuweisen, als man in Heinrich Smeathmans wahrhaftig sonderbaren Nachrichten von den linneischen Thermiten (*), oder wie sie allgemein die Reisenden nennen, von den weissen Ameisen liest. Die Werke insonderheit, welche diese Insekten zu Stande bringen, übertreffen die Werke der Binen, Wespen, Biber und anderer Thiere am allerwenigsten eben so sehr, als die Ausgebildetsten unter den europäischen Völkern jene Wilde, die am wenigsten kultivirt sind, in ihren Werken übertreffen.

Und wenn man auf den Menschen Rücksicht nimmt, so stehen seine grösten Werke, jene stolze Piramiden, wenn man auch nichts als ihre Gröse in Betrachtung ziehet, tief unter den Gebäuden, welche diese Insekten aufführen.

Die Arbeiter unter ihnen, die zu diesem Dienste bestimmet sind, haben kein Viertel eines Zolles in der Länge; aber der Bau, den sie aufführen, erhebt sich zu 10 bis 12 Schuhen über die Oberfläche der Erde. Seze man die Länge eines Menschen 6

(*) S. Linnees Lehrbuch über das Natursistem II Theile vom Thierreiche 5. Klasse, 7. Ordnung, 262 Geschlecht, Holzwürmer, Thermes, Thermes fatale pulsatorium, fatidicum, der Klopfer, Verwüster, oder die indische weisse Ameise.

Schuhe, so sind nach der Berechnung Herrn Smeathmans die Gebäude dieser Insekten, in Vergleich mit ihrer und eines Menschen Gröse, 5 mal höher, als die grösten von den egiptischen Piramiden, das ist, sie sind verhältnismäsig weit über eine halbe Meile hoch. Wir mögen hinzu sezen, daß sie in Ansehung ihres inneren Baues, und der verschiedenen Glieder und Anordnungen der Theile des Gebäudes nicht nur die Piramiden, sondern jedes andere Werk von Menschenhänden offenbar übertreffen.

Die bewunderungswürdigsten Theile dieser Gebäude sind: die königlichen Wohnungen, die Vorrathskammern, die Wohnungen für die Jungen, die Kammern und Gallerien mit Bögen, nebst ihren verschiedenen Durchgängen; die Reihen von Bögen gothischer Art, welche gesprengt, und nicht durch blose Aushölung entstanden sind, und wovon einige 2, 3 Schuh hoch sind, doch plözlich wieder abnehmen; dann die verschiedenen Strasen, die schiefen Treppen, und die Brücken, die aus einem grosen Bogen bestehen, um den Weg zu den verschiedenen Theilen des Gebäudes, wohin man sonst nur durch krumme Gänge kömmt, abzukürzen. Diese erstaunlichen Werke sind die Arbeit von einem Insekte, das nur ein Viertel eines Zolles lang ist, und wovon 25 nicht mehr als einen Gran wägen. —

Aber diese und manche andere sonderbare Bei-

spiele

spiele von dem grosen Scharfsinn und Kräften dieser Insekten lassen sich nicht hinlänglich begreifen, ohne die Kupfertafeln zu sehen, worauf diese schwachen Gestalten und dagegen ihre erstaunlichen Werke abgezeichnet sind.

Was die innere Einrichtung dieser emsigen Thierchen betrift, so findet man unter ihnen dreierlei Stände, die den Grund einer wohlgeordneten Gemeinde ausmachen. Es sind diese erstens die Arbeiter; dann die Soldaten, oder der Wehrstand; diese thun keine Gattung von Arbeit, und sind ungefähr 2 mal so lang, und 15 mal so dick, als die Arbeitsinsekten; endlich folgen die geflügelten, oder die vollkommenen Insekten, die man den Adel des Staates nennen mag; denn sie arbeiten nicht, und fechten auch nicht, sie sind kaum im Stande sich nur selbst zu beschüzen; sie taugen weiter zu nichts, als Könige oder Königinen zu werden; und die Natur hat es so geordnet, daß sie inner wenigen Wochen, nachdem sie zu diesem Stande erhoben worden, auswandern, und entweder neue Königreiche anlegen, oder in 2 oder 3 Tagen zu Grunde gehen.

Diese lezt erwähnte Art der weissen Ameisen ist so sehr von den zwei übrigen unterschieden, daß sie bisher nicht für Glieder eben derselben Gesellschaft angesehen worden. Man findet sie auch würklich niemals, als gerade bevor Regenwetter einfällt,

in ihrem Neste; alsdann geschieht ihre lezte Verwandlung, die eine Anstalt zur Anlegung neuer Kolonien ist. Sie gleichen an Gröse 2 Soldaten, und ungefähr 30 Arbeitern; sie haben 4 Flügel, schwärmen damit etliche Stunden herum, verlieren sie dann wieder, und werden unzählbaren Vögeln, kriechenden Thieren und Insekten zur Beute; so, daß oft unter Millionen, allem Scheine nach, kein einziges Paar gerettet wird, um das erste Gesez der Natur zu erfüllen, und den Grund zu einer neuen Gemeinde zu legen. In diesem Zustande fallen viele in die nächsten Gewässer, und werden von den Afrikanern begierig aufgegessen. Der Verfasser fand sie niedlich, nahrhaft und gesund, ohne Brühe und andere Beihilfe von Kocherei, ausser daß sie nach Art des Kaffees geröstet wurden.

Die wenigen glücklichen Paare, welche diese jährliche Niederlage und Zerstörung überleben, werden, dem Herrn Verfasser zu Folge, von einigen Arbeitsinsekten, die immer auf der Oberfläche der Erde herumlaufen, zufälliger Weise gefunden, und zu Königen oder Königinen neuer Staaten erwählet (*); diejenigen, welche nicht so erwählet und gerettet werden, gehen sicher zu Grunde, und sehr wahr-

(*) Eine ähnliche Wahl soll auch unter den Bienen Plaz haben. Siehe Mon. review vol. 48 appendix to june 1773 pag. 562.

wahrscheinlich an eben demselben, oder dem folgenden Tage.

Diese emsigen Geschöpfe nehmen ihren König, oder Königin wider ihre unzähligen Feinde unmittelbar in Schuz, und verschliesen sie in eine Kammer von Thon, wo das Werk der Fortpflanzung alsogleich anfangt. Sie, (diese freiwillige Unterthanen) beschäftigen sich dann mit Erbauung hölzerner Pflegkammern, oder solcher Gemächer, die ganz aus Holzwerk bestehen, und mit Gummi ordentlich zusammengefügt sind. Darein bringen sie hernach die Eier, und zwar unverzüglich, sobald sie dieselbe von der Königin erhalten können.

Der Verfasser will uns überdas durch sehr scheinbare Gründe bereden, daß sie eine Art von einem Garten anlegen, um das Wachsthum eines gewissen Erdschwammes, den man nur durch das Vergröserungsglas sehen kann, zu befördern. Herr König muthmaset (in einem Versuche über den ostindischen Thermiten, welchen er vor der Gesellschaft der Naturkündigen zu Berlin abgelesen hat) daß dies die Nahrung der jungen Insekten sei. —

Doch das Wunderbarste, und zugleich das Bewährteste von der ganzen Geschichte dieser sonderbaren Thierchen, scheint dasjenige zu seyn, was sich auf die Königin oder die Mutter der Gemeinde in dem Stande ihrer Schwangerschaft beziehet.

Nach der Befruchtung geht eine ausserordentliche Veränderung in ihrem Wesen, oder vielmehr nur in ihrem Hinterleibe vor. Es schwillt dieser Theil ihres Leibes stufenweise immer mehr auf, und wird endlich so ungeheuer gros, daß er 1500, oder gar 2000 mal dicker wird, als der übrige Leib. Sie wird 1000 mal schwerer, als ein anderes Insekt von ihres Gleichen, und 20,000, oder 30,000 mal übertrift es ein Arbeitsinsekt an Gröse. In diesem Stande hat ihre Mutter (matrix) eine beständige wellenförmige Bewegung, wodurch in einer Zeit von 24 Stunden 80,000 Eier (der Verfasser zählte sie selbst) von ihr hervorgehen. Diese Eier, sagt Herr Smeathman, werden gleich durch die Aufwärter, (deren immer genug in dem königlichen Gemache, und in den anliegenden Gallerien zur Aufwartung da sind) ihr von dem Leibe weggenommen, und in die Pflegkammern geliefert, die manchmal 4 bis 5 Schuhe in gerader Linie entfernet sind. Hier werden die Jungen ausgebrütet, verpfleget, und mit allem dem, was sie bedörfen, versorget, bis sie in den Stand kommen, sich selbst zu verpflegen, und an den Arbeiten ihrer Gesellschaft Theil zu nehmen.

Es wird viel sonderbares und auffallendes von den grosen Verwüstungen angeführet, welche diese mächtige Gesellschaft anrichtet. Sie bauen Stra-

sen

sen, oder vielmehr bedeckte Wege nach allen Richtungen von ihrem Neste aus, und es entkömmt ihnen keine Beute, die in ihrem Kreise liegt.

Ob sie gleich groses Unheil stiften, so scheint es doch, nach der allgemeinen Einrichtung der Natur zu schliessen, daß dasselbe mit dem Guten, welches sie hervorbringen, im Gleichgewichte stehe. Sie zerstören vom Grunde aus erstorbene Bäume und andere Dinge, welche, wie der Verfasser anmerket, zu nichts dienen, als durch ihre eckelhafte Hinfälligkeit das Angesicht der Erde zu verunstalten. Ihre Fertigkeit in diesem Geschäfte ist so ausserordentlich, und die gänzliche Zerstörung verlassener Städte wird so vollkommen bewerkstelliget, daß in 2 bis 3 Jahren ein dicker Wald den Raum erfüllt, und keine Spur von einem Hause mehr sichtbar ist.

Von den vielen sonderbaren Anekdoten, die Herr Smeathman von der Polizei dieser Insekten anführet, wollen wir nur eine auswählen, und abgekürzt hersezen; sie betrift die verschiedenen Verrichtungen der Arbeiter und der Soldaten, oder die Civil- und Militäreinrichtungen dieser Gesellschaft, auf den Fall, daß es jemand wagen sollte, ihr Nest oder Stadt zu erforschen.

Wenn man mit einer Haue oder Axte irgend in einem Theile ihres Baues eine Lücke macht, so erscheint alsogleich ein Soldat, und geht um die Oef-

nung

nung herum, als ob er sehen wollte, ob der Feind hinweg sei, oder woher der Angriff komme. In kurzer Zeit folgen ihm 2 bis 3 andere, und bald darnach eine zahlreiche Truppe, welche so heftige Ausfälle machen, als es immer die Oefnung gestattet; ihre Anzahl vermehret sich so lange, als jemand fortfährt an ihr Gebäude hinzuschlagen. Während dieser Zeit sind sie in gröster Unruhe und Bewegung; sie laufen in vollem Getümmel hin und wieder, und einige davon klopfen mit ihrem Zangengebisse (with their forceps) so gewaltig ans Gebäude, daß das Geräusche 3 bis 4 Schuhe weit gehört wird. Wenn man aufhört sie zu beunruhigen, so ziehen die Soldaten wieder ab, und werden von den Arbeitern abgelöst, welche in verschiedenen Richtungen dem beschädigten Theile des Gebäudes (der Bresche) zueilen; jedes Thierchen hat seine Masse Mörtel, der schon gemischt und zurecht gemacht ist, in seinem Maule. Ob sie gleich millionenweise an die Arbeit gehen, so sind sie einander doch nicht im Wege, engen und verwirren sich einander doch nicht; und es erhebt sich allmählig eine Mauer, welche die Lücke wieder ausfüllt; jede 600 oder 1000 Arbeiter haben ihren Soldaten, der so ziemlich einem Bauaufseher ähnlich sieht: denn er rührt niemal den Mörtel an, um ihn etwa zu heben oder zu tragen.

Ei-

Einer von den Soldaten stellt sich dicht an die Mauer hin, die man ergänzet, und macht zu wiederholten malen das oberwähnte Geräusch, welches allemal durch ein lautes Zischen von allen Arbeitern unter dem Dache beantwortet wird; und bei jedem solchen Zeichen verdoppeln sie sichtbar ihre Schritte, und arbeiten mit neuem Eifer fort.

Wenn das Werk vollendet ist, und ein neuer Angriff geschiehet, so erfolgen allemal wieder eben dieselben Würkungen. Die Soldaten fallen wiederum aus, ziehen sich dann zurück, und auf sie folgen die Arbeiter mit Mörtel beladen, und so thätig und fleißig, wie zuvor.

„ Also, sagt der Verfasser, kann man das Vergnügen, sie zum Gefechte, oder zur Arbeit wechselsweise hervorkommen zu sehen, eben so oft erhalten, als es die Neugierde will, oder die Zeit es erlaubet: und das wird man jedesmal sicher finden, daß der eine Stand niemals zu fechten, und der andere niemals zu arbeiten unternimmt, es mag der Nothfall so gros seyn, als er wolle. — Die Hartnäckigkeit der Soldaten ist merkwürdig. — Sie fechten auf das äusserste, und wehren sich um einen Zoll Grundes so wohl, daß sie oft die Schwarzen, die keine Schuhe tragen, hinwegtreiben, und die Weissen durch ihre Strümpfe sehr blutig beissen.

Die Gebäude dieser geringen Insekten sind so

fest gemacht, daß, wenn sie sich nur ein wenig über die Hälfte ihrer gewöhnlichen Höhe erheben, die wilden Stiere jederzeit im Brauche haben, als Schildwachen darauf zu stehen, indessen ihre übrige Heerde unten wiederkäuet. Wenn sie ausgebauet sind, und ihre völlige Höhe von 10 bis 12 Schuhen erreicht haben, so pflegen sich die Europäer derselben zu Aussichtsplätzen zu bedienen, um über die Spize des Grases wegzusehen, welches hier 13 Schuhe hoch wächst. Der Verfasser ist mit 4 Männern auf der Spize von einem dieser Gebäude gestanden, um die Aussicht auf ein Schiff zu gewinnen, das herankommen sollte.

VII. Gelehrte Anzeigen. a. (Vatterländische).

1) **Rede von der Würkung der Religion auf die Wissenschaften, und die Wissenschaften auf die Religion, abgelesen in der öffentlichen Versammlung der Baierischen Akademie der Wissenschaften, bei hohem Daseyn Sr. Päbstlichen Heiligkeit Pius VI. — Von Karl von Eckartshausen ꝛc. München, bei M. A. Böttnerin 1782.** — In dieser Rede findet man, wie in andern, dem Orte nach, unerwartete, keine übertriebene Lobeserhebungen. Der herzliche, fromme Menschenfreund wußte, daß dem hohen Fremdlinge nichts besser gefallen, und ihn nichts mehr ergözen könnte, als wenn sein Daseyn einen wärmern Aufruf zu höherer Frömmigkeit und Tugend veranlaßte.

Er

Er dachte, wie jener Pfälzische Dichter, der bei einer sehr feierlichen Gelegenheit eben so zu seinem Lande sagte:

„Sei rein, sei heilig vor Ihm, und preise mit höherer Tugend
„Sein dadurch am besten besungenes Lob.„

Wie wohl wird's einem ums Herz, wenn man sieht, daß die besseren Männer aller Völkerschaften sich vereinigen, den Menschen und Gott in ihm da zu suchen, wo er hingehört: im Herzen. Daß aber dieses, wie gut, so auch erleuchtet seyn müsse, zeigt der Redner sehr schön. Man höre nur folgende Stellen:

„Durch die Verbindung der Religion mit den „Wissenschaften, wird am grösten Endzwecke der „Staaten, am Heile der Menschen, gearbeitet. „Geschäftig bereitet die Wissenschaft grose Entwür„fe dazu, die Religion beseelt sie, und es entste„hen gemeinnüzige Werke.„

„Die Religion ist die Stüze der Staaten, „aber ihre Säulen werden erst unerschütterlich, „wenn sie die Wissenschaften zu ihrer Grundfeste „haben.„

„Die Wissenschaften sind Freundinen der Re„ligion; sie verkünden mit der Stimme eines He„roldes ihre würdige Gröse; sie sind das, was „der Schatten im Gemählde ist, dem Lichte seine „Bestimmung zu geben.„

„Religion in einem Lande, wo keine Wissen„schaft ist, wird durch den Aberglauben vertrie„ben, und Wissenschaften ohne Religion werden „Sklavinen des Lasters.„

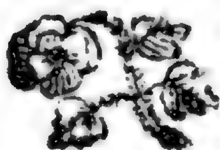
Bingner.

b. (Aus-

b. (Ausländische.)

2) Die Briefe der Agnes und Ida in dem siebenden Stücke des deutschen Museums sind die Früchte der vortreflichen Muse der Gräfin Karoline Adelheit von Baudissin, gebornen Gräfin von Schimmelmann. Ganz Natur, ganz Gefühl ist ihre erhabene Seele, und ihr Ausdruck edel, sanft und dahin reissend. Lange wird man nichts in dieser schönen weiblichen Manier, ausser den Schriften der Frau Hofkanzlerin von La Roche, gelesen haben: und wahrscheinlich sind Männer zum Malen so gefühlvoller Scenen nicht so geschaffen, indem sich bei ihnen gerne etwas Ueberspanntes einwebt, das sich in der Natur nicht vorfindet. Rühren und Gefallen sind so von den ersten Tugenden des weiblichen Geschlechtes, und wenn dieses den Ausdruck in seiner Gewalt hat, wie hier die Gräfin von Baudissin; so kann man dann schon etwas erwarten, das unser Gefühl dahin reissen, und unsere Seele zu sanften Empfindungen stimmen muß.

M.



Pfalzbaierische Beiträge zur Gelehrsamkeit.

8tes Heft. Den 1. Erndemonat 1782.

I. Ist es vernünftig, seine Unterthanen vernünftig zu machen?

Wenn man von dem, was man fragt, auf das, was man thut, oder nicht thut, schliessen kann; so ist es allerdings seltsam, wenn man sich in ganzem Ernste berathschlagt, ob man es für gut halten soll, denjenigen, welchen die Natur zween Füse gegeben hat, das Aufrechtgehen zu erlauben, oder sie wohl gar das Tanzen lehren zu lassen; ob man denen, welche zwei Augen haben, erlauben soll, beide zu öffnen, oder die Dinge in der Ferne eben so, wie die Gegenstände in der Nähe zu betrachten. Das liegt in der Frage: darf man Menschen vernünftig machen? Und sie ist in allem Betrachte nichts minder, als seltsam.

Wenn man bedenkt, wie wenig wahrhafte oder zweckmäsige Mühe man sich zu allen Zeiten gab, der Vernunft ihre völligen Rechte einzuraumen, oder auch sie selbst würken zu lassen; wie man sich viel-

mehr ihrem Aufkommen unaufhörlich widersezte, und wie sich der Mensch mit einer unbegreiflichen Thorheit immer beeiferte, die Linie, worin die Summe seiner Glückseligkeit besteht, auf einer oder der andern Seite zu überschreiten, und die Beute der Schwärmerei, des Wahnsinnes, der Vorurtheile zu bleiben; so kommt es stets dahinaus, die Bemühung um die Vernunft oder die Philosophie hatte allemal wenige Freunde (die Wunder verrichteten, wenn sie Könige waren) und dem grösten Theile ist sie immer verhaßt und verdächtig geblieben. Bald glaubte man der Religion, bald dem Staate zu schaden; dem war sie zu kühn, einem andern zu traurig, und die Meisten bekümmerten sich nicht einmal darum, wofür sie dieselbe halten sollten; sie wollten sie nicht, — und das zur Zeit, wo sich das Zeugnis: er ist ein Mann mit Verstand, als ein groser Lobspruch erhielt, ungefähr so, wie bei allen Gerichtsstuben, woraus Vernunft und Gerechtigkeit längst Abschied genommen, die Clausul von Rechts wegen mit vieler Andacht geschrieben wird.

Es giebt Leute, in welche der Geist der Wuth, und des menschenfeindlichsten Grolles fährt, sobald von dem, was man jezt Aufklärung und Bildung des Landvolkes nennet, irgend einmal die Rede ist, und so stelle man sich folgende Begebenheit als möglich vor: denn sie darf auch nur möglich seyn, um

höchst

höchst bedenklich, und einer kühnen Zurechtweisung würdig zu seyn.

In der Herrschaft — lagen die Tugenden, welche man Kultur, und gehörige Anwendung des Verstandes, und die Mittheilung gesunder Begriffe nennt, lange darnieder. Da war nicht die geringste Anstalt, welche den Wiz der Unterthanen schärfen, nicht die geringste Veranlassung, welche unter ihnen einiges Nachdenken über ihre moralischen und physischen Angelegenheiten hätte erwecken sollen. Es ward nur immer darauf gesehen, wie es von einem Jahre ins andere gleichwohl wieder so gehen möchte, wie es von andern Zeiten hergebracht war, und das Rechnungsbuch des Verwalters war von jeher das Zeugnis und die Probe des öffentlichen Wohlstandes. Wenn die Kasse wieder so voll, wie das vorige Mal geworden, wenn wieder so viel eingegangen war, daß die gewöhnlichen Lustreisen, Mahlzeiten, Spielpartien ꝛc. bestritten werden konnten; so wars ein gesegnetes Jahr; herrlich wars. Und wer hätte da fragen sollen, ob die Unterthanen ihr Nöthigstes wissen, ob sie von ihren Pflichten, ihren Verrichtungen hinlängliche Begriffe haben, ob sie nach guten oder verderblichen Grundsäzen handeln: Narrheit! Wer so reich war, seine Abgaben richtig zu erlegen, der hatte sich wohl gehalten, und was sollte er mehr? An eine Verbesserung, oder

nur an die Nothwendigkeit derselben ward gar nicht gedacht, und es fiel gar niemand ein, wie solche Dinge zur guten Haushaltung gehören könnten. Keine Schule, die nur von weitem eine Beziehung auf würkliche Sitten, oder Geschäfte gehabt hätte, und das allgemeine Verhalten war ganz kurz beisammen. Was jedem hinterlassen ward, das benuzte und verzehrte jeder, ohne weiter zu trachten. Wer zwei Schaafe hatte, schlachtete eins, und wer Holz brauchte, schlug einen Baum um, da, wo er einen fand. So konnte es nicht lange anstehen, die Sachen mußten sich ändern; und da es allgemein an dem Verstande mangelte, vermög welchem man die Quelle der Uebel in sich selbst, und in seiner eigenen Schuld aufsucht; so begnügte man sich, zu sagen: es hätten sich die Zeiten geändert. Es wären auch ganz andere Frühlings- und Herbstzeiten, sezten andere hinzu; und einen so späten Sommer, oder solche Hize hätte noch niemand in der ganzen Gegend erlebt.

Ich bitte um Erlaubnis, die Geschichte, wie sie sich zutrug — ich wollte sagen: wie sie sich zutragen könnte, erzählen zu dörfen. Wir nehmen dann vielleicht einen nähern Antheil an der Sache, und vielleicht ist ihr Inhalt die Geschichte ganzer Provinzen. Und vielleicht liest sie gar jemand, der denken wird, ich hätte sein Anliegen erfahren.

Je merklicher und empfindlicher die Zeiten sich änderten, das ist, je dürftiger und armseliger, durch eigenes Versehen, die Unterthanen wurden: desto roher, verschlagener, durchtriebener, wie mans zu nennen pflegt, wurden sie. Die Armuth erfand eine Menge bis dahin unbekannter Streitigkeiten, und die schamloseste List erhielt den Namen der rafinirenden Industrie. Sich etwas erwerben, hieß jezt, einem andern nehmen, und es ward schon um den Apfel gestritten, ehe noch die Blüthe zugegen war. Das machten einige sich kürzer, und stahlen, oder raubten das, was andere, denen Muth, Stärke, Gelegenheit dazu fehlte, vor Gericht mit einer Menge Formalitäten und Sprüche, und mit Zuziehung vieler Zeugen gethan, und darüber Glückwünsche angenommen hatten. Jene wurden indessen, wie leicht zu erachten, gestraft, und die Anstalten dazu kosteten wenigstens zwei Drittel mehr, als die beste, herrlichste Anstalt, zur Ehre der Menschheit, gekostet haben würde, und das Uebel wurde dadurch nicht gehemmt. Man traf bei den Leuten, welche aus der Welt zu schaffen, man, leider! genöthiget ward, die unbeschreiblichste Unwissenheit, einen gänzlichen Mangel an Erziehung, und eine so barbarische Rohheit von Begriffen an, daß es bei manchen dahin stund, ob sie fähig waren, den Staat zu beleidigen.

Jemand nahm Gelegenheit, dem Besizer dieser Gründe den Zustand derselben aus alten und neuern Zeiten vorzulegen, und er sah den grausamen Abstand, und erschrack. Ehemals hatten die Unterthanen der Herrschaft Geld vorgestreckt, und sie thatens mit Freuden; nun mußten sie mit Gewalt angehalten und gequält werden, damit sie das Aeusserste anspannten, die Hälfte des Unentbehrlichen herbeizuschaffen. Jener besaß viele natürliche Güte, und er fand sich gedrungen, alles zu thun, was etwas beitragen könnte, seinen Unterthanen schleunig empor zu helfen, und der wackere Mann, der ihn zuerst aufmerksam gemacht hatte, mangelte nicht, ihm die wahren Mittel, wodurch dies schöne Vorhaben am zuverläßigsten ausgeführet werden könnte, vor Augen zu halten. Er sah wohl, daß er einen küzlichen Punkt berühren, und seinen grosen Freund an etwas würde erinnern müssen, wobei er Gefahr lief, der guten Sache auf einmal alle Hoffnung zu benehmen, an Kösten nämlich, welche er grosmüthig dazu würde verwenden müssen, der Sache eine lebendige, allgemeine und dauerhafte Bewegung zu geben, und er stellte ihm die Nothwendigkeit in einem Gemählde vor. Wenn, sagte er, entkräftete Leute schwere Lasten zu tragen hätten, und sie liessen dieselbe aus Mangel an Stärke dahinfallen, und würfen sie untereinander; was

soll-

sollte es helfen, diesen Kranken eine Anweisung (und sollten alle Weisen auf Erden daran Theil genommen haben) in die Hände zu geben, wie man Lasten tragen, und welche die schönste Ordnung sei, in der man sie vereinigen müsse; — so lange man nicht damit anfängt, ihnen Gesundheit und Kräfte zu verschaffen, und die Ausübung möglich zu machen; so ist es ebenfalls mit den besten Verordnungen nicht gethan, und die Glückseligkeit der Unterthanen wird dadurch nichts weniger, als befördert, wenn man nicht voraus bemüht ist, den moralischen Karakter derselben zu erhöhen, und jeden Sinn der Seele zur Ahndung einer glückseligern Verfassung, und zum Gefühle feinerer Bedürfnisse zu bilden. Er zielte hier nicht undeutlich auf Erziehung und Unterricht, welcher jeder Verbesserung voran gehen müßte, und wuste seinen Vorstellungen einen solchen Nachdruck zu geben, daß man auf der Stelle beschloß, etwas zu thun; und wenn nur gleichwohl etwas gethan würde, dachte jener voll innerer Zufriedenheit bei sich; so kann man allerdings hoffen, daß das Uebrige geschehen werde. Auch dachte er, man müßte den Herrn des Gebiets nicht auf einmal mit einer Menge von Ausgaben erschrecken, welche für jegliche Schulen, so lange, bis ein Fond ausgezeigt werden könnte, vorgeschossen werden müßte. Diese klugen und gutherzigen Maasregeln verfehl-

 ten

ten schier gänzlich ihres Zweckes. In dem glücklichen Augenblicke, wo die Herrschaft in den gehörigen Grad edler Hize gesezt, und gefaßt war, alles zu thun, und sich für das Ganze in solche Verbindungen einzulassen, solche Vorkehrungen zu treffen, von welchen zurück zu gehen die Ehre es nicht mehr gestattet hätte, hätte auch für den Zusammenhang aller Theile gesorgt werden sollen. Die Heilung eines einzelnen Gliedes hatte keine Würkung auf den Körper. Die Früchte der Erziehung sind an und für sich selbst nicht auf der Stelle zu hoffen, und nun wurden sie vollends gar nicht sichtbar. Die Unterthanen wurden nicht gewerbiger, sie erfanden nichts neues, trugen nichts mehreres ein; auch die Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, welche man unaufhörlich den rohen Sitten schuld gab, nahmen nicht ab, sie vermehrten sich vielmehr, indem sie auf gewisse Art ihren natürlichen Weg nahmen, und der Erwartungen wurde keine erfüllet. Dazu kamen wiederholte Beschwerden, wodurch man den bisher einseitig gemachten Aufwand als gänzlich unnüzlich erklärte, und da die eigentlichen Triebfedern der herrschaftlichen Grosmuth, so geheim sie liegen mochten, im Grunde nichts waren, als eine eitele (hier nur geliehene) Freude einer Art ungewöhnlichen Ehrgeizes, und dann die Hoffnung einer ergiebigern Industrie der Unterthanen; so fanden die

einzelnen mit geflissener Unachtsamkeit angebrachte Vorstellungen und Einwürfe bald Gehör. Auf diesem Wege kam die Sache in kurzer Zeit dergestalt zur Reife, daß man im Ernste mit Entscheidung der Frage umgieng, ob man die getroffenen einzelnen Erziehungsanstalten wieder eingehen lassen, oder mit erneuertem Eifer und mit Anstrengung aller Kräften das sämtliche Erziehungswesen vom Grunde aus herstellen sollte. Wer von beiden Partheien, welche für die Sache, und wider dieselbe antworteten, Recht habe; das wäre bei dem freilich bald entschieden gewesen, der gar nicht im Sinne gehabt hätte, eine solche Frage zu thun; aber so wars unmöglich zu erkennen. Beide gründeten ihre Gutachten auf das allgemeine Wohl, beide sprachen von Beförderung der allgemeinen Glückseligkeit. Bei dieser Verlegenheit entschloß sich die Herrschaft, zu thun, was im Falle einer guten Wahl in der That am vernünftigsten ist, nämlich die Entscheidung auf den Ausspruch eines Einzigen, der die Stimmen der übrigen gesammelt und abgewogen hätte, ankommen zu lassen. Dieser Mann, (ich mag ihn weiter nicht schildern: denn man soll solche Portraite nicht ausmalen) dieser Mann nannte das Erziehungswesen Aufklärung, (ein in der ganzen Gegend bis auf den Tod verhaßtes Wort) und, sagte er, nachdem er den heimlichen Unwillen auf den Gesichtern der

Anwesenden hervorgehen sah, man müße das Landvolk nicht aufklären, weil man dabei Gefahr lief, es faul und ungehorsam zu machen. Ganz natürlich! fuhr er fort: wenn der Bauer so viele Einsicht besizen sollte, wie z. B. der Hofrath; so würde er nicht hinter dem Pfluge gehen, noch sich es Tag und Nacht sauer werden lassen wollen; damit einige wenige bequem und gemächlich leben können. Er wird sich fühlen, und in eingebildete und längst verjährte Menschenrechte eintretten wollen. Er wird die Verordnungen, welche man ihm ertheilet, freventlich untersuchen, und sollte er sie nach seinem Wahnsinne unschicklich, unüberlegt, unbillig und grausam finden, so wird er sie nicht befolgen. Und was ist anders zu erwarten, als Unordnungen, Widersezlichkeiten, allgemeiner Aufruhr ꝛc.? Und nun war es entschieden. Alles gieng zurück, verfiel, wie allemal, tiefer in die Barbarei. Es ward für vernünftig gehalten, Menschen nicht vernünftig zu machen.

Es giebt eine Art sophistischer Gründe, voll menschenfreundlicher Grillen, von welchen von Zeit zu Zeit einzelne Menschen befallen wurden, die sodann das Nämliche, aber freilich nicht aus den nämlichen Gründen behaupteten. Rousseau brachte nichts neues hervor, wenn er in einem Anfalle wunderlicher Laune, in welche ein Mann voll zärtlicher Trau-

rig-

rigkeit, bei einer so glühenden Einbildungskraft leicht verfallen kann, wenn er den schrecklichen und unaufhaltbaren Zirkel menschlicher Drangsalen, welche der Mensch sich selbst mit vielem Scharfsinn erfindet, wie auf einem Haufen versammelt sieht, und dieses Weltverhängnis unsers Lebens auf Erden betrachtet, worin, so zu sagen, das Uebel zu herrschen scheinet, wo tausend herbe Täge die Folge eines unbefriedigenden, flüchtigen Vergnügens, und die Wünsche und Einbildungen des Menschen beinahe das Beste des Menschen sind; wo Millionen sich erniedrigen müssen, um einen einzigen zum Höhern, und Höchsten zu machen, der selbst am Ende keine fröhliche Stunde genießt, wo, als wärs ein Raubgeschlecht, die Macht des Stärkern, des Listigern fast immer die Oberhand behält, wo unzählige Krankheiten und Gebrechen des Geistes und des Körpers, und unter denen, die sich Brüder heissen, eine unversehnliche Zwietracht herrscht, — der Krieg; Rousseau hat, sage ich, nichts Neues gesagt, wenn er den ungebildeten Menschen für glücklicher hält, als den gebildeten, und diesem auf gewisse Weise den Rath giebt, in den Wald zu gehen, wo weder die vielen Uebel des im gesellschaftlichen Leben verzärtelten Körpers, noch die Streiche der mißbrauchten Vernunft seiner erwarten. Jenes im Cicero enthielt lange voraus das Nämliche:

Möch-

„ Möchten wir doch diesen Scharfsinn nicht erhalten haben, nachdem so Wenige einen guten Gebrauch davon machen, und auch diese Wenigen von der ohne Vergleich grösern Anzahl derjenigen, welche die Vernunft mißbrauchen, unterdrückt werden! „ Cicero führt, nach seiner Gewohnheit, eine Menge Stellen aus Dichtern an, worin scharfsinnige Bosheiten ausgeübet worden, und, sagt er von dem lezten, scheint es nicht, dieser Böswicht habe die feinste Erfindungskraft nöthig gehabt, um so äuserst lasterhaft seyn zu können. Aber solche Unthaten, fährt er fort, erscheinen nicht blos auf der Bühne; das alltägliche Leben ist davon, und vielleicht mit weit grösern, erfüllet. Man erfährt es allenthalben, in allen Angelegenheiten und Geschäften des Lebens, daß, wie das Gute, so auch das Böse durch die Vernunft geschehe, jenes von Wenigen und selten, dieses weit öfter und von einem weit grösern Theile geschehe, so, daß für uns besser gesorgt gewesen seyn möchte, gar keine Vernunft, als dieselbe mit so vielem Nachtheile erhalten zu haben. Wie man besser thut, Kranken lieber gar keinen Wein zu geben, da er nur selten nüzt, und fast allemal schadet, als in Rücksicht auf eine zweifelhafte Hoffnung, dem offenbaren Verderben sie hin zu geben; so weiß ich beinahe nicht, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn wir diesen Erfindungsgeist, diesen Scharf-

sinn,

sinn, die Beurtheilungskraft, welche wir die Vernunft nennen, nachdem sie so Vielen schädlich, so Wenigen nüzlich ist, gar nicht erhalten hätten, als daß wir sie mit einer solchen Freigebigkeit, in einem Maase erhalten haben.„ So drückt mit philosophischem Gutmeinen der Mann sich aus, der mit so vieler Wärme, und bei so vielen Gelegenheiten sich für die einstimmige Meinung aller Weisen erkläret hat, daß, wenn man auf einer Seite alle Uebel des Körpers und des Zufalles, und auf der andern das Uebel des Unverstandes läge, jene in Vergleich mit diesem verschwinden würden, der so viele Proben des feinsten und geübtesten Scharfsinnes ablegte, und unter den Uebeln einer verunglückten Vernunft jenes ohne Zweifel für das gröste hielt, wo man fragen könte, ob die Vernunft dem Menschen zu seinem Wohlseyn gegeben sei; — wiewohl man, von Seiten des Herzens, eben nicht allemal verunglückt seyn darf, um so etwas fragen zu können. Warum sollte man denjenigen, welchen von allen Seiten häßliche und peinliche Gegenstände entgegen kommen, nicht, so lange wenigstens keine Erleichterung ihres Zustandes zu hoffen ist, aus wohlmeinenden Absichten die Blindheit wünschen können? und die Gefühllosigkeit denjenigen, welche unaufhörlich von eindringender Hize oder Kälte gepeiniget werden.

Der

Der Sklav am Joche leidet weniger, wenn er keinen Begriff von der Freiheit hat, wozu ihm alle Hoffnung benommen ist. Und der Unterthan, dessen Schicksal von dem Schicksale eines Sklaven nur dem Namen nach verschieden ist; ja, der ist weniger unglücklich, wenn er der Einsicht, die sanften Pflichten eines Unterthanen von dem Elende eines Leibeigenen zu unterscheiden, beraubt ist. Er schläft ruhiger auf einem Lager von faulendem Stroh, wenn er nicht ahndet, wie er zu etwas Bessern ein Recht habe, als auf der Erde zu liegen, damit jemand, dem er nicht das geringste Gute zu danken hat, auf Pflaumen liegen könne. Und wer hat es, wenn er unter Bedruckungen und Unordnungen lebt, nicht besser, falls er nicht so viel Verstand besizt, um wahrzunehmen, wie alles glücklicher gehen könnte? Nur der Verständige, der Niederträchtigkeiten zu entdecken fähig ist, wenn er nicht mit besonderer Entschlossenheit ausgerüstet ist, grämt sich ab, und den Mann mit einem feinern Gefühle kränken tausend Dinge, über die ein anderer gleichgültig dahin geht.

Aber jener Mangel an Verstand und Gefühl, wenn er das Werk eines Herrn ist, sezt eine Anmasung voraus, die kein Herr seinen Untergebenen zu gestehen den Muth haben wird: denn in dem Verstande, wie Pferd und Fisch, wie Holz und Erz,

kön-

können Menschen nie das Eigenthum eines andern werden, und alle Unterwürfigkeit beruht auf der ausdrücklichen Bedingnis, daß der, dem sie dienen, ihnen hinwieder diene, und nach Kräften bemüht sei, alles, was ihrem Wohl nachtheilig seyn kann, von ihnen zu entfernen, und alles Gute herbei zu schaffen. Der Privatvortheil eines einzigen kann nie der Mittelpunkt seyn, um den sich Fragen, wobei es auf das Wohlseyn vieler Tausenden ankommt, herum ziehen; und wenn bereits von Grundeigenschaften, wie gegenwärtig, die Rede ist; wie kann da gefragt nerden, ob, was seiner Natur nach stets pflichtmäßig, nüzlich und rühmlich bleibt, dem eingebildeten Hausvortheile eines einzelnen gemäs ist? Doch es widerspricht sich überhaupt schon, darüber nachdenken zu wollen, ob es besser sei, vielmehr mit Blinden und Krummen, als mit Menschen von einer vollkommenen Gesundheit, eine Reise voll Mühe zu beginnen.

Die Wenigsten von denen, welche sich vor einer Aufklärung des Landvolkes, oder vor dem, das man Erziehung, Bildung, und wie mans immer nennt, fürchten, wissen, worin eigentlich das, was sie fürchten, bestehe. Sie haben etwas von dem Mißbrauche, der manchmal von denkenden Schriften gemacht, oder dem ausschweifenden Wize gehört, womit die heiligste und gerechteste Sache mißhan-

handelt wird, und erschrecken nun vor jedem kühnen Vorschlage, vor jeder ungewöhnlichen Wahrheit, und hören sie das Wort Aufklärung: oh! da blutet ihnen das Herz, und jede Vorstellung darüber kränkt und beleidigt sie, sie wollen nichts hören, nichts davon wissen, noch glauben; sie wollen alles dahingestellt seyn lassen. Wie widersinnig!

Voraus gesezt, daß die Grundkenntnisse eines Volkes auf Wahrheit gebauet sind —

— und ein Volk täuschen, ist schändlich, (das Sitten- das Regierungssistem eine Lüge! Die Befestigung des Staates, die Ehre des Monarchen eine Lüge! Welchen Namen sollte man dem geben?) — ist gefährlich, ist nur zufällig die Folge ungewisser, schwankender Glücksfälle.

Vorausgesezt, sag' ich, daß die Grundkenntnisse eines Volkes auf Wahrheit gebauet sind, daß sie die Quellen der öffentlichen und Privatglückseligkeit sind; so ist es der Natur der Sache widersprechend, es ist ungerecht, sie dem Volke nur in der Ferne und im Dunkeln zu zeigen; es ist thöricht, mit dem, was gehörig mitgetheilt, gemäs seiner wesentlichen Beschaffenheit Segen und Wohlseyn verbreiten muß, wie mit einem Geheimnisse umzugehen, und auf gewisse Weise einen Verdacht zu verbreiten, als würde man dabei verlieren, wenn man

an-

angeführt würde, sich demselben zu nähern. Doch, wenn man von einer Aufklärung und Bildung des Volkes spricht; so ist gewöhnlich mehr von Dingen eines bürgerlichen Inhalts die Rede. Es ist nicht dahin angesehen (dies ist es, vor was die Meisten sich fürchten) unter das Volk den Geist eines gelehrten Taumels und Raisonirens zu streuen, es dahin zu bringen, daß es alles bezweifle, alles anstreite, und jeder Sache einen Sinn nach seinem Kopfe gebe. Den Bürger, das Landvolk aufklären, bilden, vernünftig machen, heißt: ihm von dem Berufe seiner Arbeiten klare und bestimmte Kenntnisse mittheilen, dasselbige von dem Nachtheile der Unwissenheit und alter Vorurtheile überzeugen, und durch eine lebhafte Schilderung der wahren und unerschöpflichen Vortheile, welche in seinem Gebiete es sich sammeln kann, ihm den Trieb der Erfindung und Industrie einzuflösen. Den Handelsmann aufklären, heißt, ihm den himmelweiten Unterschied eines Kaufmannes und eines Krämers zeigen, ihn lehren, wie er seine Gewölber mit inländischen Produkten anfüllen, wie er sein Vatterland durch sein Zuthun bereichern könne, und ihm Muth zu Unternehmungen machen. Den gemeinen Bürger und Handwerker aufklären, heißt, ihm die nöthige Anweisung geben, wie er seine Arbeit nach den Umständen ändern, wie er durch Nachdenken

und Wetteifer seine Arbeit verschönern, verbessern, wie er den kürzern Weg gehen, wie er andern, statt daß er zu seinem Nachtheile und Schande mit vieler Demuth nun folgt, voran gehen könne. Den Landmann oder Bauer aufklären, heißt, ihn von der schädlichen Hartnäckigkeit, alles nach Herkommen und Gewohnheit zu thun, zurückführen; heißt, ihn die Eigenschaften oder die Geschichte der Produkte, welche er bauen, einernden soll, kennen lehren; ihm die glückseligen Aussichten, welche dem vernünftigen Fleise und der wohlgeordneten Haushaltung sich öffnen, in der Nähe zeigen; ihm durch Aufmunterung und Belohnung, den Geist der Gewerbigkeit und das Gefühl der Unruhe beim Anblicke öde liegender Felder einflösen. Die Stände aufklären, heißt, denselben einen gesunden Begrif von ihren Verbindungen, von dem möglichsten Grade ihrer Vortheile in das Herz legen, so in Schulen, so in Erziehungshäusern zubereiten, so durch Schriften, welche mit einer festgesezten Absicht verfasset werden, zu allen Gemüthern sprechen. Und dieß soll gefährlich, soll unvernünftig seyn können?

Ich weiß schon nicht, wie sich das mit jenem Verlangen, aus der Industrie und Geschicklichkeit eines Volkes die möglichsten Vortheile zu ziehen, vereinigen läßt. Ich will, daß meine Gefährten vor andern das Ziel erreichen, und hemme ihnen

die

die Kräfte, andern nur gleich zu kommen. Ich will, daß sie voll Stärke und Gesundheit ihr Haupt erheben, und gebe ihnen eine elende Kost, thue nichts, um entkräftende Seuchen von ihnen abzuwenden. Wie Thau und Regen; so die Wissenschaft im Herzen des Menschen. Sie schläft nicht, wo man sie aufgenommen, sondern wirthschaftet immer, verbessert, versuchet, beobachtet immer, und sieht sich nach Mittel um, an das jenseitige Gestad zu kommen, oder die Frucht vom Baume zu holen, dessen Aeste für die gemeine Gröse zu hoch sind. Welch ein Unterschied ist zwischen einem Handwerker, der zeichnen, und das Schöne, und, wenn ich so sagen darf, das Poetische seiner Kunstsache gelernet hat. Er nimmt schon seinen Werkzeug gleichsam geschickter in die Hände; er vermeidet, ohne es selbst zu wissen, die Einförmigkeit, er sezt erfinderisch immer etwas Neues hinzu, oder weiß der alten Sache durch eine geschickte Verzierung, durch eine geschmackvolle Aenderung den Reiz der Neuheit zu geben, und durch irgend etwas, das dem Auge gefällt, das der Bequemlichkeit schmeichelt, das die Begierde, es zu besizen, rege macht, zu locken; so arbeiten viele der gemeinsten Handwerker in Frankreich und Engelland. Unter ihren Händen erhält die unbedeutendste Sache eine Art von Annehmlichkeit, welche eine Frucht des Nach-

denkens und Vergnügens an Erfindungen ist; — indessen anderswo der träge Nachahmer gleichwohl wartet, bis irgend ein Fremder ihn des Bessern belehret, oder die herrschendere Mode ihn nöthiget, nach dem Vollkommneren sich umzusehen. Seine Schläfrigkeit öffnet fremden Produkten den Eingang, verhindert die Bearbeitung und den Umlauf der inländischen, deren Werth durch eine folgende Geringschäzung erniedriget wird, und trägt stillschweigend zu der Treulosigkeit bei, die Fähigkeiten seiner Mitbürger zu hemmen, und den bürgerlichen Wohlstand zu kränken.

Gebildete Unterthanen arbeiten dem Gesezgeber in die Hände. Wie gute Soldaten dem Winke des Feldherrn, so folgen sie dem Ruf einer zu ihrem Wohlseyn gebietenden Obrigkeit. Sie haben das Gesez selbst vorbereitet, haben es, ehe es festgesezet ward, ausgeübet; es war in ihren Gesinnungen, in ihren Absichten und Geschäften vorhanden; es liegt daran, daß es befolgt werde, und, mit einem Worte, die Gesezgebung bei einem so gebildeten Volke zieht nur ab, ordnet und verbessert nur, führt nur an, wo schon jedermann handeln will.

Wie muß das einen Regenten betrüben, falls er nämlich ein Herz hat, vom menschlichen Elende gerührt zu werden, wenn es für ihn ein Hauptgeschäft seyn muß, immer zu strafen, wenn er in seinem

nem Lande, wie dann diese Beispiele nicht unerhört sind, ein weitläuftiges Züchtigungsbuch (codex criminalis) dulden, und alle seine Verordnungen, diese Werke einer stillen Weisheit und Liebe, mit einer Drohung und Erwähnung der Uebertretter beschliessen, und zu gleicher Zeit, als Kenner menschlicher Herzen, voraus sehen muß, daß harte Begegnungen eine neue Verhärtung verursachen, und ihm alle Wege zu den sanften Mitteln der Vorstellungen verschliessen. Wo entgegen das Gefühl der Ehre in den Gemüthern lebt, wo, wenigstens unter dem grösten Theile, eine vernünftige Ueberlegung Plaz genommen, da wirket der Aufruf zum Edelmuth und Rechtschaffenheit, das Beispiel der Grosmuth weit thätiger, als die Schreckbilder des Lasters, und Strafen, und Vorwürfe je wirken können. Diese verhindern höchstens, daß das Schlimme und Verderbliche nicht um sich greife; aber sie ermuntern nicht, daß die Kraft der Tugend erwache, und in erstorbenen Herzen die Liebe zum Guten keime.

Ich komme zu dem Einwurfe, welcher zwar nie einem solchen Menschen, der ein Gehör verdienet, beigefallen, und indessen doch einer der wichtigsten Gründe wider die Aufklärung geblieben ist. Ein aufgeklärtes Volk, sagte jener, wird nicht mehr gehorsamen. Also über ein dummes und unwissen-

des, über ein Mittelding zwischen Mensch und Vieh zu herrschen, das sollte die Klugheit eines Beherrschers erfordern? Es sollte die erste Pflicht eines Regenten, worauf sein Ansehen und seine Macht beruhet, seyn, daß er die Fähigkeiten seiner Unterthanen bestmöglichst bilde und bewege, und es sollte zu gleicher Zeit die Vorsicht nothwendig seyn, diese Fähigkeiten nie bis zu einem gewissen Grade sich entwickeln zu lassen? Wie ungereimt! Aber wenn doch schon von Ungehorsam die Rede ist, so ist, däucht mir, bei dem am meisten Gefahr, wo die roheste Beurtheilungskraft, die augenscheinlichste Gefahr, auch die besten Sachen, sobald sie nach dem ersten Anblicke nicht schmeichelhaft erscheinen, auf der ungerechtesten Seite zu beurtheilen, und bei einer rauhen Gemüthsart die unbeugsamste Hartnäckigkeit vorhanden ist. Und ich darf nicht erst fragen, ob diese in der That gefährlichen Erscheinungen bei einem Volke, dessen Verstand alles leicht begreift, dessen Gemüthsart alles mit Langmuth und Duldung ansieht, und allenthalben den Wohlstand, welcher die Folge einer bessern Erziehung ist, beobachtet, oder ob dieselbe bei einem andern, welches immer den Anfällen der Unbesonnenheit ausgesezt bleibt, zu Hause sind. Alle öffentliche Unruhen haben von wilden, unverständigen Leuten ihren Anfang genommen, (wie dies auch bei

ge-

gebildeten Völkern immer nur von dem ungezogendsten Pöbel geschieht) und sie haben, gleich der Fluth, die vom Winde gejaget wird Verheerungen angerichtet, oder haben, in einem unglücklichen Eigensinne, ihren rechtmäßigen Herrn verlassen, ohne eine andere Ursache, als das Beispiel anderer vor sich zu haben (*). Sezen wir den Fall, daß ein Volk auch würklich hart mitgenommen werde; so ist ein Volk mit Sitten weit leichter zu besänftigen, und lasterhafte Empörungen wird es sich nie zu Schulden kommen lassen, da indessen ein ungebildetes allein seinen Zorn zu Rath zieht, und den geheimen Groll manchmal auf ganze Geschlechter verbreitet.

Das Volk aufklären, sagen sie wieder (und man kann nichts anders erwarten, als daß sie so etwas sagen werden) heißt, es der Gefahr eines schädlichen Muthwillens im Denken Preis geben, und Leute, denen die Verfeinerung ihres Wizes und Geschmackes nicht zum lebenslänglichen Beruf geworden, wüßten mit diesem Geschenke nicht umzugehen. Sie zielen hiemit vornehmlich auf die Erhaltung reiner Religionsgrundsäze, für welche sie,

(*) Auch die vielen, welche bei unsern Nachbarn der Religion wegen emigrirten, hatten keine andere. Als der Preussische Gesandte sie fragte, welche Religion sie dann hätten: welche euer Excellenz befehlen, gaben sie zur Antwort.

von einzelnen Erscheinungen erschreckt, oft bis zum unzeitigen Eifer besorgt sind.

Ich habe gleich Anfangs jene Aufklärung, wo das Volk auf unreifes Raisoniren und freche Wizeleien geführt wird, von einer andern unterschieden, wo es auf klare und gesunde Begriffe der reinen Sittenlehre, und auf gute, aufmunternde Kenntnisse bürgerlicher Verrichtungen angesehen ist. Jenes, wenn es zum einzigen Endzwecke gemacht wird, ist gewöhnlich ein schwaches Werk eingebildeter Weisheit, und, wenn es, freilich auch nur zufällig, Schaden anrichtet, so geschieht dies nirgends eher, als bei unaufgeklärten Seelen, denen jeder Scheingrund, der ihrer Freiheit und sinnlichen Lüsten schmeichelt, willkommen ist. Das heutige Ueberhandnehmen der verabscheuungswürdigsten Grundsäze in Absicht auf die Sittenlehre, der Unglaube an Tugend und an Pflichten, ohne welche keine bürgerliche Verfassung Statt finden kann, das heutige Hohngelächter über den Muth, etwas uneigennüzig für sein Vatterland zu thun, oder ohne Hoffnung einer zeitigen Belohnung zu arbeiten, da man sichs könnte wohl seyn lassen, und überhaupt das Hohngelächter über den Romaneneifer, sich der guten Sache anzunehmen; dieser heutige Epikureismus, dieses Sistem, bene & jucunde zu leben, diese Verworfenheit, dessen Folgen nicht mehr erst heranziehen,

ist

ist sie nicht ein offenbarer Beweis von der grosen Menge unaufgeklärter, ungesunder, schwacher Seelen, denen ein wahrer gegründeter Unterricht wohlgeordneter und wesentlicher Begriffe unbekannt geblieben ist? Sie würden eben so leicht, (denn daß sie diese Wendung genommen, ist gröstentheils zufällig) bei andern Umständen auf die Seite der gegenseitigen Schwärmerei verfallen, und Opfer des Aberglaubens geworden seyn, — der, als eine Folge unaufgeklärter Zeiten, in der physischen und moralischen Welt so grose Verwüstungen angerichtet, geistliche und weltliche Dinge vermischt, die Religion mit dem Schwerde vertheidiget, und dem Menschengeschlechte so viele Wunden versezet hat.

Bedrückungen, Ungerechtigkeiten, Hemmungen guter Grundsäze und Vorschläge werden bei einem aufgeklärten Volke, welchem solche Erscheinungen zu sehr auffallen, weniger möglich seyn — doch ich vertheidige eine Sache, die niemand anstreitet. Niemand anstreitet? Wahrlich niemand, wer ein Freund der gesunden Vernunft, ein Freund der Menschheit ist.

Westenrieder.

II. Karakter des Sallusts und Livius, nach Hayleys Englischem.

Roms stolzer Genius weist mich mit frohlockendem Ausrufe zu den Männern hin, welche Nebenbuhler der griechischen Ehre sind. Der spruchreiche Sallust führt ihren erhabenen Zug an, klar, doch gedrängt, ausgearbeitet helle, der seine volle Schale Worte mit sparsamer Sorgfalt abwiegt, und kein überflüßiges Stäubgen darin läßt, jedoch im engen Raume, die angeborne Stärke der Tugend und den ungezwungenen Reiz der Natur enthüllt; wie er den Lauf der Thaten vorzeichnet, so erhebt sich seine Geschicklichkeit, die verborgene Bewegungsgründe und die Quelle menschlicher Triebfedern auszuspähen. Seine leuchtende Kürze hat durch Roms Entscheidung die Palme über den Sohn des Olorus erhalten.

Von mächtigerm Geiste und majestätischer Bildung, mit Kräften, welche dem römischen Ruhme angemessen waren, damals als der stolze Adler Roms seine breite Flügel entfaltete und sein Gefieder die unterworfene Erde beschattete, in glänzender Obermacht, welcher Griechenland sich nicht zu schämen hätte, besteigt der erhabene Livius den Thron der Geschichte. Ihn zieren überfliesende Bered-

redsamkeit, deren goldenes Licht die ganze Scene dem Gesichte deutlich darstellt, Eifer für die Wahrheit, welchen der Eigennuz nicht dämpfen kann, das Feuer, das die Freiheit jedem ihrer Freunde leihet: Ihn, den unsterblichen Bilder eines erhabenen Werkes. Das ergözte Rom sahe mi. stolzer Hochachtung sein eigenes strahlendes Bild von kolossalischer Gröse, wie es durch sein langes Anstrengen im reinsten Marmor sich erhobe. — Allein die neidische Zeit hat mit einem boshaften Streiche diese heilige Bildsäule in Bruchstücke zerbrochen, in Lethens Fluß die edelsten Theile versenkt, und der Zukunft nichts als den verstümpfelten Rumpf übrig gelassen; doch wie der unerreichbare gestümpfelte Torso, dem **Michel Angelo** seinen Namen gegeben, eifern die glorreichen **Rudera**, in deren Stärke wir die hervorstechende Kraft des Geistes des Bilders finde., in den liebevollen Augen der Bewunderer immerhin noch mit den ausgearbeitetsten geendigsten Formen neuer Kunst um die Wette.

III. Von der Biographie und dem Karakter des Plutarchs.

Glückliche Biographie! die historische **Wahrheit** gebahr in ältern Zeiten deine Reize der innigen **Werthschäzung**, und die dich empfangende

Tu-

Tugend gab dir zum Brautschaze die anziehende Kraft deiner beiden Aeltern, um so die Herzen zu gewinnen, die wankenden Gedanken fest zu sezen und süses Ergözen mit weiser Lehre zu mischen. Als der erste deiner Liebhaber, ohne Gleiche, allein in seiner Art, glänzt bei dir der dir eigene Plütarch, den sittliche Schönheit krönt, ein bezaubernder Weise, dessen lebendige Lehren zeigen, zu welcher Höhe von Tugend sich das Streben der Menschen hinaufschwingen kann. Schwärmt gleich deine Feder excentrisch wild herum, verführt durch das mannigfaltige Labyrinth der Gelehrsamkeit; zeigt gleich dein Stil keinen funkelnden Reiz, nur helle Leitung einer richtigen Zeichnung; so glänzt doch jedes deiner Blätter mit dem göttlichen Lichte milder Menschenliebe. Dein glückliches Genie, welches holde Sitten und eine erhabene Seele zierten, hatte das rühmliche Schicksal, durch sanfte Lenkung der Weisheit, die starke Ehrsucht der Seele des Trajans zu dämpfen — und wie selten entspringt wohlthätige Tugend der erzenen Brust unumschränkter Beherrscher. —

IV. Karakter des Froissards.

Galanterie und edelmüthige Tugend, das Zwillingspaar, welches den Rittergeist bildete, freute sich, einen treuen Kronikschreiber in dem einfa-

fachen Froissard zu finden, welcher zwar voll Rechtschaffenheit, aber aller Kunst beraubt ist. Wie ein junger Landmann, der durch rastlosen Geist zu der lustigen ungeheuren Scene groser Städte hingetrieben wird, kommt er in sein Dorf zurück, mit immer wachsendem grosen Ergözen, auf dem mannigfaltigen Glanze dessen, was er gesehen hat, verweilet, und seiner Erzählung, bringt er sie gleich in rauhen Worten vor, den Reiz der Natur und die Stärke der Wahrheit zu geben weiß, so, daß sie der Rauhigkeit ungeachtet einnimmt; so scheinet deine einfältige Schrift, Froissard, unserm erleuchteten Zeitalter. Reine Treue und Ehre erkennen ihren Geist in solcher und dich für den ihrigen: täuschen dich gleich oft jene trügende Zeiten, und spielst du gleich, wenn romantische Reimen dich laben, den Legenden-Barden, und schreitest so über die Wahrheit, die du aufbewahren solltest, hinaus. Dennoch wird dein Name mit bleibendem Ruhme hoch unter den Waghälsen stehen, welche die Geschichte eine neue Sprache lehrten, und ihre krampfichte Hand aus den Mönchsfesseln herausrissen, da sie noch von gothischer Nacht umhüllet darnieder lage, und keine näherende Dämmerung des anbrechenden Attischen Tages sahe.

V. Ka-

V. Karakter des Frapaolo.

Sarpi glücklicher Name! frei von jeder Schwäche; den Wissenschaften nicht minder als der Tugend theuer; so deiner Schrift, als deinem Leben nach, gleichen Ruhmes sicher. Die Freiheit, deren Stralen deine gelehrte Zelle erleuchteten, gebietet mir bei deinem Verdienste zu verweilen, sie, die deiner Hand das edelste Amt auflegte, welches die Erde einer himmlischen Seele anvertrauen kann: mit den Waffen der Vernunft die angegriffenen Geseze zu schüzen, und die Feder der Wahrheit in der Sache der Freiheit zu führen. Dein Herz war zu fest, um auf das Schreien der Gefahr zu achten. Es war kein Sklav des Eigennuzes, noch getäuscht durch eiteln Ehrgeiz. Unwandelbar der nämliche im langen Lebenslaufe, war die Freiheit deines Landes dein einziges Ziel. Für diesesseztest du dich dem Messer des Meuchelmörders aus, welches nicht rastete, nach deinem Leben zu trachten. Für sie seufzte noch deine eifrige unermüdete Sorge selbst im Tode patriotische Gebete, und wie sein Schatten über deinen Augenliedern schwebte, zitterte noch aus deiner Zunge hervor: möge sie ewig dauren.

VI. Ka=

VI. Karakter des Voltaire.

Wenn gleich Priester fluchen und Könige falsch sind; so dämpfe doch dies Schicksal nicht eure edle Hize, ihr gleichgesinnte verdienstvolle Männer, die ihr euch erkühnet das scharfe Schwerd der Vernunft und das Schild der Duldung zu führen, in den Gegenden, wo der eiserne Kolbe der Verfolgung zur Niedermezlung der Menschen sich erhebt. Die Natur wird in ihrem innern Herzen eure Tugend empfinden, und ihre unsterbliche Stimme euren Eifer belohnen. Ihr erstes Lob preißt die furchtlosen Kämpfer, welche die edelste Palme, die die Erde geben kann, krönet. Fest und standhaft unter der Zahl derer, welche ihr zur Hilfe hervortretten, und unter den Geschichtschreibern Frankreichs hoch erhoben, sahe die vergnügte Natur partheiisch die lebhafte Stärke des muntern Voltaire, und schenkte ihm liebevoll die Gabe, mit dem Feuer des Anakreons die alte Hand auf der Leyer zu üben. — Jedoch es verstummt die so mannigfaltige Stimme, welche so lang vergnügte. Die Erzählung des Geschichtschreibers ist wie der Gesang des Dichters geschlossen. Siehe, er liegt in dem engen Grabe, der so einen weiten Raum in dem Auge der Gelehrsamkeit umspannte. Unermüdeter Geist, dein langes Tagewerk ist gethan. Tadel und Lob können dein Ohr nicht mehr erreichen. Erlaube mir noch deinen

Namen mit gerechter Wehmuth auszusprechen, deine Schwächen zu beklagen und deine Vollkommenheiten zu verkünden. Dein Eifer spannte in der weiten See der Litteratur jedes Segel auf, und berührte jede Küste. Wie oft hast du aus der reichen Tiefe kostbare Perlen glänzender Gedanken hervorgezogen, wie triumphirtest du auf den niedern Wellen bis das wilde Blasen der Eitelkeit und der Sturm des Stolzes dein starkes Schiff in einer üblen Stunde auf der unseligen Klippe des ruchlosen Wizes scheitern liese. — Doch deine Fehler mag dein Grab bedecken und reinerer Lorbeer deiner Asche entblühen. — Aus den langen Tagebüchern der Welt zog deine Scheidekunst den geistigern Theil ab, gab der Geschichte ein philosophisches Ansehen, und liese das Wohl der Menschen ihre vornehmste Angelegenheit seyn. Du fandest Gefallen daran, ihre ernste Stirne mit Blumenkränzen zu zieren, und stripptest die Dornen der Rose der Erkänntnis ab. — Deine lebhafte Beredsamkeit, welche so in Prosa als Reimen immer auffallend glänzend und zierlich nett ist, flammt mit kühnem Geiste auf; doch ist sie zu Zeiten unnüz rasch und der versprochene Lichtstral nur ein blendendes Wetterleuchten; deine Weisheit artet oft in sarcastischen Spott aus. Die Satyre war deine Freude und das Lächerliche deine Waffen. — Indessen erhält das lustige Genie der

Gal-

Gallischen Landesart, welches von der feierlichen Auflage ernster Mühe zurück bebt, durch jede Scene sein spielendes Ansehen und beherrscht ohne Nebenbuhler das leicht fassende Gedächtnis. Deine Wizlinge, Frankreich, können so, wie selbst deine Kunstrichter gestehen, nicht lange den majestätischen Thron der Geschichte behaupten. Ihnen fehlt, wie deinen Kriegern, wird lange gekämpft, die anhaltende Seele der Brittischen Stärke.

VII. Ein Deckengemählde, in der Sommerresidenz unserer Durchlauchtigsten Frau Kurfürstin zu Ogersheim.

Dieses Gemählde enthält die Vorstellung der Stiftung des heil. Elisabethenordens von unserer Durchl. Frau Kurfürstin. Da dieser Orden nur für Damen bestimmt ist, siehet man mitten im Gemählde die Grosmuth in einer majestätischen weiblichen Figur, auf den Löwen des pfälzischen Wappenhalters gestüzt; zu deren Seite einige kleine Genii, die sich mit dem Fürstenhute, Ordenskreuzen und Blumenkränzen beschäftigen. Dieser wird von der Tugend eine Kandidatin, die in demüthiger Stellung kniet, empfohlen, die dann von der Grosmuth ein Ordenskreuz erhält. Hinter der Tugend erblicket man die nackte Wahrheit, die den Palm-

baum, nämlich die Unsterblichkeit, verpflegt. Oben zur linken Seite siehet man in einem schönen beflügelten Jünglinge den Schuzgott des Ordens, mit einem Gefolge von Geniis, die Ordenskreuze und Bänder, wie vom Himmel zur Grosmuth auf einer Lichten Wolke gesandt. Der Schuzgott, als Störer der Laster, mit Donnerkeulen in seiner göttlichen Rechten bewaffnet, schleudert durch den weiten Raum seine mächtigen hellen Blize gegen den untern Theil des Gemähldes auf die häßlichen Laster, den niedrig lasterhaften Stolz, Trägheit, Undank, Haß und Untreue, deren klumpenförmige Gruppen in Zerstörung vor der mächtigen Verfolgung gestürzt fliehen. Oben zur Linken erblicket man durch die Wolken das Himmelszeichen des Monats der grosmüthigen Stiftung des hohen Ordens.

Die Hauptfigur, nämlich die Grosmuth, ist eine Figur voller Würde in prächtig fürstlichem Kostume. Der Karakter ganz Gröse, der Ausdruck gütig sanfte Herablassung, und strecket den milden Arm mit hohem Anstande aus, um die verdiente Kandidatin mit dem Preise der Tugend zu beehren. Die Tugend, eine reichlich mit weissem Zeuge bekleidet beflügelte weibliche Figur, ist im vollkommensten Verstande die personifizirte Tugend. Der ganze Puz ist nicht Puz, und doch voller nur fühlbarer Reize. Der Karakter edel und mild, so ganz Zutrauen er-

weckend. Der Ausdruck gütig vertrauliche Aufmunterung gegen die liebenswürdige Kandidatin, sich der Grosmuth, als Belohnerin der Verdienste, mit Zuversicht zu nahen. Das weisse Gewand und einziger Puz der liebenswürdigen Göttin ist vortreflich gefaltet und mit äusserster Anmuth geordnet. Die kniende Kandidatin auch ganz einfach mit einem rothen Gewande umgeben, ganz eine demüthige Figur, der Ausdruck sanfte Schüchternheit, ihres Werthes wegen zweifelhaft, ob sie sich der majestätischen Grosmuth nahen darf. Diese drei mit einander handelnde Figuren machen eine äusserst interessante Gruppe aus, die sowohl Gefühl als Gesicht ergözet. Ein besonders schöner Zug der Bildersprache ist die Wahrheit, die den Nachruhm oder Unsterblichkeit der Tugend wartet. Der Schuzgott des Ordens ist ein ausnehmend schön gezeichneter Jüngling, der, um zu zeigen, daß die Laster keines Zornes werth sind, dieselben mit ruhiger Miene in furchtsame Flucht stürzet. Um die Macht des zarten liebenswürdigen Himmelbewohners noch mehr zu erhöhen, hat der philosophisch dichterische Künstler die Laster in den Vorgrund als starke Figuren gesezet. Der niedrige Stolz ist eine weibliche, mit prächtig rothem Gold gesticktem Zeuge bekleidete Figur, ihren Pfauen, der davon zu fliehen sich bemühet, fest im Arme haltend, und in der Flucht vom Rücken zu

sehen, ein Meisterstück von Färbung. Das reiche prächtige Gewand ist zur Verwunderung bis in die kleinste Einzelnheiten ausnehmend wahr und mit tiefer Einsicht über den Leib und die Glieder ausgegossen. Der Haß, eine männliche Figur, die rückwärts in einer gewaltsamen Lage, den Kopf hinter sich abwärts geworfen, das Brustbein hoch empor gebäumt, die Brustmuskeln nach Nothwendigkeit der Lage, mit Zwang ausgedehnet. Der Ausdruck des Kopfes ist Verzweiflung, Furcht und körperliche Leiden. Die rechte Hand mit zischenden Schlangen, und die linke mit der Fackel der Zwietracht bewaffnet. Der Karakter der ganzen Figur ist herkulisch und voller Kraft: und doch so tief, so mächtig gestürzt vom sanften Geiste des hohen Ordens. Gewiß, mit einem Worte der Bildersprache viel gesagt! Dieses und die übrigen Laster alle wegen Eile und Furcht zusammen gedrängt, tragen alle auf ihren scheußlichen Gesichtern den Ausdruck von Furcht, Schröcken und Verzweiflung. Auch ist das Beleuchtungssistem so angeordnet, daß diese zusammengeklumpte Lastergruppe in eine unangenehme Dämmerung fällt. Ueber und über im ganzen Werke sind alle einzelne auf den ersten Blick unbedeutend scheinende Kleinigkeiten äusserst behutsam mit dem Ganzen, als Nothwendigkeiten oder die Vollkommenheit befördernde Dinge durchgedacht. Wie glücklich für einen

nen

nen gelehrten, denkenden und warm fühlenden Künstler, wenn der Stoff, den er zu behandeln hat, von so hoher Würde ist, daß seine Einbildungskraft, die durch grose und edle Empfindungen gezogen, gleichsam wie von göttlichem Hauche angefacht wird; wenn der Plaz dem Stoffe so angemessen, wenn die Besizerin von so hohem Gefühle, daß sie mit kaltem Blute all das Grose in seinem ganzen Umfange, in seiner ganzen Stärke augenblicklich durchfühlt, was beim grosen Künstler heilig begeisterte Phantasie schuf.

VIII. Fortsezung des Lebens der Theodore von der Linden.

Von Heinrich Stilling.

Der Mensch handelt in jedem Augenblicke so, wie ihn die gegenwärtigen Umstände bestimmen, nnd daran thut er auch wohl. Vernünftig ist der Mann, der diese Bestimmung nach den weisesten Gesezen der Wahrheit und der Religion einrichtet! — Indessen ändern sich auch oft seine Gesinnungen; was er heut für fest und unumstöslich ansieht, das ist ihm morgen ein wahrer Irrsaz, und er wundert sich oft sehr, wie er so kindlich habe denken und handlen können. Indessen folgt hier die erhabene Vorsicht ihrem unbe-

greiflichen Plane, sie führt alles so weislich und wunderbar aus, daß man doch am Ende findet, wie unsere Fehler so gar in ihren Plan gehöret haben, indem sie oft gerade die nüzlichsten Folgen nach sich ziehen. Diedrichs von der Linden Geschichte beweist dies deutlich. Als seine Frau gestorben war, so fand sich in seiner ganzen Einbildungskraft kein Zug, keine Spur zur zweiten Heirath; die Vorstellung, ein sorgenfreier Wittwer zu bleiben, sich in Gedanken, bis an sein Ende mit dem seligen Geiste seiner Eva zu vereinigen, ihr nach zu seufzen, so lang bis der Tod auch die Bande seines Lebens würde getrennet, und seine Seele mit seiner Eva würde vereiniget haben, hatte seinen Geist und sein Herz so erfüllt, daß er gezürnt haben würde, wenn man ihm nur von Ferne zu verstehen gegeben hätte, diese Gesinnung könnte sich wieder ändern; daher kams auch, daß er willig Haus und Hof verpachtete und sichs leicht und unwiederruflich vorstellte, auf dem Blumenhofe den Abend seines Lebens ruhig zu zubringen. So bestimmten die gegenwärtigen Umstände Diederichs Handlungen. Nun aber da seine ganze Seele wieder mit einer zweiten Heirath angefüllt, sein Gut aber in fremden Händen war, so konnte der kurzsichtige Nachbar, wie er glaubte, mit vollem Rechte sagen: der Diederich war doch wohl ein groser Narr, daß er sein Gut

ver-

verpachtete, und seine Haushaltung aufgab: denn er hätte doch wohl denken können, daß sich seine Gedanken wieder ändern würden. Dem ersten Anblicke nach hat der Nachbar recht, aber im Grunde hat ers doch nicht: denn es fand sich nachher, daß es im Ganzen viel besser gewesen, so wie ers gemacht hatte. Daß aber Ehrenfried zu der Verpachtung gerathen hatte, er, der doch Weisheit genug besaß, zu vermuthen, daß sein Schwiegervatter könnte seine Gedanken wieder ändern, das scheint anstößig zu seyn; aber im Grunde war es doch nicht zu tadeln; dies wird aus dem Verfolge erhellen: denn auch Ehrenfried hatte planmäßig gehandelt. Doch ich höre auf zu raisonniren, und erzähle.

Diedrich und Frau Stoßin schlossen also ein Eheverbündnis zusammen und vollzogen es auch sobald sie konnten. Die nunmehrige Frau von der Linden suchte nun alle nur mögliche Beweggründe hervor, ihren Mann zu überzeugen, daß sie ihn nicht wegen seines Reichthumes, sondern blos aus Neigung und Uebereinstimmung beiderlei Gesinnungen geheirathet hätte; Diederich glaubte das auch gerne, weil es seinen Wünschen am angemessensten und er doch auch, noch zur Zeit wenigstens, keine Ursache fand, anders zu denken.

Ehrenfried und Osterfeld brachten auch wäh-

rend den Brauttagen die künftige ökonomische Verfassung in Ordnung, die in folgenden Hauptstücken bestand: Diedrich und seine Frau sollten auf dem Blumenhofe wohnen, sie bekamen etliche schöne Zimmer im Hause, die für sie und eine Magd hinlänglich waren, dazu wurde ihnen ein schöner Gemüsgarten eingegeben, in welchem sie erziehen konnten, was zur Küche nöthig war, Milch und Butter wurde ihnen gereicht, so viel sie brauchten, und für das alles bezahlte dann Diedrich jährlich ein gewisses Stück Geldes an seinen Schwiegersohn; Osterfeld aber behielt immer die landwirthschaftliche Verwaltung und Haushaltung wie vorher. Da nun die erste Monate durch Diedrichs ganze Geschichte sehr einförmig ist, so lasse ich billig diese neu angehende Eheleute in Ruhe, und erzähle wichtigere Dinge, als in ihren Paar Zimmern vorgiengen.

Die Vergiftungsgeschichte am Rheinauer Hofe hatte wenigstens vor den Augen der Welt ein Ende, die Fürstin war wieder vollkommen hergestellt, und was man sich unter einander ins Ohr sagte, hatte weiter keine Folgen: denn wenns auch der Fürst vermuthete, so entdeckte er sich doch gegen niemand; es ist sehr wahrscheinlich, daß er den rechten Mann in Verdacht hatte, weil er auf keine weitere Untersuchung drang: denn der junge Böhling war fort, und niemand wußte wohin; sein Vatter nahm seinen

nen Abschied, und sezte sich auf ein entlegenes Landgut, wo er seine übrigen Tage vergrämte.

Der Kanzleirath Thiele hatte indessen Ehrenfrieden die Wahrheit gesagt; von jener fatalen Nacht an spürte lezterer handgreiflich, wie der gröste Theil der Hofleute und Beamten ihm mit falscher Höflichkeit schmeichelten, ihn als den Günstling des Fürsten ansahen, den man fürchten, äusserlich verehren, heimlich aber untergraben müßte. Der Kammerrath fühlte diese Lage ganz, sie wurde ihm nach und nach so peinlich, daß er auch ohne die Warnung seines Freundes, gewiß alle Beförderungen verbeten haben würde. Es ist eine sehr wichtige Bemerkung, die ich oft und vielfältig aus der Geschichte und der Erfahrung abgezogen habe: sobald als ein Mann die Gunst und Gnade des Fürsten sich durch eine oder andere Gelegenheit erworben hat, so soll er sich derselben nie bedienen um zu steigen, sondern andere würdige Menschen, die es verdienen, zu erheben; er selbst soll immer zurück bleiben, dies ist das sicherste Mittel nach und nach empor zu kommen: denn da er jezt nicht beneidet werden kann und nicht steigt, so kann er auch nicht gestürzt werden; seine Verdienste und die dauerhafte Gnade des Fürsten erheben ihn dann doch allmälig, und sezen ihn fest; alles, was jählings aufgethürmt wird, das stürzt auch bald wieder ein. Dies war Ehrenfrieds

Grundsaz. Ehrliebe kann man ihm nicht absprechen, er suchte freilich nach und nach empor zu kommen, aber weil er ein Christ war, so schlug er den rechten Weg ein, und wer diesen geht, dem kann es nie fehlen.

Einsmals, als am Hofe Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, und der alte **Böhling** nun auf sein Gut gezogen war, ließ die Fürstin **Theodoren** zu sich rufen: dies geschah öfters, denn es schien, als wenn ihr die Zeit lang würde, wenn die Kammerräthin nicht in ihrer Gesellschaft war. Um allein beisammen seyn zu können, nahm sie die Fürstin mit in den Garten und ließ all ihre Frauenzimmer zurück. Hier spazierten nun beide vertraulich zusammen, so wie zwo Freundinnen zu thun pflegen, die Fürstin schüttete dann ihr Herz aus, und verlangte, daß es Theodore auch thun sollte. Als sie nun im Lustwandeln hinten in ein einsames Wäldgen gekommen waren, in welchem sich eine anmuthige Einsiedelei befindet, so gieng die Fürstin in dieselbe hinein, und zog die Kammerräthin am Arme nach sich; beide sezten sich da auf von Binsen geflochtene Stüle, und nun fieng die erhabene Dame an: meine theuerste Theodore! so will ich dich hinführo heissen, ich habe dich mit mir hierher genommen, um ein Bündnis mit dir aufzurichten, jezt in diesem Augenblicke gebiete ich dir als deine regierende Landesfürstin,

daß

daß du nichts dagegen einwendest, und damit du nicht über diese feierliche Rede erschrickst, so will ich dir geschwind und in einem Odem sagen, was es für ein Bündnis seyn soll: siehst du dies schlechte Häusgen mit seinem einfachen Hausrathe, siehst du dies Wäldgen umher? — Dies Haus und dies Wäldgen soll von nun an das Privilegium haben, daß wir beide, so oft wir hierher kommen, alle Verhältnisse der Welt vergessen und blos als Freundinnen leben dörfen; sobald wir beide durch jenes Pförtgen hereingetretten sind, so verliere ich allen Rang vor dir, ich bin dann deine Lotte, und du bist meine Dore, sobald wir aber wieder hinaus sind, so gehören wir wieder in die Welt, dann bin ich wieder Fürstin, und du Kammerräthin, darauf gebe ich dir aber auch mein Ehrenwort, daß alles, was wir hier reden werden, nicht jenseit den Gränzen dieses heiligen Ortes kommen, nicht einmal seine Würkungen weiterhin erstrecken soll; und eben so must du mir auch schwören, daß du, wenigstens so lang ich lebe, kein Wort gegen irgend jemand auf der Welt von diesem Bündnisse sagen, und eben so wenig entdecken willst, was wir hier miteinander reden, es sei denn, daß wirs untereinander ausmachen, was gesagt oder nicht gesagt werden darf. Dore, ich habe dich geprüft, und gefunden, daß du allein würdig bist, mit mir in ein so enges Ver-

hält-

hältnis zu tretten. Theodore erstaunte, stand, schlug die Augen nieder und weinte; die Fürstin fuhr fort: wie, findet dein Herz deine Lotte nicht würdig, deiner Freundschaft theilhaftig zu werden? Gott! — Gott! — rief Theodore, damit umschlung sie ihre Lotte mit ihren Armen, die Fürstin empfand die Wonne der Freundschaft, die bei Menschen ihres Standes so selten ist, in so hohem Grade, daß sie mit Theodoren niedersank. Beide hielten sich in ihren Armen; halb ohnmächtig, unter tausend Küssen beschworen sie das Bündnis, von welchem sie sich unendliches Vergnügen versprachen; endlich erhoben sie sich von den Knien, und sezten sich wieder auf ihre Stühle. Nun fieng die Fürstin an: jezt liebstes Dorgen! jezt hab ich an deinem Herzen ein geheimes Kabinet, in welches ich meine verborgenste Anliegen verschliesen darf, ich kann nun meine Wünsche und meine Klagen in deinen Schoos schütten, und du wirst mich dann trösten, ohne mir zu schmeicheln; hier darfst du meine Fehler mir vorhalten und mich bessern: denn wer sagt den Fürsten ihre Fehler? — Ich beschwöre dich, thue es! — denn das gehört mit zu unserm Bündnisse. Ja, meine beste Lotte! antwortete Theodore, dies heilige Bündnis will ich so anwenden, daß es uns durch alle Ewigkeiten durch Freude machen soll, so wahr mir Gott helfe! Dieser

ser Zug in deinem Herzen macht einer Fürstin Ehre, und nie soll es dich reuen, so an mir gehandelt zu haben. Taumelnd für Freude über diesen nie gehörten Ton, fiel ihr die Fürstin wieder um den Hals, und schluchzte für Freuden.

Theodore gestund mir, als sie mir ihre Geschichte erzählte, daß sie in dieser Stunde den zweiten Emporzug gefühlt habe; der erste war, als sie ehmals Hofmann kennen lernte. Sie druckte sich so aus: es giebt gewisse Zeitpunkte im Leben des Menschen, wo alle Umstände zusammen würken, ein Herz zu erweitern; so bald dies geschieht, so kann man sich auch darauf gefaßt machen, daß es die ewige Liebe ausfüllen will; dies geschieht oft mit solchem Uebermase, daß man glaubt, man würde zu den Sternen empor gezogen, und in solchen Zeiten rückt man dem Mittelpunkte der Vollkommenheit allemal tausend Meilen näher.

Es war ein schöner Nachmittag, kein Wölkgen trübte den Himmel, kein Lüftgen bewegte ein Blättgen in dem heiligen Haine, in welchem sich die zwo vertraute Seelen befanden, alles Getümmel des Hofes und der Stadt war fern; der heilige Schauer der Natur, den man so oft im entfernten Dunkel des Waldes empfindet, in welchem vermuthlich die trauernden Schuzengel lasterhafter Menschen himmlische Luft schöpfen, und sich wieder erquicken, wenn

ih=

ihnen der Dunstkreis der Sünden wehe gemacht hat, umwehte Lotten und Theodoren, und reinigte ihre Phantasie von allen flatternden Bildern nichtsbedeutender Vorstellungen; erhabene Bilder der Vergangenheit, der grose Weg der Vorsehung, den die Fürstin bisher gewandelt hatte, gieng vor ihrer Seele vorüber, sie athmete langsamer, Majestät breitete sich über ihr Gesicht aus; Theodore, fieng sie an, noch nie hab ich einer lebendigen Seele meine Schicksale erzählet, und ich werde selten ein Herz treffen, dem ich sie entdecken kann; bis dahin bist du die einzige Freundin, der ich so ganz trauen darf, laß mich meine ganze Geschichte in deine Seele giesen, dann werde ich dir hinführo immer meine Leiden klagen können, und du wirst meine Klagen verstehen.

Theodoren wars bei dieser Rede zu Muth, als wenn ehmals ein Prophet ein Gesicht sahe, und die glänzende Gestalt eines Engels sich zu hohen Weissagungen rüstete; Lotte, antwortete sie, mir schaudert für Verlangen, deine Geschichte zu wissen, und ich werde sie tief in meiner Seele verborgen halten, alles was dir eine Freundin seyn kann, das fordere von mir: denn ich wills seyn, bis auf den lezten Tropfen meines Blutes. Nun fieng die Fürstin an:

Du weist, ich bin die Tochter des Fürsten von Traubenheim, meine zween Brüder sind die ältesten,

sten, ich das mittlere, und meine Schwester Elisabeth das jüngste Kind dieses Herrn. Meine Mutter war eine Gräfin von Ballenburg, und mein Vatter hatte sie blos um ihrer Reichthümer willen geheirathet, denn ihrer übrigen Tugenden waren sehr wenig. Ich könnte dennoch den Fürsten, meinen Vatter, nicht so ganz tadeln, er hielt es für nöthig bei seiner Heirath auf Geld zu sehen, weil das Land wegen den vielen Ausschweifungen meines Grosvatters äusserst verschuldet war. Indessen mißlung ihm seine Absicht ganz; eine durchaus unglückliche Ehe ließ ihn keine frohe Stunde geniessen, und ein elender Hang zur Alchymie verzehrte nicht nur die Reichthümer, die ihm meine Mutter zugebracht hatte, sondern er verursachte noch überdas eine kaiserliche Commißion, wodurch er mit seiner Familie in eine traurige Lage gesezet wurde. Doch ich will dir alles umständlicher erzählen.

Mein Vatter war von Natur ein rechtschaffener guter Mann, er liebte die Religion, aber nach seiner Art, er kannte ihre gereinigte Grundsäze gar nicht, denn ein mystischer sehr strenger Hofprediger, der auch an und für sich selbst ein frommer Mann war, aber nicht Weisheit genug hatte, einen Fürsten zu leiten; hatte sein gänzliches Vertrauen. Diese Denkungsart meines Vatters zog, wie's gewöhnlich zu geschehen pflegt, allerhand seltsame Menschen an den Hof, der eine war ein

ein wegen seinen Grundsäzen vertriebener Prediger, der andere ein wunderlicher Arzt, der dritte ein Laborant, der vierte ein Separatist, der fünfte ein Reformator, der die grose Anstalten zum tausendjährigen Reiche zu machen von Gott in die Welt gesandt war, der sechste war ein ausserordentlicher Busprediger, der auf Wegen und Strasen predigen mußte, und was für sonderbare Menschen mehr da waren, denen allen mein Vatter Brod und Unterhalt gab. Dies wäre nun so sehr nicht zu tadeln gewesen: denn solche wunderliche Menschen zu ernähren, mag doch immer eben so gut seyn, als ganze Käfige voll rarer Thiere; wenn sie nicht so vielen Einfluß auf seine Denkungsart gehabt hätten. Ich mag mich mit allen wunderlichen Anstalten in unserm Fürstenthume, die aus dem geheimen Rathe jener eingeschränkter Köpfe entsprossen waren, nicht aufhalten: denn davon könnte man ein ganzes Buch schreiben; ein Plan war thörichter, als der andere, jeder wurde ausgeführet, und jeder gab der Glückseligkeit des Volkes einen Stoß, und eben so den wenigen noch übrigen Einkünften; so daß auf allen Seiten des Elendes immer mehr wurde; ich will lieber mit meiner Erzählung näher auf mich selbst kommen, und also nur desjenigen gedenken, was darauf unmittelbare Beziehung hat.

Meines Vatters Karakter kennst du nun schon bei-

beiläufig, beste Theodore! Du wirst ihn aber im Verfolge noch besser kennen lernen; meine Mutter hingegen war stolz und geizig, beide Fehler waren zugleich mit allen den Lastern verbunden, die ihre natürliche Folgen sind. Doch glaube ich, daß man sie von der Untreue in ihrem Ehstande ganz frei sprechen kann, alles, was nur Wollust hieß, war ihr zuwider; hingegen Sparen und alles vermeiden, was Geld kostete, das war ihre höchste Freude. Auch mein Vatter hatte das Geld lieb, wenigstens suchte er nach seiner Art alle Mittel herbei, dessen zu bekommen; aber nicht aus dem Grunde meiner Mutter, um Schäze zu häufen, sondern um Schulden zu bezahlen, und noch mehr, um seinem Nebenmenschen wohl zu thun: denn das muß man sagen, er hatte das beste Herz von der Welt; nichts fehlte ihm, als ein vernünftiger Mann, der ihn den rechten Weg leitete. Eben diese Neigung verführte ihn auch dazu, den Stein der Weisen zu suchen; er verwendete alles darauf, was er nur beibringen konnte, und das stürzte ihn endlich ganz.

Meine Mutter bekam uns vier Kinder bald nach einander, im lezten Kindbette aber litte sie so viel, daß sie zu fernerem Kindergebähren unfähig wurde. Wir wurden von einer alten französischen Mamsell erzogen, die von allem, was man mit Kindern von diesen Jahren beginnen soll, nichts verstunde: sie

war im Grunde eine erzliederliche Person, hatte aber einen frömmlenden Ton, und eine Sprache der Sparsamkeit angenommen, wodurch sie sich in unserer Eltern Gunst bis an ihren Tod erhalten hat. Ich könnte eben nicht sagen, daß sie uns verdorben hätte, sie ließ uns so aufwachsen, wie es die Natur mit sich brachte, sehr oft ließ sie uns auch allein, und gieng ihren geheimen Lüsten nach, wo wir uns dann vollends überlassen waren. So verflossen unsere Kinderjahre ohne merkwürdige Vorfälle, meine beiden Brüder bekamen nun ihre Hofmeister, in deren Wahl mein Vatter bei aller seiner Phantasterei nicht unglücklich war; wir beiden Prinzessinen bekamen auch einen, und mit diesem Zeitpunkte geht die merkwürdige Geschichte meines Lebens an.

Wir hatten einen gewissen Mann an unserm Hofe, dem unsere Familie viel zu verdanken hatte, es war der Hofrath Heimburg; ich glaube gewiß, Theodore! daß du schon seinen Namen hast nennen hören: denn er ist weit und breit, sowohl wegen seiner Gelehrsamkeit, noch mehr aber wegen seines rechtschaffenen Karakters, und wegen seiner Schicksale bekannt. Dieser Mann wohnte zu meinen Zeiten in einem Privathause in der Stadt Traubenheim, er lebte und würkte in Geheim, aber desto fruchtbarer, seine Geschäfte forderten ihn wöchentlich einmal an den Hof, dann kam er, that was

er

er zu thun hatte, und dann sah man ihn nicht wieder, bis es sein Beruf wieder erfoderte. Mein Vatter konnte den Hofrath nicht recht leiden: denn er widerrieth ihm fast alles, was er that; daher fragte ihn der Fürst endlich nicht mehr, und Heimburg wurde beinah vergessen, auch meine Mutter konnte ihn nicht leiden: denn auch ihr widerrieth er alles, wohin ihr Hang gieng.

Einsmals als ich und meine Schwester auf der Gallerie ohne Aufsicht hin und her spazieren giengen, und Heimburg, ich weiß nicht aus welcher Ursache, in Gedanken da am Fenster stund, und in die weite Welt schaute, so blieb ich im Vorbeigehen stehen. Ich war beinahe elf, und meine Schwester neun Jahre alt. Der Hofrath bemerkte uns, machte eine Verbeugung und sagte: womit beschäftigen sich Ihre Durchlaucht? — Ich antwortete: mit nichts. Heimburg versezte: grose Seelen müssen niemals müßig seyn; zählen Sie einmal siebenzig Jahre, schwerlich werden Sie so alt werden, und nun haben Sie schon zehen Jahre, das ist der siebente Theil, von dieser Zeit zurück gelegt, und noch haben Sie nichts gethan, nichts angefangen zu thun. — Das Leben fürstlicher Personen ist tausendmal kostbarer, als das Leben anderer Menschen: denn sie haben Pflichten auf sich, die unendlich schwer sind. Diese Worte giengen mir durch

Mark und Bein. Es kann seyn, daß der Ton und die Art, womit sie Heimburg sagte, den mehrsten Antheil an dem tiefen Eindrucke hatten, die sie auf meine Seele machten; genug, mir liefen die Thränen die Wangen herab, Heimburg sahe das, und auch ihm drungen die Thränen in die Augen. Gnädigste Prinzessin! sagte er und küßte mir die Hand, ich will laufen, und Ihnen einen Mann besorgen, der wird Ihnen sagen, was Sie thun sollen. Ach thun Sie das, Herr Hofrath! rief ich aus. Von dem Augenblicke an fühlte ich einen Trieb zu Wissenschaften und zu Erkenntnis meiner Pflichten in mir, dem ich gar nicht widerstehen konnte, und ich brannte für Verlangen, Unterricht zu bekommen.

Heimburg gieng den Augenblick fort zum Hofprediger, diesem stellte er die Nothwendigkeit vor, daß wir einen rechtschaffenen Hofmeister haben müßten; zugleich schlug er ihm seinen eigenen Sohn vor; der Hofprediger hatte zu gutem Glücke eine vortheilhafte Meinung von dem jungen Heimburg, weil er öfters in seine Predigten kam, sonst still und eingezogen lebte, und nicht nach Aemtern und Ehren strebte. Da nun der Hofprediger alles bei meinem Vatter vermogte, so versprach er dem Hofrathe, daß sein Sohn Hofmeister bei den Prinzessinen werden sollte; die Sache wurde betrieben, und beschlossen; und acht Tage hernach bezog schon der junge

Heim-

Zeimburg zwei Zimmer in unserm Schlosse, und fieng zugleich seine neue Bedienung an zu verwalten.

So bald ich den Hofmeister sahe, so bald gewann er mein Herz. Stelle dir eine Person vor, an der vom Scheitel bis zu den Fussolen auch die allerdelikateste Männerkennerin nicht ein Pünktgen zu tadeln finden würde. Ich darf wohl sagen, er war das höchste Ideal männlicher Schönheit, zugleich aber von so geseztem und feierlichem Wesen, daß ihn jeder fürchten und verehren mußte, so bald er ihn nur sahe. Heimburg fieng seinen Unterricht auf eine ganz sonderbare Art an. So bald als er sich auf seinen Zimmern ordentlich eingerichtet hatte: denn bis auf die Zeit betrug er sich gegen uns als ein Fremder, der uns gar nichts angieng: so kam er modest, aber sehr niedlich angekleidet zu uns auf den Saal, wo wir bei etlichen Hofdamen sasen, und — nichts thaten. Heimburg trat mit Würde herein, und sein Ansehen stahl ihm aller Anwesenden Herzen; mich und meine Schwester ersuchte er zum Spaziergange: wir nahmen ihn willig an, und er führte uns hinter dem Schlosse den Wald hinauf auf den Berg, auf dessen Spize das alte ruinirte Stammhaus unserer Familie liegt. Es gieng gegen Sonnenuntergang zu, Heimburg redete den ganzen Weg über nichts mit uns, ausgenommen wenn wir ihn um etwas fragten,

ten, so antwortete er mit lauter einzelnen Silben, aber das bemerkte ich an ihm (denn ich betrachtete ihn ganz genau) daß er immer in sich gekehrt wandelte, und wie ich lange nachher erfahren habe, für uns zu Gott betete.

Als wir oben an den alten Mauern anlangten, so stand die Sonne über den westlichen blauen Gebirgen noch, wie man zu sagen pflegt, eines Baumes hoch; unsere Schatten schossen Ruthen lang über den Rasen hin, und aus Osten fachelte ein Lüftgen, und wiegte die bald verblühten Königskerzen, die da der Reihe nach auf den berasten Wällen standen.

Da sind wir! sagte Heimburg so ganz ernsthaft; dort blicken Sie hinauf, meine Prinzeßinen! da sehen Sie in der Mauer zwei Löcher neben einander, die ehemals Fenster waren, da strahlt jezt die untergehende Sonne in öde leere Winkel, alles ist da still — da feiern jezt die Wohnungen Ihrer Voreltern den ewigen Sabbath. — Ihre Grosmütter haben da ihre Pflichten vollendet; die Mauern da haben jezt nichts mehr zu thun — auch sie haben ihre Pflicht vollendet. — Da sponne **Margrethe von Traubenheim** mit eigenen Händen ihren Flachs, den sie dort in dem jezt mit Ginster bewachsenen Garten selber gesäet und gezogen hatte, lies ihn von ihren treuen Unterthanen zu feinem Tuche we-

ben, und dann nehte sie selber ihrem Herrn Egmund von Traubenheim Hemder aus dem Tuche — die er unter seinen eisernen Harnisch anzog. Die Hemder stärkten ihn dann, daß er in der Schlacht für zwei Leben kämpfen konnte.

Das erzählte Heimburg mit einer solchen Art, daß uns beiden die Thränen in den Augen stunden. Herr Hofmeister! fieng ich an, wissen Sie denn die Geschichte von der **Margrethe** und von dem **Egmund**, erzählen Sie uns doch alles, was Sie wissen.

Sezen Sie sich da neben mich auf den Rasen, fuhr Heimburg fort, und betrachten Sie da die alten Gemäuer wohl, ich kann ein Liedgen von der **Margrethe** und von dem **Egmund**, die Ihre Voreltern waren, das Liedgen will ich Ihnen singen. Wir sezten uns, und er fieng mit einer männlichen angenehmen Stimme an:

Es äugelte der Morgenstern
Im blauen Osten hoch,
Als Egmund Graf von Traubenheim
In ferne Länder zog.
Und Margreth die Gemahlin sein,
Vergoß viel milde Thränen,
Im goldnen Becher bracht sie Wein,
Und sprach mit vielem Sehnen:

Mein Egmund Gott geleite Dich,
Er geb Dir Muth und Kraft,
Im goldnen Becher bring ich Dir,
Hier edlen Rebensaft.
Trink nun den Abschieds-Trunk mit mir,
Den ich mit Thränen mische,
Denk stets an Weib und Kind allhier,
Bei deiner Vätter Tische.

Nie wird ein Freuden-Trunk allhier
Margrethen eingeschenkt,
Bis Egmunds Roß in seinem Stall
Wird von mir selbst getränkt.
Bis ich vom blanken Harnisch Dir,
Der Feinde Blut abwische,
Und Du dann wieder trinkst mit mir,
An deiner Vätter Tische.

Graf Egmund druckte ihr die Hand
Und schwung sich auf sein Pferd,
Auch seine Knappen folgten ihm,
Er schwung sein blankes Schwerd.
Er schwung es dreimal um sein Haupt,
Die Knappen thätens alle;
Der grose Rappe stampft und schnaubt,
Es scholl durch Egmunds Halle.

Nun

Nun zogen hin die Reuter all,
Graf Egmund ritt voran,
Die Gräfin aber stieg betrübt
Ihr Kämmergen hinan.
Da flehte sie zum lieben Gott
Um ihres Egmunds Leben,
Und daß ein heilger Friedensbott,
Ihn möge stets umschweben.

Nun gieng zur gelben Spindel sie,
Zu ihren Jungfraun hin,
Und sprach: jezt werd't ihr Mägde sehn,
Wie ich so fleißig bin.
Ein feines Gärngen spinnen wir,
Graf Egmund zu bekleiden,
Wenn er, der edlen Helden Zier,
Heim kömmt mit seinen Leuten.

Nun sponnen sie viel Wochen lang
Der feinen Faden viel,
Die jungen Gräfgen trieben dann
Ihr kindlich Ritterspiel.
Die Frauen waren wohlgemuth,
Sie scherzten treu und bieder,
Und sungen dann mit frohem Muth
Viel alten Heldenlieder.

Vier keusche Knaben webten nun
Das feinste Flachs=Gewand,
Und edle Mädgen legten es
Aufs grüne Rasen=Land,
Begossen's aus der Silberquell,
In warmen Sonnenblicken,
Das Leinwand wurde weiß und hell,
Es glänzte zum Entzücken.

Der trübe Herbst schlich nun heran,
Gelb färbte sich der Wald,
Und alle Boten zeigten an
Graf Egmund käm nun bald,
Die Gräfin gieng am Abend hin,
Zu ihrer weissen Bleiche,
Sie war betrübt in ihrem Sinn,
Das Herz war ihr so weiche.

Sie schaut' so eben auf das Tuch,
Und wurde hoch erschreckt,
Das schön Gewand war überall,
Mit Kreuzgen ganz bedeckt.
Voll Traurigkeit schlich sie hinweg,
In blassen Mondesschimmer,
Mit tausend Thränen klagte sie,
Ich sehe Egmund nimmer.

In

In dunkler Dämmrung sah sie nun
Ein Dunstbild vor sich stehn,
Aschgrau, hohlaugigt, fürchterlich,
Und schrecklich anzusehn.
Mit dumpfer Stimme sprach das Bild:
Egmund hat überwunden,
Durch viele Wunden hat sein Geist
Den Todesweg gefunden.

Nun wankt' die Gräfin müd und matt
Zu Egmunds stiller Halle,
Sank hin, und stöhnt aus enger Brust:
Hin sind die Freuden alle.
In dem hört' man der Rosse Huf,
Im blassen Mondschein stampfen,
Doch still, und ohne Freudenruf,
Sah man die Rosse dampfen.

Die Knappen traten nun herein,
Mit hangendem Gesicht,
Sie brachten ihren Herren mit,
Allein er lebte nicht.
Margrethe nahm sein Todenkleid
Von ihrer grünen Bleiche,
Sie senkten in der Vätter Grab
Die hochgeliebte Leiche.

Die Gräfin gab das schöne Tuch
Den Armen zum Gewand,
Der Armen Mutter hieß man sie
Umher im ganzen Land.
Gekränkt durch Kummer starb sie bald,
Sie liegt an Egmunds Seiten,
Und ihre Seel erquickt sich dort,
Im Reiche ewger Freuden.

Die ernsthafte Melodie, der Inhalt des Liedes, der Schauplaz der Geschichte in den alten Ruinen vor uns, der feierliche Hofmeister, und endlich die scheidende Sonne, alles das würkte zusammen so heftig auf uns, daß wir nicht mehr wußten, ob wir in oder ausser dem Leibe waren, der Eindruck dieses Abends bleibt ewig in meiner Seele das Fundament aller guten Vorsäze, so oft er mir einfällt, so wird mein Herz über alles Irdische erhoben, und ich fühle Lust und Muth alles zu werden, was Gott und gute Menschen aus mir machen wollen.

So wie Heimburg die lezte Zeile ausgesungen hatte, blieben wir starr und still, und zogen den Odem so leise, daß er sich endlich mit einem gewaltigen Seufzer aus der Brust heraus drängte. Der Hofmeister merkte, daß seine Arzenei die gehörige Würkung thät, er stund nun auf, und ersuchte uns mit ihm über den Wall zu spazieren, dies thaten wir

wir mit Freuden, immer aber sah ich **Egmund** und **Margrethen** vor mir, und meine Lust zum Flachs ziehen und spinnen, war in dem Augenblicke die gröste, die ich empfand. Ueber dem Spazierengehen äusserte ich dieses Verlangen, Heimburg billigte das, doch sagte er: gerade die Flachsarbeit, theuerste Prinzeßin! ist eben nicht das, was Grosmutter Margrethen ehrwürdig machte; überhaupt der wirthschaftliche Fleis ist es, der auch den erhabensten Damen wohl ansteht; heut zu Tage hat sich die Sache geändert, jezt können die Fürstinen viel nüzlichere Sachen lernen. Ich wollte gern diese nüzliche Sachen gleich wissen, allein Heimburg antwortete: das sind heilige Geheimnisse, die ich Ihnen erst nach und nach sagen darf, Sie fassen das alles nicht auf einmal, aber Sie sollen alles wissen, so wie sich Ihr Verstand aufklären wird; jezt wollen wir einmal um uns her schauen, sehen Sie, wie die Sonne jezt hinter den Berg sinkt, wie sie jezt so sanft und lieblich daher strahlt? — Sehen Sie alle die Berge, alle die Thäler, alle die Wälder, Felder, Gärten, Wiesen, mit all den mannigfaltigen Bäumen, Kräutern und Blumen, und nun knien Sie nieder. und betrachten Sie die Erde genau: ob Ihnen nicht alle Augenblick ein lebendiges Thiergen in die Augen fällt, und dann — hier ein Vergröserungsglas; betrachten Sie das Thiergen,

mit

mit allen seinen Füsen und Gliedern, sehen Sie einmal das alles von der Sonne bis zum Wurm durch, und denken Sie dann, was das für ein Meister seyn muß, der das alles gemacht hat — dessen Kraft alles bewegt, und wo sich etwas bewegt, da ist er, der grose Meister, gegenwärtig. — Denken Sie, wie gros, wie mächtig ist Gott! — Darüber denken Sie nur einmal nach, das soll Ihre erste Lektion seyn — darnach gehen wir weiter. Sie haben jezt Trieb bekommen, braf wie Ihre Voreltern zu werden, dieser Trieb ist recht, nun will ich Ihnen dazu helfen, darum fange ich zuerst mit der Erkänntnis der Gröse Gottes an, und so gehen wir immer weiter.

Wir wollten nun wissen, was wir denn weiter lernen sollten, aber der Hofmeister antwortete: ich darf Ihnen nie sagen, was ich zukünftig lehren muß, bis Sie das Gegenwärtige gefaßt haben.

So spazierten wir eine Weile, bis es anfieng ganz dunkel zu werden. Jezt, meine Prinzeßinen! fieng nun Heimburg an, jezt wollen wir zum erstenmal zusammen den Vatter aller Dinge anrufen, knien Sie nieder! wir knieten, er kniete auch, — nun betete er, — er betete so, wie ichs noch nie gehöret hatte; wie uns zu Muthe war, das läst sich nicht sagen, still und ohne ein Wort zu sagen, aber voller laut schallender hoher Empfindungen wanderten wir nach Haus.

Hier

Hier war mir jezt alles klein, ich empfand meinen Rang, und den Unterschied zwischen mir und meinem Kammermädgen nicht anders, als wenn man von einem hohen Kirchthurne herab, einen grosen Mann und einen Knaben neben einander gehen sieht, der Unterschied der Gröse scheint nur ein Finger breit zu seyn. Ich und meine Schwester, wir waren beide so stille und so feierlich, als wenn wir Gesichte gesehen hätten, so daß es auch meine Mutter bemerkte, und mich um die Ursache fragte. Ich erzählte ihr die Geschichte dieses Abends; blos der wirthschaftliche Zug vom Flachsspinnen, war die Ursache, daß sie zur Noth zufrieden war; übrigens aber war ihr nichts recht, und sie führte uns sehr streng zu Gemüthe, daß wir uns mit dem Hofmeister nicht zu gemein machen müsten, wir müsten immer bedenken, daß wir Prinzeßinen, und er nur ein gemeiner Mensch sei; das Spazierengehen könne sie auch nicht leiden, u. s. w. Jezt empfand ich erst etwas tadelhaftes an meiner Mutter, der Vergleich zwischen uns und Heimburg war mir so auffallend und so eckelhaft, daß ich mich kaum enthalten konnte, ihr keine Widerworte zu geben, Heimburg war in meinen Augen ein so würdiger und vollkommener Mann, daß ich mir nichts erhabeners denken konnte, folglich machte mich die Ermahnung der Fürstin nur kalt gegen Sie, weiter hatte sie keine Würkung.

Ich

Ich mag dich weiter mit der Methode unsers Hofmeisters, deren er sich in seinem Unterrichte bediente, nicht aufhalten, sie war mit einem Worte höchst edel und unvergleichlich. Der Fürst bekümmerte sich wohl nicht sehr um uns, doch aber, wenn er einmal mit uns redete, so brach er in Lobsprüche über Heimburg aus. Dieser junge Mann hatte auch zugleich die herrliche Gabe, sich jedermann zum Freunde zu halten, ohne sich etwas zu vergeben: er war duldend, nachgebend, und von Herzen demüthig, er strebte nie nach Ehre und Rang, überall war er der Niedrigste, und so vermied er allen Neid und Haß der Hofleute. Er sagte uns oft: wer Nuzen schaffen will unter den Menschen, der muß allen alles werden, und jedermann nachgeben. Dennoch aber gerieth er endlich für alle seine treue Dienste in die äusserste Verfolgung; und dies ist es eben was ich dir erzählen will, weil es mit meinen Schicksalen in der genausten Verbindung steht.

Vier Jahre lang war alles in Ruhe, wir beiden Schwestern lernten in der Zeit unsere Pflichten und unsere Bestimmung kennen, und Heimburg wurde von jedermann geschäzt und geliebt. Wenn auch die Fürstin zuweilen etwas gegen ihn einzuwenden hatte, so war das doch von keiner weitern Folge, ihre Verweise vertrug er geduldig, bekümmerte sich weiter nicht darum, und that was seine Pflicht war.

Als ich nun vierzehn Jahr alt war, so trug sichs zu, daß Prinz Albert von Rheinau an unsern Hof kam; er war eben in holländische Dienste getretten, und just im Begriffe dahin abzugehen. Nun hatte ihm sein Herr Vatter, der damals noch lebte, eine Commißion an unserm Hof aufgetragen, zu deren weitern Befolgung der alte Böhling mit geschickt wurde. Der Prinz wurde sehr höflich empfangen, er machte uns auch seine Aufwartung; und weil ich damals schon ausgewachsen war, so machte ich augenscheinlichen Eindruck auf ihn, er konnte seine Liebe nicht verbergen, und er gab mir sie so deutlich zu verstehen, daß ich ungemein in Verlegenheit gesezt wurde, was ich ihm antworten sollte. Er hielt sich meinetwegen acht Tage länger auf, als sein Vorhaben war, und ich glaube, ich würde ihn haben lieben können, wenn ich nicht seine wollüstige und und ganz verdorbene Seele noch zeitig genug hätte kennen lernen: denn keine Kammer- und keine Küchenmagd war vor ihm sicher, so daß ihm jedes nur ein wenig züchtige Weibsbild schon von weitem aus dem Wege gieng. Dies bemerkte ich noch zu rechter Zeit, und dadurch bekam meine Seele einen solchen Abscheu vor ihm, daß ich ihn nicht mehr vor meinen Augen sehen konnte. Heimburg war der erste, der mir diese abscheuliche Lebensart entdeckte, und mich darauf aufmerksam machte. Wäh-

rend allen seinen Ausschweifungen machte er mir dennoch die grösten Caressen, und ich bemerkte, daß seine Liebe zu mir nach und nach zur Wuth wurde. Mein Hofmeister verdoppelte seine Aufmerksamkeit und seine Warnungen gegen ihn; nun mochte Albert bemerkt haben, daß ihm Heimburg nicht günstig war, dies machte ihn rasend, und um sich recht an ihm zu rächen, so stellte er der Fürstin die Gefahr vor, in welcher ich stünde, indem ich eine geheime Liebesverständnis mit dem Hofmeister unterhielt, und er allein die Ursache wäre, daß ich ihm kaltsinnig begegnete: denn Prinz Albert hatte meine Mutter ganz auf seiner Seite, weil das Haus Rheinau wegen seiner weltbekannten guten Oekonomie sehr reich ist. Nun entbrannte die Fürstin vor Zorn gegen Heimburg, sie verfügte sich im Augenblick zu meinem Vatter, stellte ihm die ganze Sache mit solcher Wuth und mit solcher Vergröserung der Umstände vor, daß er auch aufgebracht wurde. Heimburg wurde also noch denselben Tag in ein enges Gefängnis gesperrt, und ich bekam eine Wache vor mein Schlafzimmer, so daß ich ebenfalls in strenger Gefangenschaft gehalten wurde.

Prinz Albert hatte es also schon weit gebracht. Ehe er nun verreiste, so hielt er bei meiner Mutter an, mich noch einmal besuchen zu dörfen. Ich saß an einem Nachmittag und stickte etwas, um mei-

meine traurige Zeit zu verkürzen, mein Kammermädgen hatte ich ausgeschickt, um in der Stadt etwas für mich zu kaufen, auf einmal öfnete ein Laquay die Thüre, und Prinz Albert trat herein, ich entsezte mich, daß ich blaß wurde, doch erholte ich mich wieder, und empfieng ihn so höflich, aber auch so kalt, als ich konnte. Mit verdoppelter Freundlichkeit fieng er seine Liebesanträge mit solcher Heftigkeit an zu betreiben und vorzutragen, daß ich mich länger nicht mehr halten konnte; der Zorn überlief mich, und ich fühlte, daß ich feuerroth im Gesichte wurde; Prinz Albert! fieng ich an: Ihre Methode zu freien ist ganz und gar nicht nach meinem Geschmacke, so wie Sie mich behandelt haben, können Sie sich ja leicht vorstellen, daß von meiner Seite auch die geringste Liebe zu Ihnen unmöglich ist, dies ist meine Erklärung, die ein für allemal unveränderlich ist, darauf verlassen Sie sich, und nun reisen Sie in Gottes Namen zu Ihrer Bestimmung.

Albert wurde blaß im Gesichte vor Zorn, und entfernte sich im Augenblicke. Sein rachsüchtiger Geist trieb ihn an, noch vor seiner Abreise, dem guten Heimburg den alleremfindlichsten Stoß zu versezen; er schlug nämlich vor: er wolle ihn mit sich nehmen, und ihn dort unterbringen, allem Ansehen nach aber würde es dem brafen Mann er-

bärmlich übel gegangen seyn, wenn Albert durch hätte dringen können; vermuthlich hätten meine Eltern eingewilliget, allein der alte Hofrath, sein Vatter, der Wind von der Sache bekam, erschien am Hofe, und begehrte Audienz bei meinem Vatter in Gegenwart des Prinzen Alberts, welches ihm auch verstattet wurde. Nun sagte der Hofrath zum Fürsten: Ew. Durchlaucht haben meinen Sohn gefänglich einziehen lassen, ich bin Vatter, und hab das Recht zu fragen, warum? Vier Jahre lang hat er sein Amt mit Ruhm und ohne Tadel verwaltet; ohne ein bekanntes Verbrechen begangen zu haben, sizt er in enger Verwahrung, ich begehre jezt die strengste Untersuchung seiner Handlungen, wird er schuldig befunden, so werde ich der erste seyn, der ihm das strengste Urtheil spricht, ist er aber unschuldig, so fordere ich auch die strengste Genugthuung gegen seinen Kläger, er sei wer er wolle; und damit Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werde, so flehe ich Ew. Durchlaucht meinen gnädigsten Herrn unterthänigst an, ihn nicht eher los, oder in andere Hände kommen zu lassen, bis seine Sache ins Reine gebracht ist.

Der Fürst antwortete: Hofrath! Er hat recht, Sein Sohn bleibt in Sicherheit, und was Er verlangt, das soll geschehen. Prinz Alberten war das gar nicht recht; Herr Hofrath! fieng er an: es giebt

Um-

Umstände, die sich weder genau untersuchen, noch ins Reine bringen lassen, am Besten wär es, wenn Ihr Sohn entfernt würde, ich kann ihm zu Ehren helfen, und werde es gewiß auch thun, wenn er es sich würdig macht.

Durchlauchtigster Prinz! antwortete der Hofrath ernst und feierlich: wenn ich bei meiner Untersuchung finde, daß die Umstände so beschaffen sind, wie Sie sagen, so bin ich der Mann, der es am deutlichsten einsieht, daß mein Sohn auf immer von hier entfernt werden muß, und dies zu bewerkstelligen, dazu habe ich unstreitig das nächste Recht, ich danke also für Ew. Durchlaucht gnädiges Anerbieten, und bitte nochmals inständig meinen gnädigsten Herrn, ihn so lange hier zu behalten, bis die Sache in Ordnung ist. Prinz Albert kochte Rache, und mein Vatter bestättigte sein Versprechen.

Nun reiste der Prinz unverrichter Sache ab, ich sah ihn diesmal nicht wieder, und der Hofrath betrieb nun seines Sohnes Sache mit solchem Ernste, daß er bald auf freien Fus kam, mein Vatter wollte ihn wieder in sein voriges Amt einsezen, allein Vatter und Sohn verbaten sich das, ich sah auch Heimburg nicht wieder, er reiste alsofort ab, und ich weiß nicht, wo der edle Mann hingekommen ist.

Kurz hernach bekamen wir wieder einen Hofmeister, er war ein guter Werkeltags-Mann, von

dem ich weder Gutes noch Böses zu sagen weiß. Indessen giengen alle unsere Sachen gänzlich den Krebsgang, meine Mutter grämte sich so sehr darüber, daß sie ein hiziges Gallenfieber bekam, und auch daran starb. Wir bekamen eine kaiserliche Commißion, alle unnüze Brodesser wurden vom Hofe weggeschaft, die Landesregierung wurde von der Commißion übernommen, und mein Vatter bekam ein abgelegenes Lustschloß zu seinem Aufenthalte, wohin wir ihm folgten, uud wo uns ein kümmerlicher Unterhalt gereichet wurde; meine Brüder traten in fremde Dienste, ich aber und meine Schwester wir blieben bei unserm Vatter, jede hatte ihr Mädgen, dazu wurde uns eine alte ehrwürdige Predigers Wittwe zur Gouvernantin gegeben, und ich kann mit Wahrheit bezeugen, daß die zwei Jahre, welche ich dort gelebt habe, einige wenige schreckliche Tage ausgenommen, die zufriedensten meines Lebens waren. Auch der Fürst lebte recht vergnügt, er schickte sich in seinen Zustand, las erbauliche Schriften, beschäftigte sich mit der Chymie und starb drei Jahre hernach auch.

Ein Jahr waren wir auf unserm einsamen Schlosse gewesen, als der Prinz **Wilhelm** von **Rheinau** uns besuchte; ich gestehe es, schon der Name eines Prinzen von **Rheinau** machte mich schaudern, indessen konnten wir doch den Besuch nicht ausschla-

gen;

gen; ich sahe den Prinzen, er gefiel mir im ersten Anblicke; ich gefiel ihm, und jezt empfand ich zuerst in meinem Leben, was das vorbestimmende Gefühl des Ehstandes ist. Des Prinzen grose und edle Seele würkte so stark auf mein Herz, daß er schon bei der ersten Unterredung ganz mein war, mein Vatter hieng auch mit ganzer Seele an ihm, folglich wurde unser Ehcontrakt schon bei dem ersten Besuche beschlossen, und die ganze Vollziehung unserer Vermählung nach einigen Wochen festgesezet.

Acht Tage hernach kam auch ganz unvermuthet Prinz Albert zu uns, er kam aus Holland zurück, um sich einige Zeit zu Rheinau aufzuhalten, er wuste von meiner Verbindung mit seinem Herrn Bruder noch kein Wort, und wurde wie vom Donner gerührt, als es ihm mein Vatter sagte; doch schien er sich zu beruhigen, aber er schien es auch nur: denn daß ers nicht war, das zeigten seine schrecklichen Maasregeln, die er nahm. Er blieb nur eine Nacht bei uns, betrug sich ordentlich, und des andern Morgens reiste er schleunig wieder ab. Ich ahndete lauter Unglück aus seinem drohenden Gesichte: denn er schien mir innerlich Gift und Galle zu kochen, sein Abschied von mir war kurz und heimlich drohend, ich vermuthete alles Böse von ihm, was sich nur vermuthen läst, daher beschloß ich für mich, wohl auf meiner Hut zu stehen, und gar nicht

auszugehen, für meinen Prinzen aber war ich am meisten besorgt: denn ich fürchtete, Prinz Albert mögte zu ihm eilen, und ihn unverwarnter Sache umbringen. Daher schickte ich einen vertrauten Bedienten mit einem Briefe an ihn ab, dieser ritte am Abend desselbigen Tages fort, als Albert den Vormittag weggereist war, ich befahl ihm ernstlich, er soll einen unbekannten Weg nehmen, und eilen so sehr er könnte. Der Botte ritte fort, und kein Mensch hat ihn je wieder gesehen, mein Prinz bekam den Brief nicht, und mit aller Mühe und der genausten Ausforschung haben wir weiter nichts heraus gebracht, als daß ihn ein Bauer hat schnell durch den Altenburger Wald reiten sehen; da war er also noch auf dem Wege nach Rheinau; wo der gute Kerl hingekommen seyn mag, das weiß Gott, sein Verlust kränkte mich aus der Masen, besonders weil ich Schuld daran war. Nach vier Tagen merkte ich, daß der Bote unglücklich gewesen seyn müßte: denn ich bekam Briefe von Rheinau, die von ihm keine Meldung thaten. Nun wurde ich noch vorsichtiger, und um meinen Prinzen war ich ängstlich besorgt: denn jezt schloß ich nicht ohne Grund, daß Prinz Albert den Boten aufgefangen, meinen Brief erbrochen und gelesen, und nun erst böse Entschlüsse gefaßt haben würde, und darin hatte ich mich auch nicht betrogen, wenn Gott nicht sonderlich gewacht

hätte,

hätte, so wäre Prinz **Wilhelm** des Todes gewesen. Albert reiste nämlich in aller Stille von uns, und auf **Rheinau** zu, eine Stunde vor der Stadt stieg er in einem Dorfe an einem Wirthshause ab, ließ seinen Wagen daselbst stehen, sezte sich auf das Pferd seines Couriers, jagte fort, und befahl seinen Leuten auf den ersten Wink sich zur schleunigen Abreise fertig zu halten; so kam er in vollem Galloppe auf dem Schlosse zu **Rheinau** an. Zu allem Glücke sah ihn Prinz **Wilhelm** durchs Fenster in den Hof sprengen, ihn durchdrung eine schauderhafte Ahndung, er entwich an einen abgelegenen Ort, und entgieng also Alberts erster Wuth. Dennoch aber war **Wilhelms** Meinung nicht, ihm immer aus dem Wege zu gehen; er wußte durch Nachrichten von mir, daß Albert in mich verliebt war, er kannte auch seines Bruders unersättliche und höllische Rachbegierde, daher traute er ihm nicht das geringste, und war auf seiner Hut, aber er fürchtete ihn nicht; denn so bald als Albert im Pallaste war, und seinen Bruder nicht fand, auch durch Nachfragen nicht finden konnte; so gieng er in den Garten spazieren. **Wilhelm** sahe ihn, legte seinen Degen an, und gieng auch in den Garten zu ihm; so bald Albert seinen Bruder sahe, zog er den Degen und drung auf ihn ein, **Wilhelm** zog auch, und defendirte sich nur eine Zeitlang, endlich aber drung er auf

ihn ein, entwaffnete ihn und sagte: hier bin ich Herr und regierender Fürst, geh mir im Augenblicke aus dem Gesichte, und laß dich nicht wider sehen, oder ich werde Leute kommen lassen, die dich wegschaffen. Albert gieng weg, und nahm mit der Drohung Abschied, daß er immerhin alle seine Kräfte anstrengen würde, seinen Ehestand unglücklich zu machen. Wilhelm antwortete auf diese Drohung nichts, doch nahm er sie wohl zu Herzen, er blieb im Garten und dachte nach, was Albert denn nun wohl beginnen würde, auf einmal fiel ihm heiß ein, daß ihn seine Wuth vielleicht zu mir treiben und mich unglücklich machen könnte, dieser Gedanke wurde so lebhaft in ihm, daß er alsofort Ordre gab, sein bestes Pferd zu satteln, und daß sich zwanzig Mann von seiner Leibgarde beritten machen und zur schleunigen Abreise gefaßt halten sollten. Das alles geschah so zu sagen in einer Viertelstunde, und eh eine halbe Stunde verflossen war, so befand sich schon mein Prinz mit seinen Leuten auf dem Marsch zu mir, sie nahmen einen unbekannten Weg und ritten Tag und Nacht fort.

Prinz Albert war auch augenblicklich wieder von Rheinau weggeritten, in jenem Dorfe sezte er sich wieder in seinen Wagen, und gab Befehl spornstreichs und in vollem Gallope nach unserm Schlosse zu fahren; da er nun den geradesten und gebahntesten Weg vor

sich

sich hatte, so langte er einen ganzen halben Tag früher bei uns an, als sein Bruder. Die göttliche Erbarmung fügte es so, daß ich um halb zwölf Uhr gerad auf dem Balcon stand und mich an der schönen Aussicht weidete, von ungefähr schaute ich über den Weg hin, und sah eine Kutsche in der Ferne in vollem Galloppe daher jagen; ich erschrack und ahndete, daß es wohl Prinz Albert seyn könnte, ich fieng an zu zittern, und fürchtete, er könnte wohl seinen Bruder umgebracht haben, dieser Gedanke war ein Pfeil in mein Herz, doch erholte ich mich wieder und faßte so viel Gegenwart des Geistes, daß ich zu meinem Vatter lief, ihm die Gefahr vorstellte, und ihn dahin brachte, daß er die acht Mann, die wir zu unserer Wache bei uns hatten, beisammen an die Pforte postirte, und ihnen den gemessensten Befehl gab, keinen Menschen einzulassen, er möchte auch seyn, wer er wollte, bis sie Ordre dazu bekämen. Kaum war das alles zu Werk gerichtet, als Albert wieder vor dem Thore hielt; die Wache berichtete wer da wäre, wir schickten den Schloßverwalter an ihn ab, liesen ihm glückliche Reise wünschen, und zugleich bedeuten, daß er sich entfernen möchte, weil wir ihn durchaus nicht sprechen könnten. Allein er stieg aus, und logierte sich in ein Wirthshaus, das nahe am Schlosse an der Strasse stund.

Die

Die Angst, in welcher ich mich befand, war unaussprechlich, vorzüglich marterte mich die Ungewißheit, ob nicht mein Prinz durch ihn unglücklich geworden seyn möchte? Den ganzen Nachmittag blieb die Wache am Thore stehen, Albert versuchte es ein paarmal mit guten Worten, ob er nicht Audienz bekommen könnte, aber wir schlugen es ihm jedesmal ab.

Gegen Abend langte Prinz **Wilhelm** bei uns an, mit welcher Freude wir ihn empfiengen, das ist unbeschreiblich; er schickte alsofort ein versiegeltes Billet an seinen Bruder, worin er ihm anbefahl, augenblicklich abzureisen, oder er würde ihn arretiren lassen. Dies that seine Würkung, Albert fuhr noch denselbigen Abend fort, und mein Prinz schickte ihm ein Paar Reuter nach, die ihn so lang beobachten musten, bis er weit genug entfernt war. Jezt war also die Gefahr vorüber; wir vermählten uns, und ich habe nun seit vier Jahren die Süßigkeit einer vergnügten Ehe ununterbrochen genossen.

Aus dieser Geschichte siehest du, liebste **Theodore**! meine Schicksale, und wie sehr Prinz Albert zu fürchten ist. Er versöhnte sich hernach mit meinem Gemahle, aber die lezte Vergiftungsgeschichte beweißt, daß seine Rache noch nicht gelöscht ist. Man wird selten einen Menschen finden, der diesem an höllischer Rachsucht und an Bosheit gleichet,

und

und mir ahndet schwer, daß wir doch endlich noch durch ihn unglücklich werden, er hat gar zu viele geheime Absichten und Plane, in deren Ausführung ich ihm hinderlich bin: denn ob ich gleich noch keine Erben habe, so ist doch alle Hoffnung da, daß ich ihrer noch bekommen werde, eine gewisse Kränklichkeit war schuld, daß es noch bis daher nicht geschehen ist. Ich glaube also, daß nebst der Rache einer verachteten Liebe, das Gerücht: ich sei schwanger, die Ursache seiner leztern Anherokunft und seiner veranstalteten Vergiftung war: denn, wenn ich einen Prinzen gebähren sollte, so würde ihm das einen häßlichen Strich durch seine Rechnung machen; wäre ihm sein teuflisches Vorhaben gelungen, so würde mir mein Gemahl bald nachgefolget seyn, und es nimmt mich ewig wunder, daß er da seinen erschrecklichen Versuch nicht zuerst gemacht hat. Mir dünkt immer, es liegen noch andere Geheimnisse der Bosheit in seinem Betragen verhüllt, die sich erst nach und nach entwickeln werden. Indessen kann ich es nicht anders erklären, als daß ihn die Furcht, ich möchte mit einem Erbprinzen schwanger seyn, vorzüglich zu meiner Vergiftung verleitet habe.

Theodore, die bisher aufmerksam zugehört hatte, war voller Erstaunen über den erschrecklichen Karakter des Prinzen **Alberts**, sie kannte auch den

jun=

jungen Böhling, der sich zum Werkzeuge jener schwarzen That hatte gebrauchen lassen, und der nun wahrscheinlicher Weise seinem Anführer nachgefolget war, sie äusserte daher der Fürstin ihre Besorgnis: daß beide noch die allerentsezlichsten Plane versuchen würden; daß es daher höchst nöthig sei, alle Behutsamkeit zu gebrauchen, übrigens aber mit gänzlicher Uebergebung an die göttliche Bewahrung und Vorsehung, ohne deren Willen doch kein Haar von unserm Haupte fallen könne, den Weg der Tugend und Rechtschaffenheit getrost fort zu wandeln. Die Fürstin billigte das auch, und hielte diesen Rath für den besten, den man geben könne.

So verfloß dieser Nachmittag unter vertraulichen Gesprächen, und die Fürstin versicherte, daß er einer der vergnügtesten ihres Lebens gewesen sei. Theodore war über denselben ganz Wonne trunken, sie ahndete an ihrer Seite eine merkwürdige und erhabene Zukunft, die freilich durch grose Leiden, aber auch durch desto fruchtbarere grose Handlungen, sich unter vielen Tausenden auszeichnen würde.

Indem nun beide noch da sassen, und bald im Begriffe stunden, wieder wegzugehen; so naheten sich der Fürst und Ehrenfried, sie waren in einem sehr ernsthaften Gespräche begriffen, und wurden die beiden Frauenzimmer nicht eher gewahr, bis sie

nahe

nahe vor der Einsiedelei waren. Die Fürstin und Theodore stunden auf, und giengen Ihnen entgegen; der Fürst lächelte mit Verwunderung und sagte: ich glaube, beste Lotte! daß dir die Kammerräthin das ist, was mir ihr Mann ist; ich habe ihm heut die Geschichte in Ansehung meines Bruders vertraut, wir haben treue Leute nöthig, die uns mit Rath und That in dieser küzlichen Familien-Angelegenheit an die Hand gehen, und mir dünkt, ich hätte noch nie einen Mann gefunden, der sich besser für uns schickte, als eben Ehrenfried. Die Fürstin antwortete: das ist denn doch wahrlich eine sonderbare Fügung: denn ich habe zu eben der Zeit seine würdige Frau zu meiner Vertrauten gemacht, und ihr eben die Geschichte erzählt. Hastig ergriff der Fürst seine Gemahlin an der Hand, führte sie in die Einsiedelei, rief auch Ehrenfried mit seiner Theodoren herzu, und sagte: das ist auch wahrlich eine Fügung Gottes, die wir nun alle vier gehörig und behutsam benuzen müssen; indessen muß ich mir den Kammerrath nothwendig näher rücken; er soll Kanzleidirektor seyn. Ehrenfried antwortete: Ew. Durchlaucht erlauben mir gnädigst bei dieser Sache einige wichtige Anmerkungen zu machen: so bald ein Fürst einem seiner Diener seine Gnade und Vertrauen schenkt, so entstehen so viele Neider als Hofleute da sind, und eben so

viele Laurer. Nun ist aber der weiseste und frömmste Mann nicht im Stande so behutsam zu wandeln, daß man nichts an ihm tadeln, und kein Fürst so scharfsichtig, daß er Herzen und Nieren prüfen könnte; daher ist gewöhnlich das Steigen eines Hofmannes der Weg zu einem Sturze, und wenn er ein rechtschaffener Mann ist, auch der Weg zur Unthätigkeit, und das ist erschrecklich; ich bitte also Ew. Durchl. inständigst, erlauben Sie mir Kammerrath zu bleiben, bis mich Rang, Alter und langwieriger treuer Dienst zum Steigen berechtiget, indessen schenken mir Dieselben Dero beständigste und vertrauteste Gnade, so lang ich es verdiene, und auf diese Weise können wir beide, ich und meine Frau, Ew. Durchlauchten beiderseits, treue, wahre und desto nüzlichere Dienste leisten.

Der Fürst erkannte die Richtigkeit dieser Gesinnung Ehrenfrieds in ihrem ganzen Umfange, er bestättigte also alles mit seinem Beifalle, und sagte: wen erkennt er aber für den Geschicktesten, Kanzleidirektor zu werden? Ehrenfried antwortete: Ew. Durchlaucht haben einen Mann am Hofe, der von jeher wohl am weisesten gearbeitet und nüzlich gearbeitet hat, ohne daß er dafür gehörig belohnt worden, weil seine Aussenseite ihn nicht empfiehlt, aber zum Wohl des Staates und zum Interesse Ew. Durchlaucht, weiß ich kein tauglichers

Sub-

Subjekt, als eben diesen Mann. Der Fürst unterbrach ihn und versezte: er meint den Justizrath Schwalbenau; ich weiß nicht, ich habe immer etwas gegen den Mann, ohne es nennen zu können, aber das muß ich gestehen, daß er vielleicht der allergeschickteste Mann zu diesem Amte ist, und es auch wohl schon lange verdient hat; er soll also Kanzlei-Direktor werden, noch heute will ich ihm das Patent ausfertigen lassen. Dann aber wird die wichtige Stelle eines Justizrathes erledigt; wen nehmen wir denn dazu? Ehrenfried antwortete: ich rathe den Kanzleirath Thiele, der ist am allergeschicktesten dazu, so wohl was seine Wissenschaft als seine Aufrichtigkeit und Gerechtigkeitsliebe betrift. Der Fürst war über diesen Vorschlag ganz vergnügt, Kammerrath! fieng er an: er hat eine vortrefliche Gabe, Diener auszusuchen; ich werde ihn da immer brauchen, nur Schade, daß er immer selber dabei zurück bleibt. Ich bleibe nicht zurück, Ihro Durchlaucht! erwiederte Ehrenfried, ich und meine Frau sind beide so wohlhabend, daß ich um Brods willen nicht zu dienen nöthig habe; mithin kann ich nur noch zwo Ursachen dazu haben, entweder den Trieb, um Nuzen zu schaffen, oder Ehrgeiz, leztern verwandle ich in Ehrliebe, und befriedige sie in dem Triebe, Nuzen zu schaffen; je mehr ich also Nuzen stiften kann, desto mehr wahre Ehre

habe ich davon bei Gott und Menschen; nun kann ich aber den allermehrsten Nuzen schaffen, wenn ich Kammerrath bleibe, mithin habe ich auch die mehreste Ehre in diesem Stande. Der Fürst lächelte, und fügte hinzu: und ich werde ihn zu meinem vertrautesten Freund machen, und mich seiner in allen Stücken bedienen.

Die Fürstin freute sich über die Gnade Ihres Gemahls gegen den Kammerrath, weil sie dadurch auch ihre eigene Gesinnung gebilligt fand; daher fieng sie an: machen Sie es, mein Gemahl! mit dem Kammerrathe, wie ich es mit seiner Frauen gemacht habe; hier erzählte sie die ganze Geschichte ihres Bündnisses mit Theodoren; dem Fürsten gefiel dieser Gedanke ausnehmend, nun denn, sagte er, so baue ich mir auch eine Eremitage in dieses Wäldgen, wo ich mit meinem Ehrenfried mich unterhalte, während der Zeit du deine Theodore bei dir hast. Kammerrath! da räth er mir dann wie ein wahrer Freund, ich verspreche ihm, daß da im Kabinete alles eh beschlossen werden muß, eh etwas ausgeführet wird, nur muß er mir eben so wie seine Frau die strengste Verschwiegenheit schwören.

Ehrenfried versprach alles, und freute sich höchlich über die herrliche Gelegenheit, die er nun bekam, viel Gutes in der Welt zu stiften. Jezt wurde nun unter diesen zwei Paar Menschen, die das irdische

Ver-

Verhältniß so weit, die Uebereinstimmung der Geister und Herzen aber so nah zusammen rückte, ein festes Freundschaftsbündnis geschlossen, dessen praktische Ausführung aber blos in die Gränzen des heiligen Wäldgens und seine Hütten eingeschränkt war; aber die Wirkungen dieses Bundes beglückten Land und Leute. Die Einsiedelei des Fürsten wurde nun hundert Schritte von der vorigen gebaut.

Der Mann mit dem Ritterbande und dem Stern auf der Brust, wenn er etwa das, was ich bis daher erzählt habe, mit flüchtigem Auge überliest, mag wöhl eine ernste Miene machen, und sagen: der Fürst von Rheinau habe sich gewaltig compromittirt, und Stilling sei ein — ein — N... allein wenn das geschieht, so stelle ich mich hin an die Spize der Menschheit, und schreie überlaut, daß es ganz Deutschland hört: möchte jeder Fürst einen Ehrenfried, und jede Fürstin eine Theodore haben, und dann — möchten beide ein Bündnis von der Art mit ihnen aufrichten. Ich versichere, Greise und Jünglinge werden solche Fürstenpaare segnen, und sagen: Gott lohne ihnen!

Die Geschichte der Theodore nähert sich immer mehr und mehr grosen Scenen, und ich werde mich freuen, sie hier zu erzählen, um die Herzen meiner Leser zu erweitern, und sie zu edlen Thaten empfänglich zu machen.

(Die Fortsezung folgt.)

IX. Auf den Regierungsantritt des Herrn Reichsgrafen Christian Karls zu Leiningen Erlaucht.

Herr Hofrath Fries in Grünstadt hat bei Gelegenheit des Antrittes der Landesregierung Sr. Erlaucht des Herrn Reichsgrafen Christian Karl, Grafen zu Leiningen, Herrn zu Westerburg, Grünstadt, Schadeck, Oberbrunn und Forbach ꝛc. ꝛc. Obersten des Königl. Französischen Cavallerie-Regiments Royal-Allemand ꝛc. ꝛc. im Namen der Hochgräflich Altleiningen Westerburgischen Civil-Dienerschaft, folgendes Gedicht gemacht, welches der Vergessenheit, die das gewöhnliche Loos der Gelegenheitsgedichte zu seyn pflegt, entrissen zu werden verdient.

Kaum tagt' es; da wallte Dein Barde die Hügel hinan,
Im Wallen ein Lied Dir zu bilden, Erlauchter! Es tönte:

Geist! des hohen Grafensizes im Thale!
Schirmer der Felsengebauten Löwenwohnung! (*)
In schweigendem Ernste schwebtest du lange genug
Ueber dem Phreno Thurm', urdeutscher Könige Denkmal!
Traurtest, einsam krechzend, deiner Liebden
Versunkenen Hallen, und himmeloffnen Gewölben.
Genug, predigen sie, (auch ohne dein Grämen,)
Schon!

---

*) Altleiningen; in ältern Urkunden: die Veste der alten Leweningen.

Schon! die gezakte moosüberwachsne Gemäuer,
Schon! die schwarze Ruinen, aus Wolken herab;
Aber nicht zur Ehre des gallischen Zerstörers;
Zur Ehre nicht, des grosgenannten Ludwigs
Goldenen Zeiten! —
Fröhlicheren Muthes,
Daß dem Freudenschlage deiner Flügel
Heynings fern wiederhallende Forste nachrauschen,
Schwinge dich durchs lieblichgekrümmte Thal her
Ins Freiere; zum Vorhügel des Donnergebirgs,
Wo Grünstadt, und die Wonnenfelder umher,
Ein Garten Gottes! stehen.
Du! sah'st diese Gegend,
Als Eichen da, noch Erdenerstlinge, standen,
Und ihres Gewäldes Dunkel alles bedeckte;
Herrlich! — dem spähenden, besserbewaffneten Römer,
Im Hinterhalte, Schild und Helm abzulauschen,
Oder im Mondenschimmer Bardengesänge zu schlagen.
Siehe, wie hat sich das alles geändert!
Da liegt nun
Der Fluren Regenbogenteppich verbreitet;
Steht Traubengehügel, mit lichten Bäumen umkränzt.
Hier! hatte der Hauch des Aprils dem frühgeschäft'gen,
Und wüßt' ers zu seyn, zum Neide des glücklichen Winzer
Die braunen Pfade am Rebengelender hinauf

Mit hellerosigen Mandelblüthen bestreut:
Und jezo blinkt ihm der goldene Rießling, (so lockend!)
Hinter dem Schirme gezähnelten Laubes hervor.
Hier! fei're mit uns den Tag der Geburt deines Lieblings!
Geist des edlen Grafensizes im Thale!

Und du! der über der höheren Westerburg Zinnen
Die funkenschillernde Fittige breitest! Beschüzer!
Vogt! und Genius der Dynastie!
Dem alten Löweningen gleichest du Dich,
Nicht minder edel und glänzend von Thaten der Ahnen!
Schwebe herüber — den jungen Regenten zu grüßen;
Schwebe — (hörst du sie tönen? Erlauchter!) Sie tönen!
Mit morgenrothschillernden Fittigen schwebt er herüber!

Und ihr! O, Schatten Seiner Vätter dortoben;
Ihr weilet gerne — über dem weitgewölbten
Amphitheater des Rheinthals; wo dort! der Nemeter
Veste, sonst auf Thuiskons Areopagos,
Noch izt auf Kaiserbegräbniße stolzer, daherschaut.
Wo hier! die graue Worms, der Wangionen
Langberühmte Burg, durch Luthern berühmter!
Sich aufthürmt; in des Horizonts Hintergrund' aber,
Vom Rücken bläulicher Berge, Morgenroth aufstrahlt;
Indeß dortunten! der goldgehörnete Flußgott
Die Trümmer zerfall'ner Königsschlösser beleckt.

Alles, was ehedem gros, und bieder, und wichtig
Für Germanien und Ausland, im Rathe der Thronen
Bedacht — entschlossen — im Heldenzuge vollführt ward,
Geschah' hier! geschah' da! in diesen Wonnegefilden!
Dort saßen eurer manche, (nicht schweigend,) mit unter;
Liehen Kopf und Arm dem Vaterlande:
Da zogen eurer manche mit flammender Rüstung,
Mit Roß und Mann, Rhein auf, Rhein ab. — Da weilet
Ihr gerne, Ihr Schatten Seiner Väter dort oben!

O! lächelt herab mit freundlich segnenden Blicken!
Daß Christian Carl, des Grafentums würdiger Sprößling,
Glücklich size auf euerem Stuhle hienieden!
Und herrsche — im Licht der grosen Epoche der Menschheit!
Im Zeitalter Josephs, des Kaiseroriginals!
Desgleichen Vorwelt! du, Nachwelt! auch du
Nur wenige siehst! —

O! zögert lange, zögert!
Verklärte Schatten! zögert! Ihn zu euch zu rufen;
Laßt Ihn, ein Greis, dem für Ihn betenden Volke
Zu Recht', noch sizen auf euerem Stule hienieden!
Ihn lange, der Enkelenkel eures Volkes,
Vater seyn! Dies Land; sonst euer Land!
Und dies Geschlecht; sonst eures Blutes Bändniß!

Die alle, flehen heute für Sein Wohl!
Der Unterthan, Sein Kind, für Ihn den Vater!
Die Mutter für den Sohn! der biedre Bruder
Für den Bruder! Die Freunde für den Freund!
Wir alle! flehen betend für Sein Leben!
Voran die kluge Wallerin zum Himmel;
Dies Morgenlicht erblickt Sie — auf den Knien.
Wilhelminen! Des einen; des andern dortoben,
Mutter! — Christians! (es wehe sanft um sein Grab,
Wenn dessen gedacht wird!) Seines geistvollen Vaters
Mutter! auch die fleht betend für Sein Leben!

— — Wie hängt das Firmament in Todes — Stille; —
Banger — Pause! — — Mir schauerts durch die Gebeine!
Das Rauschen vom Thron des Allmächtigen! durch die Gebeine!
Ha! — nun winken die Schatten: Erhörung! Sein Leben!
Sein Leben!! —

Es fliese dem Leininger Felsenquell ähnlich,
So heiter! so kraftvoll! — zwischen zahllosen Blumen
Im Thale! schlängelt der! wohlthätig verweilend
In tausend schönen Wendungen fort, bis er unten
In jenen thatenvollesten Gefilden,
Germaniens Elisium! verfliesset —

Des Landes Freund und Vater wird Er seyn:
Denn Sie, wie soll ich Sie nennen? Grazie? Rossa?
Oder malet sonst ein Name, der Anmuth
Höchste Begriffe? Landesmutter Christiana!
Sie! trug Ihn unter dem menschenfreundlichsten Herzen.
Er wird es seyn, des Landes Freund und Vater!

Wird väterlich beschüzen, sorgen, schonen;
Den Verbrecher strafen, den Menschen bedauern;
Viele beglücken — dies ist feinere Wollust,
Wenigen fühlbar; ist Herzens Freudegewühl!
Viele beglücken! — Das! wollen, erhebt schon die Seele;
Das! können, gibt dir Selbstgefühl göttlicher Urkraft;
Das! thun? O, das ziehet den Himmel auf Erden herunter!

Geneuß! geneuß dieses Himmels! zum Richter Geborner!
Aber auch zum Vater glücklicher Menschen!
Siehst Du je Unschuld zu Boden, Gerechtigkeit flehn;
O, richte sie auf, und sei ihr mächtiger Freund,
Und rechne schon für Lohn, die Wonne der That!
Sei werth, den hohen Stiftern Gemündes; — nur dadurch
Erst recht werth, Karln dem grosen anzugehören.

Wenn einst der Wappen Herold verstummt; (Sie komt doch
Die Zeit, da sie alle verstummen;) Wenn er verweht ist,

Der Ruhm des Talents; längst in den Weltraum verhallt ist,
Des Helden Triumphlaut! dann wiedersäußelt noch immer
Des Menschenfreundes süßerer! sanfterer Name! —
Wie rieselndes Harfengetön — aus fernen Aeonen.

Nun steht es da, das hohe Gebilde des Lieds
Im Schattenrisse — — — —
O, hätt' ich es würdig vollendet! Gefährlicher ists,
Doch lohnets auch der Mühe, deß Barde zu seyn,
Dem öfters Selber die vaterländliche Telyn,
In Sommermondnächten, silbernen Klanges ertönt.

Fr . . .

X. Stilling und Selma in den Schmerzischen und Osteinischen Gärten.

Was ist Schönheit? — Was unsere Sinnen vergnügt, vorzüglich das, was unsern Augen gefällt. Das höchste Ideal der Schönheit, versammelt in einen Gegenstand, ist nicht in unsrer Welt; vielleicht in einer andern, vielleicht da, wo dereinst vortrefliche Menschen die Belohnung edler Thaten geniesen sollen. Indessen ist doch wohl alles, was sinnlich-schön ist, auf unserm Erdballe zerstreuet.

In der Seele des Menschen liegt eine Fähigkeit, aus dem Anschauen des Schönen Vergnügen zu schöpfen; diese Fähigkeit ist ein unbekanntes Etwas, ein Θειον τι, ein göttliches Etwas, ein Funke der Gottheit. Allein auch der schönste Gegenstand verliert

liert seine Reize durch die Gewohnheit; neue Schönheiten, immer was Neues, sucht der unsterbliche Geist; ihm ist eine unendliche Welt voller verschiedener Schönheiten nothwendig, wenn er vollkommen vergnügt seyn soll; er muß immer und ewig suchen und finden können.

Diesen sonderbaren und höchstmerkwürdigen Karakterzug des räthselhaften Menschen muste ich erst aussuchen und hinstellen, eh ich weiter gehen konnte; er ist eigentlich die grose Triebfeder der menschlichen Handlungen. Alle Gattungen des Prachtes und der Ueppigkeit, und eben so alle schöne Künste und Wissenschaften sind Kinder dieses Vatters; durch ihn wird jeder Schönkünstler belebt.

Der Maler reiset durch die Welt, um Gegenden zu finden, wo die Natur ihre schönsten Schaupläze unerwarteter Schönheiten angelegt hat; er copirt sie, entwirft sie auf Leinwand oder aufs Papier, und ahmt die Natur nach, mit Licht und Schatten, und mit natürlichen Farben. Der Landschaftsmaler gewährt uns ein doppelt Vergnügen, das erste verhält sich wie die Uebereinstimmung des Gemähldes mit der Natur, und das zweite wie die Vorstellung, die sich unsere Seele von dem Grade der Kunst macht, zu welchem der Künstler aufgestiegen ist.

Entwirft der Maler mit dem Pinsel auf ein kleines

nes planes Stück Tuch ein schwaches Nachbild der Natur, so stellt uns der Gartenkünstler die Gegenstände selbst dar; er zeichnet mit Grabscheid, Schaufel, Hacke und Karst, und malt mit Berg und Thal, Quell und Felsen, Rasen und Blumen, Bäumen und Sträuchern, er malt mit der Natur selbst.

Der Maler malt was er will, der Gartenkünstler aber nur was er kann. O wer Lezteres ins Erste verwandeln könnte, was wäre da zu machen? Indessen bleibt doch immer ein naturgetreuer Gartenkünstler, der die Schönheiten wohl zu wählen, und wohl zu ordnen weiß, einer der ersten Schönheitsschöpfer; er schöpft in seinen bestimmten Gränzen immer neue Reize, deren Plan er der Natur anderwärts abborgt, und sie so gut ausführt, als es ihm seine Lage erlaubt. Das gröste Geheimnis des Schöngärtners bestehet also darin, daß er erst die schicklichste Lage wähle, so gut er sie bekommen kann, und dann, daß er jedes Hügelgen, jedes Thälgen, jeden Baum, jeden Strauch, jede Quelle, jedes grose und jedes kleine Felsenstück, kurz alles so zu brauchen wisse, daß es Grundlage, Skelet zu einer individuellen Schönheit werde. Gros und weitläuftig ist also das Studium eines solchen Mannes; er durchreißt die wildesten Wüsteneien, und merkt der Natur die schönsten Stellungen ihrer Gegenstände ab; bald findet er das starke schauderhaft

Schö-

Schöne, bald das thränenreiche Melancholische, dann das erhabene Melancholische, dann das üppig Schwelgende, dann das reiche Paradiesische u. s. w. Alles bringt er auf seinen Plaz an, so gut es ihm möglich ist; er ordnet dann alles einzelne zusammen in ein schönes Ganze, in Miniatur-Gemählde der Natur. Er hat, wie jeder Schön-künstler, den Zweck Vergnügen zu schaffen, zufolge oben angeführtem Grundtriebe des menschlichen Geistes, muß das, was vergnügen soll, so mannigfaltig als möglich, so treu der Natur nachgeahmt als möglich, und so künstlich seyn, als möglich ist, dies alles sind Regeln für den Schöngärtner.

Doch ich vertiefe mich in eine Wissenschaft, die noch heut zu Tage in der Wiegen liegt, wovon wir alle wenig, und ich vielleicht am allerwenigsten weiß. Hirschfelds Werk von der schönen Gartenkunst kenne ich und habs gelesen, es kommt mir in seinem Fache vor, wie Lavaters physiognomische Fragmente in dem ihrigen; lauter Ahndungen auf die Zukunft, Symptomen der schwangern Wahrheit zu künftigen grosen Geburten. Ich hatte hier nur den Zweck, Lesern, die vielleicht noch nicht so viel von dieser neuen Wissenschaft wissen, das zu sagen, was sie, folgendes zu empfinden, nöthig haben, oder auch, um meinem kleinen Gebäude ein kunstmäsig scheinendes Portal und Oberfläche zu geben.

Vie-

Viele haben schon den berühmten Schmerzischen Garten zu Creuznach gesehen, und viele den Osteinischen zu Niederwald; keiner aber vielleicht mit meinen Augen, und in meiner Seelenlage. Als ich beide Gärten so kurz auf einander sahe, da wars mir als einem Soldaten, der einen schrecklichen Feldzug glücklich überstanden, Kummer und Gefahren erduldet hat, und nun im Schoße seiner Familie mit Lorbeer gekrönet, geliebkoset, gesegnet und erquickt wird; noch mehr! ich hatte eine liebenswürdige Braut, eine Selma an meiner Seite, und der Empfindsame weiß, daß einem der Glanz der Braut auch die gewöhnlichen Gegenstände der Natur vergöldet, in welchem Lichte mußte ich jene Gärten sehen? Doch ich will erzälen.

Gegen Ende des verwichenen Heumonates reiste ich auf etliche Tage nach Creuznach, um meine jezige Gattin, als Braut bei ihrer Tante zu besuchen. Herr Schmerz, welcher nahe bei der Tante wohnet, und mich blos aus meinen Schriften kannte, bezeigte Verlangen, mich persönlich zu kennen, und ich war schon längst sehr begierig ihn, als den Besizer, und noch mehr, als den Künstler eines so berühmten Gartens zu sehen; ich eilte also bald zu ihm, und fand an ihm den edlen empfindsamen Mann, der sonst so selten unter Menschen seines Standes angetroffen wird: wir kannten uns bei der

er-

ersten Zusammenkunft, und jezt erwartete ich schon in dem Anblicke seines Gartens, überraschende und wahre Vergnügen.

Den 27. des Nachmittags, war ich mit meiner Braut zum Besuche und Abendessen bei einem würdigen Offiziere, wo uns Herr Schmerz beim Anfange der Abenddämmerung abholte. Wir giengen zum Binger Thore hinaus, welches an der Nordseite der Stadt ist; alsbald vor dem Thore ist linker Hand ein Gehäge, und in demselben eine Thüre, durch welche man in den Garten geht. Dieser bestehet aus einem Thale, welches sich von Westen gegen Süden in einem Zirkelbogen herum lenkt, einen Theil des alten Stadtgrabens ausmacht, der aber hier ziemlich tief und breit, und etliche hundert Schritte lang ist. Südwärts um die Stadtmauer ist ein steiler Berg, um dessen Fuse das Thal herum liegt; und die Nordseite stellt ein Felsengebirge vor, welches sich um das Thal krumm herum zieht. Der südliche Berg ist hoch, und die Ebene auf der Höhe sowohl als die ganze Fläche der nördlichen Höhe gehören noch zum Garten. Gegen Morgen wird er also von der Landstrase nach Bingen und dem Hundsrück, gegen Norden von dem Gefilde, gegen Abend ebenfalls durch ein Gehäge, gegen Mittag aber durch die Stadtmauer von der Stadt abgesondert.

Wir traten also durch das Thor hinein: alsofort wurde ich durch den Anblick überrascht, ich befand mich mit dem ersten Schritte auf einem Fuspfade im Gebüsche, linker Hand hatte ich den südlichen Berg, dessen ganze nördliche Seite voller Bäume und Gesträuche, theils von einheimischen, theils von fremden Arten, steht, unter dem Schatten derselben wandelt man den Fussteig nordwestlich abwärts; rechter Hand stehen ebenfalls langs dem Wege hin, und tiefer im Thale allerhand angenehme Sträucher, Stauden und Gewächse, gleichsam wild und ungeordnet durcheinander; doch fällt einem hin und wieder ein als verloren angebrachtes Gartenbeet in die Augen.

Die erste Empfindung, die sich der Seele mit Gewalt bemächtigt, wenn man in den Garten tritt, ist ein beruhigendes Gefühl der Genügsamkeit, da mögte man wohnen, und mit der ganzen Welt die Rechnung schliesen, ein so vertrauliches Thälgen voller Reize der ungekünstelten Natur, in welches man so hinabwallt, scheinet einem zuzulispeln:

„Komm Freund der stillen Freuden, walle herab in „den Schoos der heiligen Natur, hier bist du sicher vor „Neid und Sorgen, wenn du sie nicht mitbringst — „sammle dich — stille alle Wogen deines Geistes, so „wird sich der reine Glanz der Wahrheit und Weisheit „in ihm spiegeln, und du wirst gestärkt und zufrie„den wieder heraus gehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Pfalzbaierische Beiträge
zur
Gelehrsamkeit.

9tes Heft. Den 1. Herbstmonat 1782.

I. Die politischen Freunde.

Ein Vatter hatte seinen Sohn bis ins achtzehente Jahr für die gute Welt erzogen; das ist, er hatte ihn nur gute Menschen kennen gelehret, und ihm an den bösen nur das Gute gezeiget. Wo es bei irgend einer Begebenheit unvermeidlich war, niederträchtiger Züge zu erwähnen; so wußte er daran stets so viel zu entschuldigen, daß kaum der Schatten eines muthwilligen Verbrechers noch übrig blieb. So wuchs der Sohn heran, frei von allem Argwohne und jenem Mißtrauen, welches den Muth niederschlägt, und den Fleiß tödet; als der weise Vatter es an der Zeit fand, denselben, bei dem feurigen Vorsaze den Weg des Guten zu gehen, auch mit den Beschwernissen und den vielen Steinen des Anstoses, welche er daselbst antreffen würde, bekannt zu machen. Nunmehr erklärte er ihm den Tacitus und den Sallust, und so fort die grosen Kampfgeschichten auf dem Schauplaze der Welt,

wobei er ihm die Tugend groser Seelen stets in der Gestalt der Sonne zeigte, welche, ob sie gleich mit Dünsten und Wolken allenthalben zu streiten hätte, dennoch immer die fortdauernde Ursache aller Bewegung auf Erden wäre, und ihn dabei vornehmlich wahrnehmen ließ, wie durch die unbestechliche Rechtschaffenheit und den ungeheuchelten und unermüdeten Fleis einiger Wenigen das Gute immerdar erhalten, und die Wohlfahrt der Welt befördert worden wäre. Er hatte sich jezt keiner Verschönerung bedienet, sondern ihm das Gräßliche verruchter Gesinnungen und Thaten so aufgedeckt und geschildert, daß es nothwendig die Würkung thun mußte, seinen Eifer behutsam zu machen, und zur Befestigung seiner Tugenden sein Herz mit Abscheu und Entsezen wider das Laster zu erfüllen. Eines Tages erzählte er ihm folgende Geschichte:

Der Fürst Incastiniz, ein sehr mächtiger Herr, (denn er stellte sechs tausend Reuter ins Feld, welches damals eine ungeheure Anzahl war) lebte und regierte viele Jahre mit einem eben so grosen Ruhme, als das Wohlseyn seines Volkes gros und allgemein war. Gleichwohl war dieser Zustand sein Werk nicht, sondern er hatte zur Zeit, wo er die Regierung antratt, bereits alles in der besten Ordnung gefunden, so wie sie einige alte treue und verständige Minister ihm, während seiner Minderjäh-

rigkeit, hergestellt hatten. Eben diese hatten ihm in den vielen Jahren grose Schäze gesammelt, und, mit einem Worte, sie suchten vielen Stolz, und ihre einzige Belohnung darin, daß man, so oft man künftig gute Zeiten nennen würde, die ihrigen nennen möchte. Es waren recht herzlich gute Herren, die es in wahrem Ernste mit dem Fürsten und dem Vatterlande gut meinten; nur mangelte es ihnen an Scharfsinn des Geistes und an Einsicht, auf weitere Dinge, als die sie sahen, zu denken, und aus den Begebenheiten vergangener Zeiten auf künftige zu schliesen. Da alles heiter war, so weit ihr Auge sich erstreckte, so hielten sie es für unnöthig, auf den Fall zufälliger Ungewitter zu sorgen, und dagegen die benöthigten Vorkehrungen zu machen. Sie ahndeten gar nicht, wie die Lage der Sache jemals sich ändern, oder ihr Fürst etwas anders zu thun haben könnte, als die vorhandenen Reichthümer zu seinem Vergnügen, und eines Theils auch zum Nuzen seiner Unterthanen anzuwenden, und für den jährlichen Ertrag nach dem löblichen Herkommen zu sorgen. Sie hatten so viele zärtliche Liebe für denselben, daß sie es demjenigen sehr übel genommen haben würden, der ihnen gerathen hätte, ihn zur Zeit seiner Studierjahre zu andern Fertigkeiten und Wissenschaften, als derer er nach ihrer Meinung benöthigt seyn würde, anzustrengen, und das Vergnügen

desselben auf eine höchst unnöthige Weise zu betrüben. So, und nach dem Sinne der Genügsamkeit erzogen, übernahm er die Haushaltung seines Reiches, oder besser, er sezte sich zur bereiteten Mahlzeit in demselben, und so lang alles, was er wünschte, bereit stund; war er so gut, die Mahlzeiten seiner Unterthanen nicht im geringsten zu stören. Er machte keine unnöthige Neuerungen, vergrösserte die öffentlichen Anlagen nicht, und ließ jede Sache fortgehen, wie sie seit vielen Jahren gegangen war; allein er wurde endlich selbst dieses Wohlstandes müde und überdrüßig; und da er eben so wenig eine gründliche Einsicht als einen befestigten Karakter besaß, so brauchte er nur eine unglückliche Veranlassung, um seine eigene, und die Glückseligkeit seines Volkes zu zerstören.

(Das gröste Glück, sagte der gute Vater, indem er alle Gelegenheiten benuzen wollte, seinen Sohn zu künftigen Schicksalen zu zubereiten, das gröste Glück, mein Sohn! sagte er, ist, so unabläßlich wir darnach ringen, in allem Betrachte ein groses Unglück. Es ist weit leichter, bei diesem getrost und standhaft, als bei jenem bescheiden und gemäßigt zu bleiben. Widerwärtigkeiten, zumal, wenn sie uns nicht unvorbereitet überfallen, sind gut und heilsam; sie bereichern unsere Erfahrung, schärfen unsern Wiz und unsere Thätigkeit, und ver-

schaf-

schaffen uns ein geseztes und theilnehmendes Wesen. Es betrübte mich in der Seele, wenn ich sehen sollte, daß es dir übel geht; aber es bekümmert mich nicht weniger, wenn du die männlichen Jahre betrittst, und es ist dir stets gut und nach deinen Wünschen gegangen.)

Es währte nicht lang, so hatte jener Fürst seinen Mann gefunden, einen Mann, der nach den aufrührischen Modegrundsäzen seiner Heimath gebildet und ganz dazu gemacht war, ein so schwaches Gemüth, wie er sogleich an jenem fand, zu verschlimmern. Der gute, aber sehr blöde Fürst, dessen Verstand noch in der Wiege lag, fand sehr vielen Geschmack an der ihm bis diese Stunde unbekannten Denkungsart seines Freundes (denn zu diesem erklärte er ihn nach wenigen Tägen) als welcher ihn lehrte, daß seine Gewalt unumschränkt, seine Willkühr stets heilig, und daß das Volk nichts weiter, als ein Theil seiner Erbschaft, und das Werkzeug sei, dessen sich ein groser Herr mit guter Art zu bedienen hätte, um sich alles mögliche Wohlleben zu verschaffen. Nach und nach ließ er ihn merken, wie es eine kindische Thorheit wäre, an moralische Verbindlichkeiten zu glauben, und wie es nur Eine Pflicht gebe, diese Art zu denken jedermann geheim zu halten, bis auf denjenigen, der die Macht in Händen hätte, sich ihrer ohne Gefahr, und eignen

Nachtheil zu bedienen. Diese Einfälle billigte der Fürst als grose Gedanken eines Mannes, der hellauf dachte, und es war ihm nur um eine Gelegenheit zu thun, wo er sich derselben bedienen könnte. Auch diese blieb nicht lang entfernt. Der Wohlstand seiner Unterthanen hatte fast gänzlich auf der unglücklichen Lage seiner Nachbaren beruhet; diese, welche der Mangel aufmerksam und fleisig machte, haben sich allmählich erholet, und mit vereinigten Bemühungen sich die Dinge selbst anschaffen gelernet, für welche sie jährlich grose Summen aus dem Lande schleppen mußten, um ihre Bedörfnisse befriedigen zu können. Die Unordnung, und das Versiegen der Quellen, woraus in jenes Land Geld kam, ward in demselben bald merklich, und die Schuld davon wurde den gutherzigen alten Ministern beigemessen, welche der Fürst bereits anfieng, für grobe Idioten und unausstehliche Pedanten zu halten. Dagegen gewann er seinen neuern Freund Romenau desto lieber, und dieser war unermüdet, ihn mit seinen Anschlägen und Grundsäzen zu unterstüzen, und ihm zu allem, was ihn gelüstete, Muth zu machen. Was er ihn vorzüglich lehrte, war die Kunst, alles zu seinem Vortheile, und so einzulenken, daß die schlimmste Sache immer zu seiner Ehre gereichte, und die Schuld eines tollen oder boshaften Streiches immer auf diejenige fiel,

wel-

welche den Auftrag hatten, denselben zu vollziehen. Das war so recht Romenaus Freude, dem Fürsten in aller Vertraulichkeit umständlich erzählen zu können, wie er z. B. die Ausführungen einer sehr gehäßigen Anstalt so angelegt habe, daß die Erbitterung des Volkes gerade denjenigen zu Theil geworden, welche sich am meisten angelegen seyn liessen, dieselbe zu hintertreiben, und mit der Gesinnung des Volkes durchzusezen; das nannte er dann einen politischen Meisterstreich, und der Fürst selbst lobte ihn damit, daß er ihm nicht selten im Scherze sagte, wie er ihm eben dieser Geschicklichkeit wegen nicht trauen würde, wenn er nicht seiner Freundschaft versichert, und eben durch ihn in den Stand gesezt worden wäre, Minen von einiger Bedeutung zu entdecken, und denselben andere entgegen zu graben. So mißtraute und beurtheilte im Innern einer den andern, und jeder zog sich heimlich in sich, während daß sich, wie es schien, ihre Vertraulichkeit immer enger zusammen zog, und ihre Gesinnungen immer bestimmter geworden. Man hielt den Romenau einhellig für die Hälfte des Fürsten, und wer ein Anliegen hatte, mit dem er jenem nicht zur Last fallen wollte, eilte, es diesem zu erzählen, und bei ihm sich Rath und Hilfe zu erbitten.

Wer von den, nicht selten abentheuerlichen, Einfällen des Fürsten am meisten litt, waren die Nach-

baren. Ihr Aufnehmen zog ihnen Eifersucht, Verfolgung, Mißhandlung zu. Sie hatten das Unglück, in einen schweren Krieg mit auswärtigen Völkern verwickelt zu werden, und diese leztern ruften den Fürsten um Beistand an. Er ward ihnen nicht abgeschlagen, und das Volk, das den Krieg liebte, begann bei dieser Nachricht, wie wieder von neuem zu Leben, und da sein Glück zu hoffen, wo das Unglück von Tausenden mit gesamten Kräften bereitet wird. In allen Gemüthern erwachte das schöne Feuer des Heldenmuthes, und auf allen Lippen erscholl die Sprache der Tapferkeit. Mancher Greis nahm von der Wand noch einmal sein Schwerd herab, und, wenn er in der Mitte feuriger Jünglinge von den Thaten der Voreltern erzählte, zitterten die Jünglinge vor heiligem Eifer, und das Kind, das unbemerkt im Ecke des Zimmers saß, stund auf und kam. Es ergoß sich über alle und jede ein allgemeiner Geist voll Behagens und Stärke. Man vergaß gleichsam aller Feindseligkeiten, entsagte vielen Schwachheiten, und das Weib ward männlicher. Selbst der Fürst schien auf einige Tage zu glauben, daß er dem Volke angehöre, und daß seiner eigenen Freude daran liege, die Täge derselben aufzuheitern, und seine Zufriedenheit auf offenen freudigen Angesichtern zu suchen. Als sie auszogen, besah er sie von einem erhabenen Orte, von

ei-

einer unabsehbaren Menge treuer Unterthanen umgeben, und nie ward etwas feierlicheres gesehen. Die jungen Männer und erfahrnen Greise zogen in schreckbarer Ordnung dahin; aus ihren Augen blizte kriegerischer Muth, und aus ihrem Munde stieg der Athem wie Opferflamme empor. Weithin begleiteten sie die zurückbleibenden Bürger, und die Mauern und die Thürme waren von Einwohnern erfüllt, die dem Heere nachsahen, bis ein ferner Hügel ihrem Blicke es entzog.

Was nun folgt, mein Sohn! würde ich dir ewig verschweigen, wenn ich nicht fürchtete, du möchtest solche Begebenheiten früh oder spät erfahren, und über das Ungewöhnliche derselben mitten in deiner Laufbahne verzagen. Was in der folgenden Scene dich vorzüglich erschrecken wird, ist, daß sie so plözlich vollbracht, und durch ausdrücklichen Willen vollbracht wird. Ausser dem, mein Sohn! ist oft eine Civilverordnung, welche mit kalter Ueberlegung blos aus Eigensinn oder sträflicher Unwissenheit, oder aus niedrigem Eigennuz eingeführet wird, nicht weniger grausam, und wohl grausamer noch, indem die Uebel der Armuth, des Sittenverfalles und des Elendes, welche durch dieselbe veranlaßt werden, gewöhnlich sich auf Geschlechter erstrecken. Desto nöthiger ist ein Mann, wie ich aus dir zu bilden mir Mühe gab, der die Rechte der Menschheit

unüberwindlich vertheidiget, und die Wahrheit am Throne spricht. Doch meine vornehmste und eigentliche Absicht hiebei ist, dich die Freunde kennen zu lernen, dergleichen ich viele in meinem Leben gesehen habe, Freunde, mit denen ich, ohne nahen Beistand, nicht allein in Einem Zimmer schlafen, denen ich weder meine Frau, noch meine Kinder, noch meine Ehre, oder mein Wort, oder meinen Geldbeutel anvertrauen möchte, je mehr sie dazu entschlossen und verhärtet sind, einer Denkungsart, durch welche sie unter die Einzigen gehören wollen, zu folgen.

Romenau, der Freund und Vertraute des Fürsten, übernahm in eigener Person die Stelle eines obersten Befehlhabers der Armee. Theils wollte er die Geheimnisse des Fürsten mit keinem andern theilen, theils ermunterte ihn seine eigene Neigung zum Kriegswesen, den Ruhm eines Feldzuges einzuernden, welcher nach der Meinung, mit der er auszog, bald geendet seyn würde. Er war in der That ein braver Soldat, kühn und vermögend vom Ansehen, und von den Soldaten, deren Sprache er zu reden wußte, geliebt. Er verstund die rechte Art der Ermunterung, und ließ so gar Lieder voll patriotischer Wuth verfertigen, sein Heer, das nach dem Tage einer Schlacht sich sehnte, zu erhizen. Dieser ward auch bestimmt, und Romenau berich-

tete

tete dem Fürsten den Plan seines Angriffes, und die Stunde, wo derselbe geschehen würde. Diese Nachricht erhielt der Fürst zu einer Zeit, wo er eben im Begriffe war, eine ähnliche an seinen Freund ergehen zu lassen. Die Geschichtschreiber sind nicht einig, (und es gehört auch hier nicht zur Hauptsache, es umständlich zu wissen) was ihn zu einer Grausamkeit, die nicht die erste dieser Art in der Welt seyn mag, verleitet hat. Es ist nur eine etwas mehr, als unwahrscheinliche Muthmasung, welche der spätere Scharfsinn gesammelt, und vermög der Uebereinstimmung vieler Umstände zuverläßig berichtigt hat, wenn man dafür hält, die Ursache seines schrecklichen Befehles sei die Liebe zu einer Dirne gewesen, deren Vatter als Oberster eines Regimentes zu Pferd im feindlichen Heere sich befand; sie habe, sagt man, den Fürsten gebeten, ihn siegen zu lassen, und dieser ward in einem unglücklichen Augenblicke zu schwach, es ihr abzuschlagen. Was es auch war, mein Sohn! es war immer so etwas, Liebe oder Zorn, Muthwillen oder Eigennuz, das den Menschen verleitete, Thaten zu begehen, die das grausamste aller Raubthiere verabscheut. Romenau erhielt in der Nacht vor dem Angriffe Befehl, sich schlagen zu lassen. Rings um ihn her lag das Heer in Ruhe; nur wachte noch hie und da in einzelen Zelten ein Held, und genoß, in sich selbst gekehrt, des Sieges am Tage.

Wenn Romenau über diesen Befehl anfangs bestürzt geworden, so hatte ihn das Sonderbare, das für ihn in demselben zu liegen schien, bald wieder zu sich gebracht. Der Gedanke, daß er der einzige wäre, der um die innersten Geheimnisse des Fürsten wüßte, machte ihn stolz und kalt gegen alles, was der kleine und lezte Rest menschlichen Gefühles ihm noch sagte. Jener hatte der eigentlichen Ursache, die zu seinem Entschlusse ihn verleitet hatte, nicht erwähnet, auch nur vorzüglich des Regimentes, wobei sich jener Oberste befunden hatte, gedacht; allein Romenau zweifelte keinen Augenblick, daß hier etwas sehr Wichtiges vorgehen müsse, und was ihn heimlich ärgerte, war, daß der Fürst einen Meisterstreich gemacht haben sollte, ohne seines Rathes benöthiget zu seyn. Er fand in der klugen Forderung, die der Fürst mit vieler Vorsicht einfliesen ließ, daß er seine Gedanken auf das nämliche Billet, das er erhalten hätte, so gleich niederschreiben, und zurückschicken möchte, nichts Bedenkliches, und schrieb, den Fürsten zu beruhigen, Worte voll dankbarer Ergebenheit zurück, worin er sich glücklich schäzte, ihm einen neuen Beweis, daß er sein Vertrauen und seine Freundschaft keinem Unwürdigen geschenkt habe, geben zu können. Er sezte noch, als einen Beweis, daß er die feinsten Winke verstehe, hinzu, daß er ganz wohl gemerkt

habe,

habe, was es damit, daß ihm nur das Regiment — genannt worden, zu bedeuten habe. Er habe diese kleine Einschränkung als eine Aeusserung des weichen fürstlichen Herzens angesehen, das noch nicht gelernet hätte, seine eigene Rechte zu kennen, und sich seiner Vortheile zu bedienen. Die Sachen, (er meinte hiermit die Armee und den Sieg, welchen dieselbe erfechten sollte,) gehörten dem Fürsten als ein Erbtheil an, und es hänge von seinem Willkühr ab, wie weit er dieselben benuzen, und wie viel er davon an einen andern abgeben oder verlieren wollte. — Mit diesen Lehren, den lezten, welche er dem Fürsten, seinem Freunde, ertheilte, schickte er die Staffet nach der Stadt zurück, worin sich alles anschickte, den Tag des Sieges feierlich zu begehen.

Je gewisser der Fürst des unglücklichen Ausganges war: desto eifriger ließ er sich angelegen seyn, denselben zu verhehlen. Es wurden hier keine Gewette auf ein Gerathewohl angestellt. Man sah hier kaum eine Möglichkeit widriger Zufälle, und was die Väter kümmerte, war, daß ihre Söhne unglücklicher Weise nicht unter denen seyn möchten, welchen sich eine Gelegenheit anbieten würde, ausserordentliche Thaten des Heldenmuthes und den Ruhm grosser Bürger zu erfechten. Der Fürst nahm und gab Glückwünsche zurück, und verordnete auf den Abend

nach

nach der Schlacht, wo man die Nachricht von dem Hergange derselben erhalten würde, Freude und Jubelfeste von ungewöhnlichem Prachte. Er munterte alle Stände auf, daran Theil zu nehmen. Der Tempel, worin sich das Volk alsogleich zu einer feierlichen Danksagung versammeln würde, wurden auf das prächtigste geziert. Die Häuser der vornehmsten Strasen wurden mit Teppichen und Kränzen, und unzählichen Ampeln, welche die Stadt beleuchten würden, behängt, und jeder that nach Kräften und über Kräften, das Seinige, um die Herrlichkeit des allgemeinen Festes zu vergrösern. Freundliche Gastmale, und Tänze, und Schauspiele, und was jeder nach seiner Art erwartete, oder geben konnte, wurden bestimmt und gesammelt. Alle Gerichtshöfe wurden geschlossen und die Erwartung war allgemein. An dem Tage des Kampfes erschien der Fürst in seinem Pallaste in feierlicher Kleidung, und in eben derselben versammelten sich daselbst die Herren des Hofes, welche sich in die Wette beeiferten, ihrem Herrn schmeichelhafte Dinge zu sagen. Man sagt, er sei mitten unter dem Lermen oft nachdenkend geworden, habe etlichemal närrisches Zeug geredet und die Farbe geändert. Das Volk begab sich bei Anbruch des Tages auf die Mauern und Thürme; Greise versammelten und unterhielten sich mit Gesprächen vergange-

ner

ner Zeiten am offenen Stadtthore, und frische Knaben eilten dem Botschafter entgegen.

Und der Morgen des blutigen Kampfes gieng herauf, wie die Stunde des Urtheils, entscheidend und ernst. 'Was der Fürst bei seinen Bürgern that, das vergaß Romenau nicht bei seinem Heere zu thun. Er ritt die Fronte auf und nieder, und erinnerte die Soldaten ihres Ruhmes, ihrer Pflicht, ihres Vaterlandes. So gar der Kunstgriffe beredsamer Feldherren bediente er sich, indem er hier allein von Ehre, dort von Beute und Belohnung, und anderswo von der harten Nothwendigkeit sprach, zu siegen oder zu sterben. Er seiner Seits wolle die Pflichten eines Befehlhabers und eines gemeinen Soldaten vertretten, und überall zugegen seyn, wo die Gefahr am dringendsten seyn würde. Zulezt wünschte er ihnen und sich selbst Glück, daß er gewürdigt würde, so tapfere Streiter anzuführen, und ein Zeug und Gefährte so rühmlicher Siege zu seyn. Er endigte diese Anrede mit dem grausamen Spott, daß sie ihren Heldenmuth mit Mäßigkeit vereinigen', und im Feuer der Niederlage des Flehenden schonen, und, wie es wahrhaft beherzten Männern zusteht, nicht vergessen möchten, Menschen zu seyn. Die Armeen sahen sich einander.

Der Sohn machte hier eine Bewegung, als fürchtete er sich, die Scene zu sehen, die sich eröffnen wür=

würde. Er schmiegte sich, ohne zu wissen, daß er es thue, näher an seinen Vatter.

Die Armeen sahen sich einander. Das Heer des Romenau glich einem wohlgeordneten Körper voll Ruhe, Gegenwart und Zuversicht. So wie die langen, geraden, unabsehbaren Reihen sanfte Anhöhen oder kleine Thäler betraten, bewegten sich die Glieder, gleich den besänftigten Wogen der unermeßlichen See, und man hätte sie eher für Männer des Friedens, als der Rache gehalten. Ihr Blick verkündigte Unerschrockenheit, und ihr ordentlicher, gesezter Tritt entschlossenes Wesen. Und bei jedem Tritte bebte die Erde, und der Glanz ihrer Waffen ward in den Wolken, wie der Schimmer eines grossen Feuers, fernher gesehen. So zogen sie, ein Auge, und Mann an Mann, in einem grauenvollen Stillschweigen und geschlossener Ordnung (ausser daß jezt und jezt ein Mann aus unwillkürlicher Hize voran gieng, oder ein Pferd gegen Himmel jauchzte) dahin, und ihnen voraus zog der Schrecken.

Das Heer der Feinde jagte mit vielem Geräusche und wildem Ungestümm heran, so, daß Männer, die mit dem Kriegsmuthe weniger vertraut sind, sich hätten verleiten lassen, sie für Helden zu halten. Die Waffen klapperten an den Fusgängern, und funkelten an den Reutern, deren zappelnde

Rosse

Rosse voll Schweiß waren; sie rauchten von Ferne, und schienen aus Wolken von Staub zu kommen. Ein solches Heer war es, welches wider das Heer der tapfersten Krieger als Sieger heranzog.

Kaum daß jene mit dem groben Geschüze diese erreichen konnten, feuerten sie dasselbe ab, und die vielen Kugeln rissen aus Romenaus Heere einzelne Glieder weg, ohne daß die Uebrigen Erlaubnis erhielten, sich hinwieder zu rächen. Die da fielen, verbissen ihren Schmerz, und seufzten in den Erdboden, worauf ihr Haupt sank. Als nun aber beiderseits der Streit sich erhob, und der Muth und die Geschicklichkeit der untergeordneten Obersten das Meiste thun konnte, bekam die Sache ein entscheidenders Aussehen, und der Feind fieng an, zurück zu weichen, und war schon nicht mehr in Ordnung: denn die Glieder wankten in groser Zerstreuung, und einzelne Gemeine versuchten es, auszureissen. Ob das eine List des Romenaus, seine künftige Untreue zu bemänteln, oder gleichsam ein Versehen, das er nicht hindern konnte, gewesen, weiß man nicht. Es reuete ihn, so viel gethan zu haben, und indem er verbot, den Halbflüchtigen nachzusezen, zog er sich nach einer Stelle, wo das Heer sich zusammenziehen, und in Wendungen, welche dem Feinde offenbare Vortheile gaben, zurück. Auf dem Rucken hatte er den Fluß —; auf einer Seite Felsen, und

auf der andern einen Wald, vor dessen Eingang eine tiefe, dem Soldaten unzugängliche Pfüze war. Die Offiziere und die Gemeinen, welche in Schlachten heranwuchsen, merkten den Fehler, und die Gefahr, worein derselbe sie stürzen könnte, und sahen einander stillschweigend an; dennoch entfuhr ihnen nicht die geringste Anmerkung, und sie folgten voll Muth und Ergebung den Befehlen des Feldherrn. Es schien ihnen darin vielmehr eine ausserordentliche Kühnheit und Heldentroz, und die Absicht zu liegen, daß die Feinde ihnen nachgeben, und sie hier den Sieg über dieselbe vollenden sollten. Diese rückten auch würklich unter einem heftigen Kanonenfeuer, wodurch das Heer des Romenaus einen grosen Schaden litt, heran, und als sie einigen dicken Gesträuchen, welche dem Walde vorhergiengen, nahe kamen, brüllte plözlich das Erdreich. Hier war der gröste Theil der feindlichen Artillerie verborgen, und die Niederlage des eben siegenden Heeres war unvermeidlich. Zerrüttung und Aufruhr verbreitete sich sogleich durch die zerrissenen Glieder, und das Gemezel war allgemein. Das Geschrei, das Bluten, Sinken und Stürzen, die Verzweiflung, Wuth und Rachrufen war allgemein. Viele versanken in den Pfüzen, daß kein Zeichen zu sehen war, viele fielen vom Felsen, worauf sie geklettert waren, und an den Wänden

klebte

klebte das Gehirn. Aber auch manche unerhörte That wurde verrichtet, und viele, welche oft merkwürdig durch ihre Siege waren, wurden merkwürdig durch ihre Niederlage, und starben eines edleren Todes. Romenau hatte sich gleich Anfangs vermittelst eines Nachens an das jenseitige Gestad gerettet, wohin ihm einige Wenige, welche glücklich über den Fluß schwammen, gefolget sind.

Der Fürst befand sich in der Mitte seiner Hofleute, als die Staffette, worin die traurige, ihm schon voraus bekannte, Nachricht stund, ankam. Er nahm sie dem Boten mit einer besondern Freundlichkeit ab, las sie stillschweigend, aber in Beiseyn der vielen Anwesenden, welche seine Mienen beobachteten, stellte sich hierauf, indem er die flache Hand an den Kopf legte, ein paar Minuten sehr nachdenkend, und verfügte sich mit jenem in sein Kabinet, wo er ihn alsogleich wieder, mit dem strengsten Verbot, niemand, wie die Sache stünde, zu sagen, an Romenau abschickte.

Die Freudenfeste nahmen indeßen unter einem Geläute aller Glocken der Stadt, und dem Donnern des Geschüzes auf den Wällen, den Anfang, und die ganze Nacht ward mit Musik, und Gastmalen, und Jauchzen, und Glückwünschen zugebracht. Ungeachtet man nicht die geringste Nachricht von dem Hergange des Kampfes hatte, so wußte man doch

bald umständliche Dinge zu erzählen, und die Geschichte ihrer Einbildungskraft bekam in kurzer Zeit Zusammenhang und Ordnung. Die Eifersucht spornte die Erzähler, und jeder that sich damit etwas zu gut, daß er seinem Anverwandten oder seinem Freunde etwas andichtete, wodurch er über andere erhoben ward. Und dann zankte man sich freundschaftlich und versöhnte sich wieder, und überließ sich mit vollem Herzen dem gemeinschaftlichen Jubel — Indeßen auf dem verlassenen Schlachtfelde da und dort ein Halbtodter sich aufhub und niedersank, und sich das Winseln der Zerstümmelten, und das Aechzen der Sterbenden immer leiser und leiser in die Nacht hin verlor. Einige der Entronnenen irrten in finstern Wäldern, oder tiefen Hainen der Vaterstadt zu.

Als spät am folgenden Morgen die Freudetrunkenen erwachten, entstund schon ein Gemurmel zweydeutiger Nachricht des Sieges, und die Erzählungen wurden, man wußte nicht, woher, immer bedenklicher, immer klärer und auffallender. Keiner wollte sie dem andern gestehen, noch weniger glauben; aber jeder fürchtete sie. Endlich am zweiten Abend kam izt und izt einer der Entronnenen an. Die Bestürzung und das laute Wehklagen der Einwohner war unbeschreiblich. Was ihren Schmerz vermehrte, war die Entfernung des Fürsten, der seit

der ersten Nachricht in seinem Kabinet sich verschlossen hielt, außer daß er, wie gewöhnlich, durch eine geheime Thür in seinen Garten gieng, um sich zu ergözen, und über die Niedergeschlagenheit seiner Bürger sich lustig zu machen. Nichts belustigte ihn mehr, als die gütige Auslegung, welche sie über die Gelassenheit machten, mit welcher der Fürst die erste Nachricht aufnahm, und über das gesezte und leutselige Wesen, mit welchem er die bittersten Schmerzen in sein Vaterherz verschloß, um seine treue Unterthanen von der größten Freude nicht plözlich in das äußerste Herzenleid zu stürzen. Dies nannten die Unterthanen eine wahre Größe, eine heldenmäßige Gegenwart des Geistes, wovon das ganze Alterthum kaum ein Beyspiel aufzuweisen hätte, und der Gedanke an einen so zärtlichen und liebenswürdigen Fürstenvater war noch das einzige, was bey dem grausamen Verlust, noch einigermaßen sie trösten konnte. Auch ermangelten die Stände nicht, jenen merkwürdigen Zeitpunkt in einem prächtigen Gemählde zum Andenken der Nachwelt aufbewahren zu lassen, und ein künftiger Dichter wird mit Feuer bemüht seyn, eine so schöne That durch die Bühne zu verewigen.

Wir kommen immer weiter, die innere Beschaffenheit vieler Begebenheiten dieser Welt, und die Folgen solcher Grundsäze, worauf die Freundschaft

des Fürsten und des Romenau beruhte, kennen zu lernen.

Dieser hatte sich nach der schrecklichen Niederlage nichts weniger, als geflüchtet; er versammelte vielmehr, so viel ihm möglich war, die zerstreute Mannschaft, und war gesinnt, wider Offiziere, die er haßte, eine Klage, als wenn sie ihre Pflicht vernachläßigt hätten, zu führen. Wer einen recht unverschämten Streich begangen hat, dem ist in der Welt der Masken oft nützlich, ihn durch einen noch unverschämtern zu beschönigen; und hätte es dem Romenau geglückt, die Sache dahin zu bringen, wo er sie einleiten wollte, so ist kein Zweifel, daß man seine Untreue belohnt, und es für eine Pflicht angesehen haben würde, die wider seinen Willen mißlungene Unternehmung mit Ruhm und Ehrenstellen zu belohnen; allein die Sache war, wie er sie angegangen hatte, zu auffallend, und die Anklage von Offiziere und Gemeinen zu allgemein, und selbst das Gespött der Feinde war zu laut, als daß der Fürst sie zernichten, und so viele Zeugnisse ohne eine ernsthaftere Untersuchung hätten verbleiben sollen. Die Untersuchung wurde täglich klärer, wichtiger, das Geschrei der Vornehmen und der Niedern bey dem Anblick der Elenden, welche nach und nach zurückkamen, bedenklicher. Man sprach von unerhörter Treulosigkeit, und die-

jenigen, welche in Rücksicht, daß es des Fürsten Liebling betreffe, nicht davon sprachen, redeten von dem ihnen unbegreiflichen Leichtsinn, oder Unwissenheit, welche dazu gehörte, einem Manne, der, wie man nunmehr dafür hielt, so wenig Kriegskenntnisse besäße, zu seinem Freunde zu wählen, und ihm das Wichtigste des Staates, das Leben so vieler Bürger, anzuvertrauen. Diese leztere Auslegung that bei dem Fürsten ihre Wirkung; sie fiel ihm so empfindlich, war, wie er glaubte, seiner Ehre so nachtheilig, daß er lieber die Anklage über Treulosigkeit geltend machen, als diese leztere Beschuldigung, wobei seine Eitelkeit zu leiden schien, auf sich liegen lassen wollte. Er gab also den ungestümmen Forderungen der Offiziere, und den Drohungen, daß sie unter einem solchen Feldherrn nicht weiter dienen könnten, so weit nach, daß er dem wiederholten Feldgerichte seinen Lauf, und mithin geschehen ließ, daß dem Romenau, der sich indeßen in einer Art von Lager wieder gesammelt hatte, ein Ehrenarrest angekündigt wurde. Für einen solchen erklärte ihn auch anfangs Romenau; und da ihm eine fürstliche Bedienung, und die Freiheit, Besuche anzunehmen, ganz ungekränkt blieb: so hielt er diese Begebenheit für eine sehr politische Verordnung des Fürsten, über welche sie beede bei ihrer nächsten Zusammenkunft sehr zu lachen haben wür-

 den,

den, und er freute sich sogar nicht wenig, daß der Fürst in der kurzen Zeit (wo er so glücklich gewesen wäre, seine Grundsäze ihm beizubringen so viel gelernt hätte, um in den delikatesten Fällen gerade nach seinem Sinn zu entscheiden. Er vertrieb sich also die Zeit, wie vorhin, machte in Gedanken eine Menge neuer Einrichtungen, die bei seiner Wiedereinsezung ausgeführt werden sollten, und brachte unter andern eine Menge Offiziere auf seine Liste, welche er bei seiner Zurückkunft gesinnt war zu stürzen, oder zu erheben. In der That hatte sich Romenau in der Hauptsache nicht geirrt. Der Fürst glaubte, nicht zu weit zu gehen, wenn er sich seiner, öfters mit gutem Erfolg angebrachten List, bediente, und sich wider seinen Freund etwas aufgebracht stellte, um in dieser Zeit die Gesinnungen der Hofleute desto genauer zu erfahren. Er hielt es für gar nicht schwer, ein Mittel zu treffen, wie er jenen auf eine gute Art frei machen könnte, und, ich darf ihn nur zu einer größern Ehrenstelle erheben, dachte er, um das Publikum von seiner Unsträflichkeit zu überführen, und es auf die Meinung zu bringen, daß an der häßlichen Anklage ein schwarzer Neid, und ein Mißverständniß die einzige Ursache, und ich vermög meiner angestammten Gerechtigkeitsliebe am Ende genöthigt gewesen, dem wackern Mann eine hinlängliche Genugthuung

zu

zu geben. So dachte der Fürst, und vergaß, mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Er hatte keinen Freund, und war, wie alle die Fürsten seiner Art, nicht fähig, Freundschaft zu erwiedern. Er fand an Romenau den Mann seiner Kurzweil, seiner Laune, den Entschuldiger und Schmeichler seiner Begierlichkeiten; und an dem Tage, wo jener aufgehört hätte, ihm Vergnügen zu machen, würde er kalt und undankbar genug gewesen seyn, ihn sinken zu lassen, und den nächsten den besten, der mit frischer Bereitwilligkeit, seinen Thorheiten Feste zu geben, angekommen wäre, an dessen Stelle zu sezen. Schon hatte die Zeit, und die Abwesenheit manches Verdienst seiner Scherze und Einfälle vergessen gemacht.

Das Spizfindigste, was der Fürst im gegenwärtigen Falle thun zu können glaubte, war, daß er die Untersuchungen, welche über den Hergang der Sache angestellt wurden, verzögerte, und über den Greuel eines Verbrechens dieser Art in Ausdrücken sich äußerte, welche vermuthen ließen, er würde wider einen, der desselben überwiesen wäre, auf das schärfste verfahren. Er hatte bei jenem die Absicht, durch das langwierige Gerede der Sache die Neuheit und den Eifer zu benehmen, welchen die ersten Eindrücke verursacht hätten; und jemehr er sich stellte, wider das Laster der Verräthe-

rei eingenommen zu seyn desto weniger, hofte er, werde man erwarten daß es ihm jemals einfallen soll, den Romenau desselben zu beschuldigen; allein dießmal wirkten seine Kunstgriffe das Gegentheil. Die Offiziere hielten das strenge Wesen, das der Fürst seit einiger Zeit annahm, für den vollkommensten Ernst, und diejenigen, welche bei dem Romenau noch immer ihre Besuche ablegten, ermangelten nicht, ihr Betragen gegen ihn, gemäß den Nachrichten, welche sie von Zeit zu Zeit hörten, zu ändern Sie machten ihre Aufwartungen nachläßiger, und schienen etwas Bedenkliches in ihren Aeusserungen zu verrathen. Romenau, der vielfältig mit angesehen hatte, wie man für jemand, den man ehedem angebetet hatte, in eben dem Augenblick, wo man in die Ungnad des Hofes verfallen wäre, alle Hochachtung hintansezte, und nach seiner Ueberzeugung versichert war, daß dies nie sein Fall seyn könnte war bey den Bemerkungen, welche er über ihr Betragen machte, zu aufgebracht, um sie seinen Unwillen über ihren augenscheinlichen Mangel an ehmaliger Ehrfurcht gegen seine Person nicht fühlen zu lassen. Dazu kam auch das Mißvergnügen über die Dauer seines Arrestes, der nach seinem Urtheile länger anhielt, als es eben die Politik erfoderte. Dies verleitete ihn anfangs zu Prahlereien über seinen vertraulichen Umgang mit dem

Fürsten,

Fürsten, und in der Hize zu sehr übereilten und unvorsichtigen Ausdrücken, worin er den Anwesenden zu verstehen gab, daß die Staatenmoral, worauf seine Geheimnisse mit dem Fürsten beruhten, eine ganz andere, denn die Moral der gemeinern Menschen, und daß an dem Verlust dieser leztern, sie möchten dann durch Hunger, oder durch das Schwert umkommen, nicht das gerinste gelegen wäre, so bald es Absichten, welche man freilich nicht jedermann, und, gab er ihnen zu verstehen, am wenigsten solchen Herren, wie sie wären, bekannt machte, erforderten, u s. w.

Diese Aeußerungen, die zwar höchst unerwartet, aber nicht von Ungefehr zu kommen schienen, verursachten ein lautes Wehklagen, verschiedene Auslegungen und eine allgemeine Bestürzung. Man fieng am Hofe an, die Sache vielfältig zu Gemüth zu ziehen, und einigen dauchte es, als wollte ihnen ein Licht aufgehen. Treue Diener wagten es, dem Fürsten von allem, was sie gehört hatten, Nachricht zu geben, und was der Fürst nun that, und wie er auf der Stelle gefaßt war, das ist ein Meisterzug jener Grundsäze, welche ihn Romenau gelehrt hatte. Was ihn bisher abgehalten hätte, sagte er, dem Proceß sein Gewicht zu geben, wäre die Größe der Schuld, worauf es hier ankäme, und die Unmöglichkeit, sich zu bereden, wie ein Mann,

den

den er einer vorzüglichen Achtung gewürdigt hätte, sich dessen schuldig machen könnte. Er fragte sie also mit allem Schein innerer Unwissenheit und Betrübniß, ob eine solche That nicht zu unmenschlich wäre, um Glauben zu verdienen. Die treuen Diener rühmten diese Zweifel des Fürsten, welche theils von einem guten Herzen, theils von der Treue seiner älteren Hofbedienten, bei denen sich nie etwas Aehnliches ergeben hätte, herrührten, und zu gleicher Zeit versicherten sie ihn, daß das Verbrechen des Romenaus vor aller Welt Augen bereits aufgedeckt, und daß es höchste Zeit wäre, dasselbe zu bestrafen, wenn je nicht eine unerhörte Güte — Der Fürst lies sie nicht ausreden; er veränderte seine Miene in den richterlichen Ernst eines höchstbeleidigten Herrns; Nein, fiel er jenen ins Wort, ich will eben so gerecht seyn, als ich gütig gewesen. Wenn es meine Person beträfe! Aber mein Volk! Meine lieben treuen Unterthanen — er schien vor Wehmuth nicht weiter reden zu können. Man brachte ihm das Todesurtheil, und er unterschrieb es mit einem Eifer, den man nie an ihm wahrgenommen hatte. Ich will eben so gerecht seyn, wiederholte er öfters, als ich bisher gütig gewesen. Zugleich bedauerte er die Menschheit, die solcher Verblendungen, solcher Unthaten fähig wäre, und wünschte, daß so ungeheure Verbrechen nie bekannt

werden

werden möchten, wiewohl sie, sezte er hinzu, eben nicht geschickt sind, jenen Schaden anzurichten, dessen sie ihrer Natur nach fähig wären, da sie allen Glauben übersteigen.

Den Kommissarien, welchen der Fürst auftrug, die Execution in der möglichsten Stille vor sich gehen zu lassen, wurde (auf Veranstaltung, versteht sich) benachrichtet, daß Romenau bereits anfange, vor Gewissensangst auszuschweifen, und auffallende Dinge, welche von der listigsten Bosheit zeugten, ohne Zusammenhang zu reden. Sie hatten Befehl, sich mit ihm auf keine Unterredungen unter keinerlei Vorwand einzulassen, sondern bei ihrer Ankunft das Urtheil ohne Verzug zu vollziehen. Man hatte ihn indeßen bereits in ein Zimmer gebracht, das an einen Saal stieß, worin der Nachrichter bereit stund. Als die Kommissarien ins Zimmer tratten, ihn ersuchten, sich zu fassen, zu lesen anfiengen, lachte Romenau. Der Inhalt war ihm so fremd und unerwartet, daß er nicht begrif, was sie lasen. Er glaubte, sie wären gekommen, ihn nach Hof zu begleiten, hätten sich zu diesem Scherz verabredet, und, wie er dann glaubte, weit über sie erhaben zu seyn, verwies er ihnen den Einfall, und erinnerte sie, zu bedenken, mit wem sie zu thun hätten. Die Kommissarien hielten diese Reden theils für Ausbrüche einer Angst, die ihn bis zum Wahnsinn

sinn betäubte, theils für Beweise einer ausgesonnensten List, und zeigten ihm den Befehl, und die eigene Hand des Fürsten. Ueber sein Haupt stürzte Himmel und Erde zusammen. Er wollte reden, erklären, sich entschuldigen, beweisen — nur Einen Tag Aufschub! Eine Stunde! — Man öfnete den Saal, und der Nachrichter trat ihm entgegen.

Der Fürst hatte indeßen die ansehnlichen Güter des Romenaus eingezogen, und hielt zur Stunde, wo dies geschah, auf denselben ein prächtiges Fest. Es geschah zu seiner Aufmunterung, wozu man von allen Seiten Anstalt machte, um ihn seinen Unterthanen länger zu erhalten. Oft lachte der Fürst während der Tafel, und wenn ihm seine Geschicklichkeit in politischen Streichen einfiel, dachte er, der heutige wäre sein Meisterstreich.

II. Ein Traum.

An einem späten Sommertag
Gieng ich in einen Wald,
Das Wetter war nicht ungemach,
Die Luft war noch nicht kalt.

Da wollte ich der Sommerszeit
Mich einmal recht erfreun,
Und in der stillen Einsamkeit
Von Sorgen mich zerstreun.

Ich sah und hörte nichts umher
Kein Blätgen regte sich;
Es schien als wäre niemand mehr
In diesem Wald als ich.

Nur liesen hie und da und dort
Sich kleine Vögel hören,
Tief in Gedanken gieng ich fort,
Und ließ mich gar nicht stören.

Schön war der Vögel Melodie,
Die singend mich empfingen;
Ich merkte aber nicht auf sie
Und auf ihr schönes Singen.

Ich dachte viel und mancherlei
Und fantasirte viel,
Und trieb mit meiner Fantasei
Und ihrem Werk mein Spiel.

Sie stellte mir ein Bildniß vor,
Das ich noch nie gesehn,
Ein Bild, in dem ich mich verlor,
So hold war es und schön! —

Ein Mädchen war's mit Rabenhaar
Und rosenrothen Wangen,
Ihr rundes kleines Mündchen war
Mit Purpur rings umfangen.

Hoch und erhaben war die Brust
Zwar deckte sie ein Flor,
Doch glänzte sie dem Aug zur Lust
Durch dies Gewand hervor.

Dünn war ihr Leib, ihr Wuchs war schlank
So schlank, wie einer Linde.
Ihr Gang war wie Dianens Gang,
So leicht und so geschwinde.

Ihr Fus war zum Entzücken schön,
Doch sahe man ihn kaum,
Denn sie verhüllte ihn beim Gehn
In ihres Kleides Saum.

Es schien, als gienge ich zu ihr
Und böte ihr die Hand;
Sie that, als wäre sie mit mir
Schon lange Zeit bekannt.

Wir sezten uns ins Grüne hin,
Und sahn einander an,
Ich war so froh in meinem Sinn,
Daß ichs nicht sagen kann.

Ich sagte ihr von Liebe vor
Sie wollt' es nicht verstehn
Doch hört' es gern ihr Schelmenohr,
Dies kennt' ich deutlich sehn.

Als ich so weit gekommen war,
So wacht ich wieder auf,
Weg war das Bild, doch sonderbar
Ist, was erfolgte drauf.

Ich hörte eine Stimme singen
So sanft und hell und klar, —
Der Vögel Stimmen alle singen,
Lang nicht so wunderbar.

Es war nicht Fink, noch Nachtigall
Das mir so reizend sang;
Nein! es war einer Göttinn Schall
Der mir zu Ohren drang.

Ich gieng, wo mich der Schall hinrief
Doch gieng ich ganz gemach,
Und wenn der Sänger weiter lief
Schlich ich ihm immer nach.

Als ich nun zu dem Schall hinkam,
Stand mir ein Mädchen da,
So heiter hold und lobesam
Wie ich im Traum sie sah.

Da pochte mein betäubtes Herz,
Ich war bald heiß bald kalt,
Bald fühlt' ich Lust, bald wieder Schmerz
Vergaß mich und den Wald.

Erst nahm ich sorgsam mich in Acht
Daß sie mich ja nicht sähe,
Bis sie ihr Lied zu End gebracht,
Und ja nicht vor mir flöhe.

Da sie zu singen aufgehört
Gieng ich schnell hin zu ihr,
Und ob sie gleich sich spröde wehrt
So blieb sie doch bei mir.

Ein grüner Baum mit langen Aesten
Verbreitete sich weit,
Hier machte ich der Pläze besten
Zu einem Siz bereit.

Wir sezten Hand in Hand uns nieder,
Ich küßte feurig sie,
Sie küßte liebevoll mich wieder,
Dies wiederfuhr mir nie.

An ihrem Blicke hieng mein Blick
Ihr und mein Auge glühte,
Sie gab mir einen Blick zurück,
Der Feuerflammen sprühte.

Noch niemals hab' ich solche Lust
Und Seligkeit empfunden:
Noch immer schwillt mir meine Brust
Von jenen selgen Stunden.

Wir sassen wonnetrunken hier,
Bis Sonnenuntergang,
Dann schieden tiefverwundet wir,
Vielleicht auf Lebenslang ! ! ! !

Wo find' ich diese Göttin wieder,
Nach der mein Geist sich sehnt;
Sie — die so hold, so süs, so bieder,
Für die mein Herze brennt? —

G. C. L * * r *t

III. Fortsezung von Stilling und Selma in den Schmerzischen und Osteinischen Gärten.

Nach einer Weile lenkt sich der Fussteig rechts um mitten ins Thal. Hier trift man nun linker Hand einen Pump- oder Ziehbrunnen nebst kleinen Gartenbeeten, Gebüschen, und Lauben an. Wenn die Sonne nun über den südlichen Berg herscheint und man nordwärts von der getreuen Felsenwand umschlossen ist, so fühlt man sich gesichert und unbemerkt im lieblichen Sonnenglanz zwischen den Gebüschen, man möchte aus dem Brunnen trinken, Blumen pflücken, hinsizen in die Laube;

und

und — und allen Menschen verzeihen, alle Menschen lieben. Hier an dem Brunnen steht nun die Inschrift von dem nie genug gekannten und zu früh gestorbenen Superintendenten Göz:

Immer rinnet diese Quelle,
Niemals plaudert ihre Welle,
Komm Wandrer hier zu ruhn;
Komm lern an dieser Quelle
Stillschweigend Gutes thun.

Etwas weiter fort, und nun nordwärts hinauf an die Felsenwand; da trift man eine Thür an, man öfnet sie, und findet in dem Felsen ein räumliches schönes ausgeweistes Zimmer, dessen Wände mit lauter empfindsamen Geschichten bemahlt, und darunter mit passenden Sinnsprüchen beschrieben sind. Die zwo gegenübersehenden Wände haben bequeme Sofa's, sonst finden sich da ein paar Stüle, dessen mit der Trompete nicht zu vergessen, und ein Tischgen: hier ists kühl, vertraulich, die ächte Wohnung für einen Mann, der aus Ueberladung des Magens und der Sinne, gern einmal ein Stündgen allein und kühl auf einem Sofa sizen, oder schlafen möchte. Freilich wird er die empfindsamen Gemälde an der Wand nicht sehen, die sind aber auch nur für Herrn Schmerz und seines Gleichen da, denen das hohe Organ nicht versagt ist. Auch Damen die vom Thor bis dahin schon müde

 sind,

sind, denen es zu ärmlich beim Brunnen aussieht, Und die bisher noch nichts empfanden, die gehen nicht weiter als ins Felsenzimmer, trinken Limonade oder Caffee mit Biskuit, machen sich dann etwas weiter Motion, kehren wieder zum Felsenzimmer zurück, trinken noch einmal, und gehn dann wieder nach Haus, vorm Thor sagen sie, und fächern:

C'est un beau Jardin ma foi!

Aber auch dem Mann, dessen Seele aus reinerem Aether eingehaucht ist, ist in diesem Kämmergen wohl. Hier gränzt der herrliche Schmerzische Garten an die Kunst, man steht zwischen der ehrwürdigen Mutter Natur und ihrer Magd, und genießt beide. Dieses vertrauliche Gemach ist nothwendig zum Ganzen; zurückgeführt an die Gränzen der bürgerlichen Baukunst, überraschen einen nun die folgenden Scenen desto mächtiger, man geht heraus und wendet sich nun westwärts durch krumme Wege zwischen Gartenbeeten, Gesträuchen und Gewächse hin und her, und nun kommt man an den bezaubernden Pappelwald; mit ihm erhebt sich das Thal südwestlich allmählich bis an die Stadtmauer; vorn im Wald, wenn man vom Felsenzimmer kommt, da sieht man links hin am südlichen Berg eine einsiedlerische melancholische Laube mit einem Grabhügel und der Inschrift:

„Stille

„Stille sei alles um mich her, wie vor ei-
„nem nahen Gewitter, denn ich will mich
„mit dem Tod unterhalten ! ! !

Wie's mir hier war! — das Hüttgen, das Grabmal in dem lichtdunkeln Wald — an der Nordseite des Berges — im Schatten, gegen über Wald — halbgesehn Diogenes Faß — das alle menschliche Befriedigungsmittel in sich schliesen konnte — weiter hin den nördlichen Felsenberg, auf welchem die Sonnenstrahlen zurückprallten — an meiner Seite Selma — eine hofnungsvolle schöne Zukunft — zu meinen Füsen ein Grabmal — Christinens Grabmal — dereinst auch Selma's — Weg schrecklicher Gedanke! Nein komm wieder wie ein nahes Gewitter, mit dem Tod will ich mich auch vertraulich machen — wie mit dem meinigen, denn beide Tode sind — mir — ein Tod.

Von hier schlendert man zu einer Hütte, zu welcher nordwärts ein Pfad führt, unter dieser Hütte liegt ein Faß, vorne mit einer Thür, man öfnet sie und findet ein stilles vertrauliches Kämmergen, mit Sprüchen beschrieben, die hieher passen. Da möcht ich mich nach frohen Scherzen, nach tausend mislungenen grosen Planen hinsezen — und schämen, und bedenken, daß es einmal einen — einen Thoren — nein einen Weisen gab, dem ein solches Haus gut und gros genug war.

Jezt nordwestlich ein enges steiles Pfädchen hinan. — Nun was ist denn? da vor mir steht ein tausendjähriger dicker eichener Knorre weit und breit in die Erde gewurzelt, denn er ist da gewachsen, oben ein paar spockrigte geschälte dürre Aeste, unten aber noch überall starke eichene Borke voller Borsten. Schon sein Stand und Verhältniß mit Diogenes Faß, der ganze wilde Fussteig zu ihm, und um ihn das Leere, giebt schon die gehörige Empfindung, es ist wahre Natur. Aber wie benuzte diesen Gegenstand der geschmackvolle Herr Schmerz? Warlich! als ein meisterhafter Schüler der wahren Natur! -- rathet Leser — oder sagt, was würdet ihr mit dem Baum gemacht haben? — jezt seht wie ihn Schmerz benuzte: Er selbst gieng vor mir und Selma her, und führte uns zu dem Baum; ein Schlüssel schloß eine Thür auf, Schmerz öfnete sie; ein heiliger Anachronte mit einem ehrwürdigen Bart, die Stirn auf die Hand gestüzt, vor sich ein Tischgen, auf demselben ein Todenkopf, auf welchem die Hand ruht, saß in dem Baum. Wie sich die Thür öfnete, so erhub der Einsiedler das Haupt, blickte uns an, und sagte — sagte nichts; aber der Genius dieses heiligen Plääzgens lispelte uns zu: Raum, Hülle und Fülle genug, für einen Mann, der ein Menschenalter zu früh in der Ewigkeit lebt. Stilling und Selma sollten ihre

Ta-

Tage mit Gutes thun erfüllen, und dann sterben. Weder das Faß noch der hole Baum sind Wohnungen des Christen, wo die mehresten Menschen sind, da wohnt, lebt und liebt er. Doch aber sind solche Pläzchen herrlich, dahin zuweilen zu wallfahrten. Der Schmerzische Garten ist ein lebendiger Tempel Gottes voller Erbauung.

Wenn man vom Faß und vom Einsiedler wieder herab ins Thal kommt, so geht man wieder südwestwärts einen schönen ebenen geraden Gang fort; hier ist der Pappelwald am schönsten, er ist dunkel, gleichförmig, und wölbt fast oben den Gang, welcher allmälig aufsteigt, und auf eine Ruhebank stößt, die überquer steht, und wo sich der Gang rechts und links lenkt; hinter der Rasenbank geht nun der herrliche Wald etwas steiler in die Höhe bis oben an die Mauer, einige Schritte hinter der Ruhebank mitten im Wald steht eine grose steinerne Urne, einem Anverwandten des Herrn Schmerz gewidmet, so wie man den Gang herauf kommt, so sieht man die Urne im Gebüsche dort erhaben stehen, sie thut gute Wirkung, ungefehr so wie in Hirschfelds Kupfer Sulzers Grabmal im wilden Wald; vorne ein Schilfsee in welchem sich der Vollmond spiegelt. Hier erlebte ich die frappanteste Scene, die ich je erlebt habe.

Herr Schmerz, ich, Selma, und noch andere

gute Freunde, wir verbrachten den Abend damit im Garten, daß wir, so lange wir sehen konnten, alle heilige Oerter bewallfahrteten; nun wars Nacht, der ganze Himmel war eine Gewitterwolke, aber ohne Sturm und Donner, doch blizte es beständig unter den Wolken her. Wir giengen alle ins Felsenzimmer, wo wir bei der Kerze einige Erfrischungen nahmen. Nach einer Weile, als es nun ganz stockfinster war, sagte Herr Schmerz zu uns: Kommen Sie, Freunde! jezt ists feierlich schön draussen, ich nahm Selma an eine, und eine andere Dame an die andere Hand, Schmerz gieng stille neben uns, wir wandelten fort. Vorne in den Gang — Gott! ein hellgrünes Licht durchschimmerte den Wald, und hundert Lämpgen erleuchteten die Urne! — Gott, welch ein Anblick, über uns glänzte der Himmel in sanften Blizen, und dies Schauspiel da! — Selma jauchzte und wankte — ich riß mich loß, Thränen rollten mir die Wangen ab — eine sanfte blasende Musik erhob sich hinter der Urne im hellgrünen Licht, es schwamm ein Adagio aus Zemire und Azor zu unsern Ohren herüber, ich rief:

„Schmerz erleuchtet mir Christinens
„Urne, der Himmel blizt Wohlgefallen
„auf mich und Selma herab, und der
„Wald tönt mit sanfter Freude." —

Ich

Ich und Selma, wir schwuren uns ewige Liebe, aber wir schwuren auch Gott und die Menschen zu lieben, in aller Fülle menschlicher Kräfte. Nun giengen wir nach Haus und zur Ruhe.

Jezt will ich nur noch vollends beschreiben, was mir in diesem herrlichen Ort merkwürdig war:

Ich hab oben gesagt, daß unterhalb der Urne ein Quergang vom südlichen zum nördlichen Berg führe, in welchem jener schöne Gang, der das Thal herauf kommt, gerad vor der Urne eintritt, hier lenkt man sich rechter Hand und steigt hinan an das südwestliche Ende des nördlichen Bergs; da kann man nun unter dreien wählen, entweder man dreht sich rechts herum und wandelt erst nordostlich, dann ostwärts über die ausgeebnete Höhe des nördlichen Berges hin; auf welcher ein mit lauter labyrintischen Wegen versehener englischer Garten angelegt ist, oder man tritt gerad vor sich ins Badhaus, oder in eine Zwergenwohnung, oder man geht linker Hand zwischen der Stadtmauer und dem Wald hin, wo man links in der Mitte, gerad oberhalb der Urne, eine Bank, oder eine Art von Orchester antrifft; geht man nun weiter fort, so stößt man ans Abendende des südlichen Berges, hier steigt man noch ein wenig hinan, und nun findet man drei Terrassen südwärts angelegt; die unterste enthält Obstbäume, und in der

Mitte

Mitte ein kleines Eremitenhaus, an der Thüre ist ein Eremit in Lebensgröse gemalt, über ihm stehet die Inschrift: **Was muß man o Sterblicher? — Sterblicher man muß leiden, sich im Stillen unterwerfen, anbeten und sterben.**

Gerad gegen diesen Eremiten und sein Haus schwingt sich die Schaukel, deren zween Pfosten auf der Scheidung zwischen der ersten und zweiten Terrasse stehn, so daß sie mit ihren Schwingen beide durchstreift, der Eremit scheint dem Schaukeln zuzusehn, zu lächeln und zu sagen: **Mensch! dein ganzes Leben ist eine Schaukel, du sinkst, du steigst — sinkst wieder — steigst wieder — bist immer in Gefahr zu fallen — schwindelst — dir wird übel — du steigst von der Schaukel — und die Rolle dieses Lebens ist gespielt, wohl dir! wenn du anstatt zu schaukeln, Saamen auf die Ewigkeit säest!**

Von hier geht man auf die zweite Terrasse. Diese enthält einen gewölbten belaubten Gang, an dem westlichen Ende desselben wird man durch das perspektivische Gemälde eines Schubkarrens und einer Tonne getäuscht, denn beide Stücke sind am Ende nichts anders als Sizze. In der Mitte des Gangs ist eine Bank oder Ruheplaz, der einem aber den Kopf wäscht, und das östliche Ende gewährt einem die herrliche Aussicht ins Nohe Thal.

Von

Von hier kommt man nun endlich auf die dritte Terrasse, welche die höchste Höhe des südlichen Bergs ist: sie enthält folgende Merkwürdigkeiten: zwo achteckigte abgestuzte Pyramiden, von Erde und Rasen aufgeführt, und mit Latten zusammengehalten, stehen westlich und östlich etwa 20 bis 30 Schritte von einander. Oben hat jede Pyramide eine achteckigte Pläne mit Geländern und Bänken umzogen, dahin führt eine Treppe, die von aussen hinauf führt, auf diesen Pyramiden sizt man im Säuseln der Luft, und übersieht ganz Creuznach, das **Nohe Thal** hinauf, die fürchterlichen Felsen des **Rheingrafensteins**, die Salinen, dies alles südwärts, ostwärts hat man die herrlichen Gefilde der Stadt Creuznach, die **Nohe** mit Wiesen und Gebüschen; nordwärts schaut man das Nohthal hinab, und in der Ferne jenseit dem Rhein und **Bingen** die Gebirge des **Rheingaus**. Westwärts hat man die Hügel, welche den Anfang des nahen **Hunsrücks** ausmachen.

Die Ebene um die Pyramiden herum besteht aus niedrigen schönen Hecken, welche Irrgänge bilden. An der Ostseite der östlichen Pyramide ist eine Ruhebank, auf welcher man die Landstrase, dann die **Nohe**, weiter hin die herrlichen Gefilde im Auge hat. Hier ruhten wir in der Abenddämmerung eine Weile, uns war wohl, der Ostwind fächelte

um

um uns her und der ganze Himmel war eine Wolke.

Ich weiß nicht, wie sonderbar mir hier zu Muth war? — Der Osten hat für die Menschheit so etwas feierlich groses, er ist das hohe Bild ewiger Erwartungen. Hier muß die Morgenröthe die beste Wirkung auf den Kenner und Empfinder der geistigen Schönheiten der Natur thun. Wir hatten von vornan den Garten durchwandert. Ein wahres Bild des Gangs des menschlichen Geistes! — Wir traten durchs Thor hinein, wanderten durchs Thal hin, lauter schöne Gegenstände umgaben uns. — Das Felsenzimmer, alles zusammen eine wahre Copie der ersten Hälfte des menschlichen Lebens, — nun der Pappelwald! — der gerade Gang durchhin! Ruhebänke — feierliche Erinnerungen an Eitelkeit und Vergänglichkeit, kein buntes Gewirr mehr, einfache hohe feierliche Natur, — das männliche Alter. Nun aufwärts entweder zum englischen Garten, ein Magazin voller nüzlicher Gewächse, so auch das Alter, ein Magazin nüzlicher Kenntnisse; oder links um auf den südlichen Berg, drei Terrassen, weite Aussichten, Ueberschauung des Ganzen, Blicke vom Hohen ins Weite, dann endlich hingesessen; man ist am Ende, und schaut nun in den Osten hin, und erwartet das Erwachen des ewigen Tages.

Von

Von hier läuft man herab zum Thor, denn man ist nun im Kreis herum, und fertig.

Bald hätte ich den vertraulichen zahmen Storch vergessen, der auf den höchsten Terrassen zwischen den Irrgängen herumschwankt; doch ich habe nur das, was auf mich den mehresten Eindruck machte, aufgezeichnet; noch vieles habe ich vergessen, und vielleicht auch nicht bemerkt. Ein vortreflicher Gedanke des Herrn Schmerz, der durchaus ausgeführt werden muß, ist der Gedächtnißtempel berühmter Pfälzischer Gelehrten, dieser soll eine Rotunde mit einer Kuppel sein, und auf der nördlichen Höhe mitten im englischen Garten stehn, ich war auf dem Plaz, man übersieht da das ganze Thal und hat gerad den schönen Gang im Pappelwald mit der Urne im Gesicht. Der südliche Berg mit den zwoen Pyramiden steht einem da gerad gegenüber.

Noch ein Gedanke, den mir Herr Schmerz sagte, war: er wollte auf dem südlichen Berg einen Thurn auf antike Art aufführen, auf dessen Höhe man noch eine schönere Aussicht haben würde; ich habe nichts dagegen, allein ich muß ihn bitten, daß er denn doch die zwo Pyramiden läst, sie gefielen mir gar wohl Doch wer weiß, ob nicht der schöpferische Geist dieses grosen Gartenkünstlers

noch

noch was schöners erfindet, ich kan ihm nichts vorschlagen, sondern nur nachempfinden.

Wer indessen noch eine etwas umständlichere Beschreibung dieses Gartens mit allen Sinnsprüchen verlangt, der lese den ersten Aufsaz des eilften oder Windmonats-Heft der Rheinischen Beiträge 1781.

Bei meinem zweiten Besuch zu **Creuznach**, wo ich mich mit meiner Gattin trauen ließ, stellte Herr **Schmerz** eine Lustfarth nach dem Hochgräflich **Ostreinischen** Park zu **Niederwald** an. Die Zeit war zu kurz, um alles merkwürdige dort zu besehen, ich will also nur das, was ich sah und empfand, beschreiben:

Den Tag nach Mariä Himmelfarth, fuhren wir, Herr Inspektor **Wund**, Herr **Schmerz** und ich, in einem, und das Frauenzimmer in einem andern Wagen, das herrliche **Nohethal** hinab nach **Bingen**, dies sind vier Stund, wir kamen daselbst um 8 Uhr des Morgens an. **Bingen** liegt bekanntlich unmittelbar am südlichen Ufer des Rheins, in dem östlichen Winkel, den die **Nohe** in ihrem Einfluß in den Rhein macht; gegen über ist ein sehr steiler und sehr hoher Berg, an dessen Seite der herrliche **Rüdesheimer Wein** wächst, stell ich mich also vor **Bingen**, ans Rheinufer, so hab ich hinter mir Süden, die Stadt und das **Nohethal**; vor mir den Rhein und gegen über den hohen Berg, oben

mit

mit einer langen Anhöhe von Osten nach Westen. Gegen Morgen hat man das vortrefliche Rheingau, das mit Rüdesheim, welches Bingen schief gegenüber aufwärts liegt, anfängt; gegen Westen liegt, links dem Rhein, ein sehr hoher steiler Berg, zwischen welchem und dem nördlichen Berg der Rhein sich hindurch zwängt, und sich nordwestlich herum lenkt. In dieser Biegung des Stroms, zwischen den zween Bergen, steht etwas aufwärts mitten im Rhein der berühmte Mäusethurn, und etwas abwärts, mehr nördlich, befindet sich das bekannte Bingerloch.

Der Berg, welcher also Bingen nordwärts gegen über liegt, und an dessen Fus sich das Bingerloch befindet, ist es, auf dessen Höhe sich der vortrefliche Osteinische Park befindet, und wohin also unsere Lustfahrt gerichtet war.

Herr Schmerz, der alles veranstaltete, ließ uns also auf einer Nähe übersezen, darauf fuhren wir durch Rüdesheim ein Stündchen weiter ins Rheingau hinauf, zu einem Dorf, welches Geisenheim heist, und wo der Herr Graf von Ostein einen vortreflichen schönen Pallast gebauet hat, welchen wir überall besahen, und uns an dem ungemein niedlichen und feinen Geschmack, mit welchem sowohl das Schloß, als der Garten hinter demselben angelegt ist, ergözten. Pracht und Verschwendung fin-

 det

det man nirgends, aber doch noch weniger übelangebrachte Sparsamkeit, jedes Zimmer, jeder Saal ist reizend schön, ohne daß einem weder der Gedanke einfallen kan, dies da hätte können gespart werden, oder dort hätte doch noch etwas sollen gemacht werden. Denkt euch Leser dies Feen — nein nicht Feen — wie soll ich sagen? philosophische Feenschloß im paradiesischen Rheingau!

Nach einem zweistündigen Aufenthalte, fuhren wir nun nordwestwärts das Gebirge hinan, um endlich westwärts auf den, **Bingen** gegenüber liegenden, hohen Berg, und auf dessen Höhe liegenden Park **Niederwald** zu kommen, wozu eine Fahrt von einer starken Stunde lang erfordet wurde. Der Weg führte uns über eine Höhe hin, dann in ein sehr einsames aber entzückend schönes Thälgen, mit einem eben so schönen Kloster **Noth Gottes** genannt. Von hier kletterten wir den Berg hinauf, und kamen nun auf die Höhe. Hier in dieser einsamen Gegend, wo gewiß nie eine Landstrase durchgehen wird, fanden wir eine Chausee eine halbe Stunde lang mit unglaublicher Mühe abtragen, erhöhen, und dergleichen Arbeiten durch den Wald hin, angelegt. Hier eine Chausee? — dachte ich, und hätte bald den erlauchten Besizer einer sehr unnöthigen Verschwendung beschuldiget, allein Schmerz erzählte sehr rührend die Geschichte dieses Hoch-

wegs:

wegs: welche kürzlich darin besteht, daß der Herr Graf von Ostein, um in den Jahren der Theurung den armen Leuten reichlich Brod zu geben, ohne es ihnen gerad zu schenken, oder eine Heerde Müßiggänger und Bettler zu erzeugen, ihnen damals auf diese Weise Arbeit gab, und viele Familien ernährte.

Dieser Hochweg führt durch den Wald hin, zu zweien sehr niedlichen Häusgen, welche mitten im Wald auf einem grosen freien Plaze stehen, den in einiger Entfernung lauter Hochgewäld umgiebt.

Die Höhe auf diesem Berge ist sehr weitläuftig, und besteht aus einem ganz flachen kaum merkbaren Thal, welches sich gegen Westen zu erniedrigt; dieses Thal ist ein einziger Wald von viel hundertjährigen Eichen und Buchen, welche dicht und dunkel unter einander stehen, und dieser Wald macht eigentlich den Park aus; mitten im Thale stehen die Häuser, wo wir eine ländliche angenehme Mahlzeit bereitet fanden. Nachdem wir zusammen gespeiset hatten, so führte uns Herr Schmerz in den Wald hinein, ein einsamer Holzweg leitete uns südwärts; nach einer guten Viertelstunde Gehens grif mich Herr Schmerz am Arm, und sagte mir: schliesen Sie ihre Augen! nach einer kleinen Weile sprach er: nun öfnen Sie die Augen! — Gott, welch ein Anblick! — Wir standen auf einer Altane an der südwestlichen Ecke des Berges, es ist ein

geebneter Fels, mit einem Geländer und Ruhebank umgeben, hinten hat man eine Felsenhöle mit Bänken und einen Tisch, vorwärts aber eine ganz unvergleichliche Aussicht: gegen Morgen übersieht man das ganze prächtige **Rheingau** mit allen Städten und Dörfern, durch dessen Mitte der majestätische Rhein breit daher wallt; weiter hin sieht man über **Maynz** und **Frankfurt** weg, blau, kaum kennbar, den **Spessart** in **Franken**, mehr südlich die Gebirge des **Odenwalds**, noch mehr mittagwärts eben diese Gebirge die Bergstrase hinauf über das schöne Oberamt Alzey hin, das man ganz übersieht. Ganz Mittagwärts hat man zehn Stunden weit den ganzen **Donnersberg** im Auge, an dessen westlichen Spize hin sieht man die Gebirge im Oberamt **Lautern** gegen **Landstul** zu. Südwestlich und westwärts begränzen die Berge des Hundsrücks die Aussicht. Vor sich unter den Füßen steil hinab hat man den Rhein, südöstlich **Rüdesheim**, südlich **Bingen**, nun sieht man das ganze **Nohthal** hinauf die Creuznacher Gefilde, den **Rheingrafenstein** u. s. w. Südwestlich hat man den Mäusethurn, und das Bingerloch unter den Füsen, und westlich sieht man den Rhein sich zwischen grausenden Gebirgen hinab zwängen, auf **Bacherach** und **Caub** zu. Dieser Anblick ist erstaunlich gros und erhaben; und übertrift alles, was

ich

ich noch gesehen habe; nicht als ob man noch keine weitere und bessere Aussichten hätte; auf dem Odilienberg, fünf Stunden jenseit Strasburg, hat man eine viel weitere und vielmehr umfassende Aussicht, ja man hat Berge, wo sie noch gröser ist; allein auf solchen Höhen sieht man gleichsam die Länder um sich her, wie auf einer Landcharte, man unterscheidet wenig; aber hier ist noch so viel Ueberraschendes beisammen gedrängt, man zählt die Fenster in Bingen, unterscheidet die Wellen des Rheins, zählt die Bäume das Rheingau hinauf, dazu kommt noch das Romantische, welches über alles her verbreitet ist, es paßt alles so zusammen, als wenn es aus dem Reichthume der grosen Natur ausgesucht wäre, um gerad da der Altane zu dienen.

Man sizt da in den ländlichen Häusern in der grösten Stille und Einsamkeit, man schaut zu den Fenstern hinaus, und sieht den grünen Rasen, und dann ins Dunkel des Waldes, überall ewige tiefe Ruhe, und Vögelgezwitscher, der ganze Himmel ruht auf lauter Eichen. Man spaziert den einsamen Weg durch den Wald hin, überall rauschendes Laub, hin und wieder Rasensize, man weis nicht ob sie die Natur oder Menschen gemacht haben; auf einmal erhebt sich der Boden etwas, man steigt hinauf, und sieht vor sich eine Oefnung des

Waldes, aber weiter noch nichts, drei Schritte — man ist auf der Altane — und nun sieht man so viel auf einmal, daß man nicht weiß, was man sagen soll? — Stilles Getümmel der Natur, durch das Sausen des Bingerlochs belebt, das ist so ein schwacher Ausdruck, ich finde jezt keinen bessern.

Von hier giengen wir durch den Wald ostwärts, Rasensize, Lustgänge, Kohlmeiler, die inwendig ein Kämmergen hatten, eine ungemein artige Einsiedelei, ein Lusthaus mit dreien sonderbaren Aussichten, und noch andere Sachen mehr, besahen wir, aber nur gleichsam im Strich, denn der Wald hat vier Stunden im Umfang, und wir hatten nur einen Nachmittag vor uns.

Ist der Schmerzische Garten eine wahre griechische Schönheit im einfältigen Schmuck der Natur, ein Mädgen voller hohen Grazie und angebohrner und ungekünstelter Anmuth, so ist der Osteinische Park zu Niederwald ein hoher philosophischer Greis, voller Majestät, über alles kleine erhaben.

Dieser Idee ist alles angepaßt, der natürliche Wald scheint sich da droben auf der Höhe selber genug zu seyn, sein Gedränge von tausendjährigen Eichen, sein feierliches Dunkel, seine Stille, sein rauschendes dürres Laub, seine bemoosten Stöcke, alles das würkt auf das Herz, und stimmt die Seele Jahrtausende zurück ins patriarchalische Zeitalter.

Dieser

Dieser Grundbegrif, oder Vorstellung duldet daher auch hier nichts gekünsteltes; ich möchte hier nicht einmal einen antiken Tempel haben, aller Marmor muß hier wegbleiben; kein modernes Stück darf in dem ganzen Park seyn, allenfalls ein altes gothisches halbverfallenes Gemäuer, wo kein Fenster regelmäsig ist.

Der erlauchte Besizer hat alles das aufs genaueste eingesehen, und empfunden, selbst die zwei Häuser sind ländlich edel und einfach, nur muß ich gestehen, wahre Baurenhäuser, oder ein Schloß im Gothischen Geschmack würde noch bessere Würkung thun. Uebrigens findet man im ganzen Walde nichts künstliches, alles scheint entweder von der Natur selbst, oder doch vor hundert Jahren, irgend von einem Kohlenbrenner oder Einsiedler, oder sonst einem ehrlichen Biedermann gemacht worden zu seyn, und gerad so, und nicht anders erfordert es der Genius des Orts. Indessen trift man auch hie und da, wo es sich schickt, und es der Gegenstand erheischt, Anlagen von höherm Werthe. Kurz die ganze grose Idee des Osteinischen Parks ist erhabene eisgraue Einfalt, wo der Wanderer nichts anders, als ernste hohe Gedanken haben, und wahrhaft feiern kan.

Auch hier muß ich viel Merkwürdiges vorbeigehen, weil ich nicht alles gesehen habe. Auch

wird der Herr Graf noch immer den Park mehr und mehr vervollkommnen, und so kan nach und nach eines der edelsten und erhabensten Gartenwerke Deutschlands daraus werden; aber nur für den schon ziemlich hochrectifizirten empfindsamen Geist, tausende sehen nichts da, und ennuiren sich.

IV. Warum ist das Gute in der Erziehung noch so wenig allgemein worden?

beantwortet

von

Johann Adam Mayer,
Diakon bei der evangelischen Gemeinde zu Speier.

Es ist schon von mehrern bemerkt worden und die Erfahrung bestätiget es auch, daß die Erziehungswissenschaft mit unter diejenige gehört, welche die Lieblinge unsrer Zeiten geworden sind. Wir sehen seit ungefähr funfzehn bis zwanzig Jahren grösern Eifer für ihre Bearbeitung und Anwendung, als vorher vielleicht in verschiedenen Jahrhunderten. Man überläßt nicht mehr weder die Bildung des Herzens dem blosen Zufalle oder der strengen Miene verdrüßlicher Pedanten, noch die Kultur des Verstandes den magern Wörterbüchern und gehirnlosen Sammlungen barbarischer Namen, und man

sucht

sucht den Leib aus den tödenden Klauen des Aberglaubens und aus der Tirannei der Vorurtheile und Gewohnheiten zu reißen, um ihn seiner treuen und sorgenden Mutter, der schmeichelnden Natur, und ihren Priestern wieder zu geben. Die Aerzte verstopfen eine ergiebige Quelle ihrer Reichthümer und eifern für die Erhaltung und Befestigung der Gesundheit unserer Jugend; die Weltweisen verlassen die schöpferischen Werkstätte der Monaden, um erschaffene Geister ausbilden zu helfen, und die Wizlinge lernen, nie versuchte Kräfte zur Beförderung der Glückseligkeit wachsender Staaten anwenden. Akademien theilen Preise aus, dem Frühlinge der Nazionen fruchtbare Blüthen zu gewinnen, und Fürsten wenden zum Theile wetteifernde Summen auf eine hofnungsvolle Erziehung ihres jugendlichen Volkes. Wahrhaftig ein wichtigeres Geschäft hätte unserm Zeitalter nicht vorbehalten, und ein schönerer Geschmack unsern Jahren nicht gegeben werden können. Beinahe in ganz Deutschland, ja man darf fast hinzusezen, beinahe in ganz Europa ist das Erziehungswesen ein allgemeiner Gegenstand ernsthafter Betrachtungen geworden. Eine jede Stadt, so klein sie auch ist, will jezt ihren philosophischen Eifer für die Aufnahme des guten Geschmacks und der gefälligen Sitten, nicht blos etwa nur durch schriftliche Proben und papierne Denk-

måler; sondern durch die Ausübung in der That und Wahrheit verewigen. Aber die Art, wie man dabei zu Werke geht, ist öfters sehr besonders und manche Anschläge bleiben zuweilen blose Träume und fromme Wünsche. Zwar würde der gegen die redlichen Bemühungen des Publikums eben sowohl, als gegen die Vorsehung, welche bisher das Geschäft der Erziehung so reichlich gesegnet hat, undankbar seyn, welcher behaupten wollte, alles das, was gegenwärtig in diesem Fache der Wissenschaften geleistet worden ist, hätte einen minder glücklichen Erfolg gehabt. Ich erkenne die fürtreflichen Anschläge, welche grose und verdienstvolle Männer hierüber gemacht; ich lobe ihren Muth und Eifer, mit den sie sich an die Ausübung dieser ihrer Vorschläge gewagt haben; ich gestehe auch zu, daß in der That durch öffentliche Erziehungsanstalten sowohl, als durch Privatinstitute recht sehr viel Gutes gestiftet worden ist; aber nur Eines kann ich mir hiebei nicht beantworten: woher es nämlich komme, daß dieses Gute noch so wenig allgemein geworden sei? An Rathgebern fehlt es im mindesten nicht, an einzelnen Planen und Entwürfen eben so wenig, und dem ungeachtet geht das Geschäft der Erziehung mit so langsamen Schritten fort, daß wohl noch manche Jahre darüber verfliesen können, bis ein allgemeiner Nuzen für die

Welt

Welt daraus zu erwarten seyn dürfte. Woher kommt dieses? was kann man für Ursachen angeben, daß bei allen den Erziehungsschriften, welche heut zu Tag das Licht dieser Welt erblicken und bei den so mühsam ausgedachten Veranstaltungen, doch noch so wenig Gutes bei der Erziehung im Ganzen geleistet worden ist? Eine Frage, die, wie mich deucht, gar wohl der Ueberlegung jedes Patrioten werth seyn möchte. So viel ich mich erinnere, ist dieselbe eben von noch nicht vielen beantwortet worden, und ich werde daher auch wenig Trost aus den Schriften anderer zu holen im Stande seyn. Aehnliche Fragen sind zwar über einzelne Theile der grosen Erziehungswissenschaft abgehandelt worden. So entsinne ich mich z. E. in der allgemeinen Bibliothek für das Schul- und Erziehungswesen eine Abhandlung über den Saz gelesen zu haben: **woher es doch komme, daß bei den vielen Wünschen für die Verbesserung der Schulen, doch noch so wenig in ihnen verbessert worden sei?** und in einem andern Stücke dieser nämlichen für die Erziehung gewiß fürtreflichen periodischen Schrift finde ich die Frage abgehandelt: **wie kommts, daß es mit den Philanthropinen so gar nicht fort will?** und andere Materien dieses Inhalts mehr; aber eine Abhandlung von der Art, die das ganze Erziehungswesen angienge, habe ich bis jezt noch

nicht

nicht gelesen. Ich sage dieses, nicht etwa in der Absicht, als wenn ich mir dadurch den von meiner Seite gewiß unerwarteten Beifall erbetteln wollte, etwas Neues und der Aufmerksamkeit des Publikums Genugthuendes geleistet zu haben. Nichts würde mir einen grösern Stolz und eine eingebildeterische Eigenliebe verrathen, als eben so eine Erwartung. Ich weis es, wie viele Belesenheit, welch ein scharfes Auge und was für ein stark beobachtender Geist zur richtigen Beantwortung dieser Frage erfordert wird. Und ich kann auf nichts wenigers in der Welt, als auf eben diese Erfordernisse des Geistes Anspruch machen. Vielmehr führe ich dies blos in der Absicht an, um den beobachtenden Verstand des Lesers zu zubereiten, nichts als Fragmente und einzelne abgerissene Gedanken zu erwarten, und um jeden, der dies ließt, zum Nachdenken über diese wichtige Materie zu ermuntern. Vielleicht ist dies der Weg, auf welchem die Hindernisse gehoben und für die Erziehung im Ganzen mehr Nuzen und ausgebreitetere Vortheile können erhalten werden.

Eine der ersten und vorzüglichsten Ursache bei der Beantwortung der Frage: warum bei alle den Erziehungsschriften und Anstalten doch noch so gar wenig Gutes im Ganzen geschafft worden ist, scheint mir diese zu seyn: weil der Erziehungsschriften

selbst

selbst zu viele sind; zwar wird jeder billig Denkende zugeben, daß es gut und vortheilhaft sei, wenn über ein und eben dieselbe Sache Untersuchungen von mehr als einem Manne angestellt werden. Man erhält dadurch den Nuzen, daß derjenige Theil des Publikums, der für sich auf Verbesserungen in der Erziehung nicht bedacht gewesen und doch gleichwohl einen wichtigen Einfluß auf dieselbe haben kann, auf Dinge aufmerksam gemacht wird, die allerdings nicht ohne Erheblichkeit können gedacht werden. Man lernt die verschiedenen Gedenkungsarten der Gemüther und ihre mehr oder mindere Uebereinstimmung über einen und eben denselben Punkt kennen. Man kann also Vergleichungen anstellen, welcher Plan wohl der vorzüglichste sei; welcher Vorschlag am wenigsten Schwierigkeit bei der Ausübung habe und durch welche Veranstaltung dem Wohle des ganzen Staates und den einzelnen Gliedern desselben am meisten geholfen würde. Ausserdem wird man auch von der Menge der Erziehungsschriften noch den Vortheil erhalten können, daß man auch uns solche Schriften, die, im Ganzen betrachtet, eben nicht allemal die brauchbarsten und besten sind, doch dasjenige herauswählen kann, was vorzüglich gut und anwendbar ist. Und so wird es geschehen, daß man aus einem unvollkom-

menen

menen und an sich sehr fehlerhaften Gebäude etwas vollkommeneres und Ganzes herausbringen wird.

Inzwischen schmeichle ich mir gar nicht, daß mit diesen und ähnlichen Entschuldigungen, welche ich für die Menge der vielen Erziehungsschriften unseres jezigen Jahrhunderts angeführt habe, diejenigen zufrieden seyn werden, welche schon oft, theils im Stillen, theils öffentlich den Wunsch geäußert haben, daß man einmal aufhören sollte für das Erziehungswesen zu schreiben, und daß man lieber auf die Ausübung dessen dringen möchte, was bisher von so vielen vorgeschlagen und gewünscht worden wäre. Es ist freilich an dem, daß man bisher theoretische und praktische Anweisungen erhalten hat, worin sattsam Vorschläge zur Erziehung im Ganzen genommen, gemacht worden sind. Man hat Schriften, worin für die Lehrer in öffentlichen Schulen und Gymnasien nach allen seinen Verhältnissen gesorgt worden ist. Man hat ihm gezeigt, wie er sich bei der Bildung der Sitten sowohl als des Herzens und des Verstandes zu verhalten habe; wie er sich bei seinen Zöglingen in Ansehen sezen und sich doch auf der einen Seite nicht zu sehr als Herr seiner Untergebenen zeigen, und auf der andern nichts von derjenigen Würde vergeben soll, die ihm als Lehrer und Aufseher der Schulen zukommt. Andere haben in ihren Schrif-

ten

ten ihr Augenmerk auf eine niedere Klasse von Menschen gerichtet. Sie haben ihre Bemerkungen blos auf die Erziehung solcher Kinder eingeschränkt, welche dem eigentlich sogenannten bürgerlichen Stande durch Künste und Handwerker nüzlich seyn sollen. Und ich darf hier nur einen Resewiz als den Gewährsmann aller andern anführen. Auch das weibliche Geschlecht ist nicht ganz übergangen worden. Man hat es versucht, auch für sie Bücher, Romanen, Briefe und Magazine, davon eines der vorzüglichsten der Frau von la Roche, das mit dem künftigen Jahre seinen Anfang nehmen soll, werden wird, zu schreiben, aus welchen sie ihren Verstand anbauen, ihren Empfindungen eine gewisse Richtung und Festigkeit geben können, zwar nicht in der Absicht, wie der fürtrefliche Rezensent der philosophischen Briefe an meine Schwester in den Seilerischen gemeinnüzigen Betrachtungen ganz richtig bemerkt hat, um aus ihnen Gelehrte in dem häßlichen unerträglichen Verstande steifer Pedantinnen, die über ihre eigne Sphäre hinausgehen und Artigkeit und Empfindungen in den Schulstaub vergraben, zu machen; sondern um ihnen so viele Kenntnisse zu erwerben, als das Mädchen haben muß, wenn es die Rolle, die es in der Welt hat, gut spielen soll. Was Herr von Rochau in seinem Versuch eines Schulbuchs für

Kinder

Kinder der Landleute geleistet hat, ist bekannt. Und wer wissen will, was seit dem Jahre 1767 für grose und kleine Schriften, das Erziehungswesen betreffend, herausgekommen sind, wird sie so ziemlich beisammen in dem **Magazin für Schulen und die Erziehung überhaupt**, das nachmals unter dem oben von mir angeführten Buche: **Bibliothek für das Schul- und Erziehungswesen in Deutschland** fortgesezt worden ist, antreffen. Und wie leicht würde es nicht seyn, doch noch gleichwohl aus andern Journalen manches nüzliche und brauchbare Buch hinzuzusezen. Allein, wie schon gesagt, eben diese Menge von Schriften scheint dem glücklichen Fortgange der Erziehung im Wege zu stehen; denn der Eine wählt sich diese, der Andere eine andere heraus und will hernach bei der Erziehung der Jugend arbeiten. Da geschieht es denn, daß bald so, bald anders, bald hin bald her verfahren und oft einander selbst entgegen gearbeitet wird, wie die Erfahrung als eine treue Zeugin hier gar füglich angeführt werden darf. Sollte einmal über die in der Erziehung noch strittigen Punkte eine Vereinigung getroffen werden: so müßte man ein Buch verfertigen, in welchem von erfahrnen und in das Erziehungsgeschäfte einsichtsvollen Männern die unabsehliche Menge von einzelnen Regeln, Maximen, Beobachtungen, Grundsäzen, Vorschlägen

und

und Verbesserungen, die seit dem so allgemeinen Hange unserer Nazion zur Bemühung dieser Art erschienen und vorgetragen sind, unter einen Gesichtspunkt gebracht, alle brauchbare und geprüfte Vorschriften gesammelt, mit den nöthigen Einschränkungen begleitet, mit besondern Anmerkungen und Urtheilen unterstüzt, das Entbehrliche von dem Wesentlichen und Ausführbaren unterschieden, und in welchem mit einem Worte alles gesagt, ein förmliches Sistem für die Erzieher zusammengetragen und ihm der Weg gezeigt worden wäre, wie man einmüthiglich in der Erziehung Gutes stiften könnte. Ein Werk von diesem Zwecke sollte zwar Basedows Methodenbuch seyn; aber es entsprach doch bei dem vielen Guten, nach dem Urtheile der Kenner, dieser Absicht nicht ganz und schien fast mehr auf die Basedowsche als auf eine allgemeine Erziehungsmethode gemünzt und angelegt zu seyn. Bis jezt ist also der Wunsch in diesem Stücke noch unerfüllt geblieben. Vor ein paar Jahren versprach uns der Herr Prof. Trapp einen Versuch einer Pädagogik, und sowohl die Ankündigung als die Veranlassung dieser Arbeit berechtigten uns, im genausten Verstande ein Lehrbuch der Erziehungskunst zu erwarten, einen Inbegrif der Verhaltungsregeln für den künftigen Erzieher, eine Grundlage zu dem ihm zu ertheilenden mündlichen Unterricht. Nun

ist zwar mein Urtheil über dieses Buch viel zu unbedeutend, als daß dasselbe etwas gelten könnte; aber nachdem ich es doch sorgfältig durchgelesen und alles genau geprüft habe, unterzeichne ich die Bemerkungen mancher gewissenhaften Rezensenten, die da behaupteten, daß die Ausführung dieses Buches, des vielen Guten, Gedachten und Lehrreichen ungeachtet, das man darin antrifft, doch diesem Endzwecke nicht ganz gemäß ist. Man wünscht nicht nur strengere systematische Ordnung, verhältnißmäßigere Eintheilung und größere Vollständigkeit; sondern auch die Abwesenheit aller Raisonnements, aller entscheidender Aeußerungen über Lehr- oder Erziehungsmethoden, aller Digressionen und Deklamationen. Denn alles das gehört allenfalls nur für den mündlichen Kommentator, nicht in das Lehrbuch selbst, dessen Aphorismen nicht gedrungen und summarisch genug seyn können, die oft nichts weiter als Winke und Anlässe zu fernern Betrachtungen und Erörterungen sind. Daß die Verfertigung so eines Buches nicht das Werk eines einzigen Mannes sei, wird mir jedweder zugestehen müssen. So viel ist gewiß, daß, so lange noch widersprechende Regeln selbst sind, so lange kann auch wenig oder gar nichts Gutes für die Erziehung im Allgemeinen erwartet werden; denn dies ist eben ein neues Hinderniß, das dem Nuzen im Gan-

zen

zen entgegen steht; es wird nämlich die Sache gar zu oft übertrieben, die meisten Grundsäze sind falsch angelegt, und die mehrsten Anstalten müssen, um der damit verbundenen Forderungen und Bedingnisse willen, blose Chimären bleiben.

Ich behaupte also zuvörderst, daß in manchen Erziehungsschriften die Sache übertrieben wird und die meisten Grundsäze falsch angelegt sind. Was in dieser Rücksicht über die fürtreflichen Schriften eines Resewiz, Rouchau u. a. m. gesagt worden ist, ist bekannt. Es sei mir daher erlaubt, mich auf ein etwas unbekannteres Buch einzuschränken und aus demselben einige Stücke auszuheben, wo mir die Verfasser in der That etwas zu weit bei Bestimmung ihrer Grundsäze gegangen sind. Das Buch, von welchem ich rede, führt die Aufschrift: **Einiger vom Dessauischen Philanthropin abgegangenen Lehrer Gedanken über die wichtigsten Grundsäze der Erziehung und der darauf gegründeten Einrichtung einer Erziehungsanstalt.** In dem zweiten Abschnitte dieses Buches, der Skizen zu Grundsäzen für die Verbesserung des Erziehungswesens enthält, finde ich denn unter andern guten Grundsäzen auch folgende falsche: „Man muß sich erstlich bestreben, jeden Zögling seinem jedesmaligen Alter und den Umständen vollkommen

angemessenes Menschenrecht ohne alle Einschränkung geniesen zu lassen; d. h. ihn mit ungekränkter Selbstständigkeit und moralischer Freiheit jedesmal dem stärksten Reize folgen lassen und die mächtigen Bedürfnisse seines Triebes durch unwiderstehliche Eindrücke erregt, befriedigen." Ich darf mich wohl auf die eigentliche Widerlegung dieses Grundsazes nicht einlassen, aber so viel scheint mir doch der Bemerkung werth zu seyn, daß, wenn man den Zöglingen alles erlauben sollte, was ihnen ihre Neigung eingiebt, dies sehr schädliche Folgen für ihre ganze nachmalige Bestimmung und für ihr ganzes Leben haben könnte. Wie eigensinnig, mißmuthig und schlimm würden sie nicht manchmal erzogen werden? Freilich wer noch mit unsern Verfassern behaupten kann, daß an der Neigung eines Kindes nichts Böses sei, der wird meine Bemerkung sehr überflüßig finden; allein die Erfahrung zeigt doch nur gar zu deutlich von dem Gegentheile. Daß das Kind nie etwas Böses wolle, ist wahr, wenn Böses so viel heißt, als etwas Schädliches und Unangenehmes; es will allerdings mit Wissen und Willen keinen körperlichen Scherz, kein physisches Weh oder Uebel, keine Eindrücke, Gefühle oder Empfindungen, die seine innere Erhaltungsökonomie in ihren nothwendigen Verrichtungen hindern, stören, erschweren oder gar ins Stecken da-

hin

hin reißen; es will keine unangenehme Empfindung weder für den gegenwärtigen noch zukünftigen Zustand seines Schicksals; aber wenn Böses so viel heißt, als eine natürliche Anlage zu einem übertriebenen Hang nach Sinnlichkeit, dann möchte wohl der obige Grundsaz etwas anders zu bestimmen seyn. — Ein anderer Grundsaz der Herren Verfasser ist dieser: „Die Kinder muß man niemals zu etwas gewöhnen, am wenigsten aber zu einer Tugend; denn — sezen sie hinzu — die Erfahrung lehrt, daß die Gewohnheit jeder Handlung Werth für unsere Empfindung vermindert und dieselbe wohl gar stumpf macht:“ Das ist nun zwar wohl wahr, wenn das Gute, das die Kinder thun, blose Gewohnheit ist und bleibt; aber wie, wenn nach und nach eben die Gewohnheit zur Fertigkeit, recht, edel, schön und billig zu handeln, werden sollte? Gesezt die Gewohnheit verminderte auch jeder Handlung Werth für unsere Empfindung: so bleiben doch die Eindrücke, welche in der zarten Jugend für das Gute und Liebenswürdige gemacht worden, so tief in der Seele des Kindes, daß es dadurch bei immer mehrerer Entwickelung seiner Ideen und genauer Hinstimmung derselben auf die Tugend zu vielen guten Handlungen kann ermuntert werden. — Ein anderer falscher Grundsaz; „Aller Unterricht, in Religion, Sprach- und Sachkenntniß,

Künsten und Wissenschaften muß Kindern gelegenheitlich und nicht zu gewissen festgesezten Stunden auf eine steife Art gegeben werden.“ Ich gestehe es zu, daß die alte Art, Kinder halbe Tage lang in die Schule hineinzusperren, sehr viel unbequemes mit sich führe; ob aber aller Unterricht bis ins achte Jahr ohne den mindesten Schein von Veranstaltung blos bei Spaziergängen, Spielen, Leibesübungen, ökonomischen Arbeiten u. s. f. getrieben werden soll, weis ich nicht, ob es rathsam sei; indem die Kinder dadurch gar zu sehr ans Tändelnde gewöhnt und glaubend gemacht werden, es müßte in Zukunft immer nur so spielenhaft zugehen. Mit diesem Grundsaze verbinden sie sogleich einen andern. „Man lasse, sagen sie, die Kinder selbst wählen, was sie werden wollen, und gesezt, daß sie auch alle Monate davon laufen und etwas anders werden wollten, bis sie das finden, was ihren Vergnügen angemessen ist.“ Fast hätte ich Lust diesen ganzen Grundsaz für überflüßig zu erklären; denn selten wird ein Kopf so wankelmüthig seyn, daß er höchstens über drei bis viermal seine Lebensart vertauschen wird, und wenn er das thäte: so wäre es allerdings Zeit, seinem Wankelmuth anfänglich mit triftigen Vorstellungen und dann, wo diese nichts fruchten, mit Gewalt Einhalt zu thun; denn wenn sie im entgegengesezten Falle gebilliget würde, möchte

dieses Einfluß in das ganze nachfolgende Leben des heranwachsenden Weltbürgers haben. Sehr bedenklich kommt mir folgendes vor, wie die Herren Verfasser ohne alle Einschränkung sagen: vor dem zehnten Jahre erfahren unsere Zöglinge nichts von und aus der heil. Schrift; vor ebendemselben werden sie auch zu keinem Beten angehalten. Ja vor dem achten Jahre dörfen sie nicht einmal sehen und hören beten; kein moralisches Gespräch, keine Ermahnung als im wirklichen Fall eines Versehens anhören, keiner gottesdienstlichen Handlung oder Versammlung beiwohnen und was dergleichen Grundsäze noch mehrere sind, die sich von selbst und durch die Erfahrung widerlegen. Die übertriebenen Forderungen der von dem Dessauischen Philanthropin abgegangenen Pädagogen an die Aufseher und Lehrer in der neu zu errichtenden Erziehungsanstalt sowohl, als diejenigen, welche sie an Fürsten und Grafen dieser Erde in Absicht auf die Einrichtung, Verfassung, Gerechtsame, Eigenthumsstücke, landesherrlichen Schuz, Privilegien, Rechte, die Beschaffenheit alles dessen, was zum Anfang und Fortgang ihres anzulegenden Instituts nöthig ist, und die anzuschaffenden Instrumente thun, will ich ganz mit Stillschweigen übergehen, weil ich mich nicht über- ugen kann, daß auch nur ein Monarch um der übrigen Staatsver-

fassung willen dieselbe einzugehen im Stande seyn wird. Es bleibt also bei dem, was ich oben geschrieben habe; weil in den meisten Erziehungsschriften zum öftersten die Sache übertrieben wird, die mehrsten Grundsäze falsch angelegt sind, und manche Anstalten um der damit verbundenen Bedingnisse und Forderungen willen blose Chimären bleiben müssen, kann für die Erziehung im Ganzen nicht so viel Gutes erzweckt werden, als man billig davon erwarten sollte.

Ein neuer Grund des minder glücklichen Fortgangs der Erziehung im Ganzen genommen, finde ich in der schlechten Einrichtung so mancher Schulen und Gymnasien und in dem schädlichen Vorurtheile vieler Eltern, die da glauben, so wie sie erzogen worden wären, so müßten auch ihre Kinder erzogen werden. Man weis, wie viel Gutes für die Welt gestiftet werden kann, wenn Lehrer und Aufseher der Schulen sich mit gemeinschaftlichem Eifer verbinden, so viel Gutes zu bewerkstelligen, als sich nur immerhin bewerkstelligen läßt; die Erfahrung lehret aber auch, welch ein groser Schade für das Publikum es ist, wenn von einem oder dem andern Theile dieser Absicht entgegen gearbeitet wird. Man kann eben nicht allemal sagen, daß die Aufseher der Schulen dem glücklichen Fortgange der Erziehung mit Fleiße entgegen

stehen;

stehen; aber desto sicherer kann man behaupten, daß viele Aufseher und Vorsteher der Gymnasien und niedern Schulen mit nichts in der Welt weniger bekannt sind, als mit dem Erziehungswesen. Nur eine geringe Anzahl von ihnen versteht oft Philologie und Schulstudien, und doch wollen sie sich zu Vorstehern und Verbesserern der Schulen gebrauchen lassen. Zwar sollte es ihm etwas leichtes werden, sich Kenntnisse von dem Erziehungswesen zu verschaffen, zumal da, wie ich oben gezeigt habe, alles mit brennendem Eifer für die Verbesserung der Schulen in diesem unserm Zeitalter schreibt; aber wie wenig geschieht doch dies? wie viele von den sogenannten Scholarchen halten es wohl der Mühe werth, für die bessere Aufnahme ihrer Schulen etwas, sollte es auch noch so geringe seyn, zu unternehmen. Ich trage hier keine ungegründete Sachen oder leere Klagen vor; ich bin von nichts weniger ein Freund, als von dergleichen Dingen. Heil sei demjenigen Lande, welches bessere Aufseher der Schulen hat. Aber ich kenne Gegenden und Städte unsers lieben Deutschlandes, wo die Vorsteher der Gymnasien noch nach dem Modelle geformet sind, welches ich so eben entworfen habe. Wie so manche Vorsteher unterlassen es nicht, ihre Kenntnisse in das Erziehungswesen zu erweitern, entweder aus Mangel der Zeit und deswegen, weil

sie nach ihrem Vorgeben höhere und, wie sie glauben, wichtigere Geschäfte zu besorgen haben, ob ich gleich für meine Person nie kein erhabeneres als eben das von der Erziehung gedenken kann; oder weil sie zu bequem sind und die Mühe und Arbeiten scheuen, welche gemeiniglich mit Verbesserung der Schulen verbunden sind. Zwar sind hin und her einigen wenigen Patrioten die Augen geöfnet worden; aber diese wenig Edlen im Lande, wie schwach sind sie, die grose Schaar der übrigen zu überstimmen? Es sind Städte in Deutschland, wo ganze Orden und Gesellschaften zur Unterstüzung des Erziehungswesens sind aufgefordert worden; allein man muß es zur Schande der Menschheit anmerken, daß sie nur sehr selten haben Gehör gegeben und bei der ersten Schwierigkeit schon ihr Unvermögen fühlen wollen. Einige standen da, wie die Phariſäer, da sie merkten, das die Realität die Würde und den Schein vertreiben sollte. Wenn was Gutes gestiftet werden soll, muß man nicht blos bei Worten stehen bleiben; man muß auch Thaten sehen lassen. Denn sagen, daß die Schulen auf einen andern Fus müssen gebracht werden, ist weiter kein Verdienst; selig ist der, welcher es thut. Doch ich merke, daß ich über diesen Punkt, ob aus einem gerechten oder blinden Eifer, das mögen meine Leser entscheiden, mich zu weit ausgebreitet habe.

Ich

Ich muß, um ihrer zu schonen, einlenken, und jezt einen Blick auf die Lehrer mancher Schulen werfen. Und da wird sichs denn ergeben, daß nicht selten, ja wohl oft am meisten die Schuld des minder glücklichen Fortgangs der Erziehung an ihnen hauptsächlich mit liegt. Manche wissen zwar so ziemlich gut, wie sie ihren Eutrop, Cornel, Cicero und dergleichen klassische Schriftsteller mehr den Worten nach sollen übersezen lassen; aber das ist auch beinahe alles was sie thun; an Kenntnissen aus den römischen Alterthümern, an Geschmack in der Philologie, am Ausdruck fehlt es ihnen fast ganz. Doch das sind Dinge, welche in grosen Schulen oft nur dem wenigsten Theile von Schülern nüzlich sind, und wo also der Fehler so gros nicht wäre, wenn junge Leute darin nicht so gut unterrichtet würden, als es doch würklich geschehen sollte. Aber wie viele Schullehrer wird man nicht antreffen, die weder Historie, Geographie noch sonst etwas von demjenigen verstehen, was einem nüzlichen Bürger der Welt zu wissen nöthig ist? Sie tragen alles aus Büchern auf die einfältigste Weise ohne Auswahl, ohne Geschmack, ohne die besondern Rücksichten auf ihre Schüler, vor, und sind zufrieden, wenn sie nur die gesezten Stunden in ihrer Klasse mit ihren Zöglingen sich eingeschlossen haben. Andere sind zu sehr für das Alte eingenom-

genommen und streiten daher aus allen Kräften wider neue Verbesserungen, und wenn welche von neuen Rektoren und Aufsehern gemacht werden: so bleiben sie bei ihrem einmal erlernten Gebrauche. Man werfe mir ja nicht ein, daß es dergleichen Leute nicht mehr gäbe. Ich wollte wünschen, daß ich könnte widerlegt werden. Allein wie viele werden nicht diese Bemerkungen wesentlich finden? Wenn nun noch irgend ein Gymnasium mit solchen Schulleuten gestraft ist, wie ist es da wohl möglich, daß man so viel Gutes in der Erziehung schaffe, als man nach den Einsichten so vieler rechtschaffenen Männer schaffen könnte. Kommt hiezu nun noch oben darein das schädliche Vorurtheil der Eltern, die steif und feste darauf beharren, daß, so wie sie erzogen wären, so müßten auch ihre Kinder erzogen werden; dann ist das Unglück vollends bis auf den höchsten Gipfel gestiegen. Da herrscht alsdann nichts als Widerspruch und Einfalt. Jezt verwerfen sie das, was sie eine Stunde darauf wieder behaupten; legen Hindernisse der Erziehung in den Weg und reißen alsdann alles dasjenige wieder nieder, was etwa noch in Schulen Gutes gestiftet worden ist. Bei so bewandten Umständen ist es gar nicht anders möglich, als daß der Fortgang der Erziehung, im Ganzen genommen, gehemmt werden muß.

Lassen

Lassen Sie mich jezt eine neue Ursache hinzufügen. Sie ist diese: Der Regeln und Erziehungsvorschriften sind zu viele, und sie sind eben daher nicht allein schwer zu merken; sondern auch wohl noch schwerer in der Ausübung; ja es gehört oft viele Klugheit und Ueberlegung dazu, welches Mittel man anwenden soll, damit dieser oder jener Vortheil für die Erziehung erhalten werde. Ich kann bei der nähern Bestimmung und Erläuterung dieses Sazes wohl nichts bessers thun, als wenn ich ihn durch Ein Beispiel, statt aller andern, aus einander zu sezen mich bemühe. Und hier sei es mir denn erlaubt, bei demjenigen stehen zu bleiben, was der fürtrefliche Herr Abt Resewiz in dem ersten Stücke des zweiten Bandes seiner Gedanken, Vorschläge und Wünschen zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung, wegen der Ehrliebe, als der Triebfeder der Erziehung, geschrieben hat. Es wird sich hinlänglich daraus ergeben, wie viele Regeln über eine und eben dieselbe Sache ertheilt werden können; ja wie es oft schwer hält, zu entscheiden, was in diesem Falle das Beste sei. Herr Resewiz gesteht zu, daß dieser Trieb, wo nicht gar bei allen, doch bei den meisten Zöglingen vorhanden ist, und daß er so tief in die Seele eingewurzelt, so innig in ihrem Stoff und in ihre ganze innere Konstitu-

tion

tion verwebt sei, daß er nicht kann ausgerottet werden. Aber wenn es auf die Frage ankömmt, was mit diesem Naturtrieb zu machen sei: so schaudert selbst diesem sonst gewiß nicht geringen Kenner der Kräfte des menschlichen Herzens vor der Beantwortung derselben. Freilich muß er vernünftig geleitet und seine Wirkungskraft auf angemessene Gegenstände gelenkt werden. Deswegen hat ja der Schöpfer die menschliche Natur mit Trieben versehen, daß sie zu gemeinnüziger Thätigkeit und zu unserm eigenen Besten rastlos arbeitende Springfedern seyn sollen. Daß diese Triebe Schaden und Elend verursachen können, ist wahr; aber nur alsdann, wann sie falsch gerichtet, wann einer nur allein vornehmlich gepfleget und gereizt, und bis zum Uebergewicht über alle andere gespannt wird. In einer Welt, wo so viele falsche und eitle Ehre gesucht und verkauft wird, so viel politischer Durst die Köpfe benebelt, mehr auf Schein als Seyn gesehen wird, ist es keine leichte Sache, Menschenseelen auf wahre Ehre zu richten und daran feste zu halten. Und wenn man auch wahre und falsche, wirkliche und leere Ehre, im Ganzen genommen, unterscheiden, und unterscheiden lehren kann; wie soll man den fast immer sehr verwöhnten Menschen zur wahren Ehrbegierde anregen, ihn auf würdige Gegenstände lenken und bei würdigen Gegen-

ständen

stånden unter vielen Reizungen zum Gegentheile fest erhalten? Ein für das eigentliche Geschäfte der Erziehung gewiß schweres Unternehmen! Wir wollen sehen, was Herr Abt Resewiz hierüber für Regeln erteilt und was für Zweifel darwider können aufgebracht werden. Die Scham, spricht er, ist der regsamste und reizbarste Theil der Ehrliebe. Aber hier entstehen sogleich einige Fragen, die da müssen berichtiget werden, bevor man durch sie die Ehrliebe rege zu machen, es wagen kann. Wie weit darf man denn in der Beschämung gehen, damit bei einem fühlbaren und empfindsamen Gemüthe nicht selbst während der Beschimpfung die Ehrliebe erstumpfe und wohl gar verlohren gehe? In welchem Grade muß dieselbe fortschreiten, und was für eine Vorsichtigkeit muß man anwenden, damit man auch noch immerhin den guten Eigenschaften des Beschämten Gerechtigkeit erweise? Wie hat man sich bei Gemüthern, denen eine anzuthuende Beschämung schon Kränkung ist, zu verhalten, wie bei solchen, bei welchem man lange anpochen muß, ehe nur die Scham erwacht? Schon drei bis vier Fragen, und man könnte deren leicht noch mehrere thun, die zuerst ins Reine gebracht werden müssen, ehe man durch Scham die Ehrliebe reizen und rege machen kann und darf. Herr Resewiz fühlt diese Schwierigkeiten und sezt daher sogleich hinzu:

Scham ist gleichsam nur der negative Theil der Ehrliebe, der das Unwürdige von sich abwehrt und dem Unanständigen widerstrebt. Die positive Ehrliebe bewahrt und ergreift das Würdige und Anständige und macht es sich zu eigen. Soll nun diese gut genuzt und geleitet werden; so kommt es hauptsächlich auf das Urtheil an, das man von dem Werthe desjenigen fällt, was uns Würde ertheilen soll, und daß man die Irrthümer und Vorurtheile, welche davon gehegt werden, hinwegschaft. Nun wird zwar jedermann leicht zugestehen, daß der Werth des Menschen auf Talente und Gaben, auf Kräfte und Geschicklichkeiten Leibes und der Seele, auf Gesinnungen, die seinen eigenen ungestörten Beifall haben, und auf solche innere Vorzüge ankomme, die kein Zufall oder Willkühr ihm rauben kann. Aber wie soll man es nun angreifen, daß man diese Vorzüge und Vollkommenheiten bei dem Zöglinge aufsucht und ihn selbst auf seinen individuellen Werth aufmerksam macht? Ich will von demjenigen, was der vortrefliche Schriftsteller über die Frage: wie man die Ehrbegierde anregen soll? beigebracht hat, kein Wort sagen. Es wird aus diesem wenigen schon zu ersehen seyn, wie viel Klugheit und Ueberlegung angewandt werden müsse, wenn dieser Trieb der Natur gehörig geleitet und genuzt werden soll. Nur darüber muß ich noch einige

Bemer-

Bemerkungen des Herrn Abts anführen, wie er glaubt, daß dem Ehrgeize vorzubeugen sei, oder wenn er schon da ist, wie man ihn in wahre Ehrbegierde verwandeln müsse? Er erklärt sich über diesen Punkt folgendermasen: daß die Ehrbegierde nicht in Ehrgeiz ausarte, verhütet man alsdann, wenn man das Gefühl der Ehre achtsam macht, innere Würde an sich selbst zu schäzen. Aber nun entstehen hiebei neue Fragen: Wodurch soll denn diese Achtsamkeit bei jungen flüchtigen Seelen rege gemacht werden? Wie soll man sie lehren, den Beifall derjenigen vornehmlich hoch zu schäzen, welche selbst würklichen Werth haben? Wenn Resewiz sagt, daß man dem Ehrgeiz auch dadurch vorbeugen könne, daß man neben der Ehrliebe und Ehrbegierde auch andere gute und sittliche Triebe rege macht: so könnte vielleicht ein anderer fragen: wie bringt man es denn bei dem Jünglinge dahin, ihn zu überzeugen, daß Religion, Sittlichkeit, Gefühl der Gerechtigkeit und Billigkeit, Wohlwollen und Menschenliebe, kurz alle zur Empfindung gewordene Grundsäze der überwiegenden Kraft der Ehrbegierde das Gegengewicht halten müssen, wenn sie in ihren gebührenden Schranken bleiben soll? Wie viele Ueberlegung, wie viele Festigkeit des Geistes gehört nicht auf Seiten des Jünglings dazu und wie fruchtlos werden nicht also eben deswegen oft die Bemühungen bleiben müssen, die man sich bei Anregung dieses Naturtrie-

des giebt? Und demungeachtet ist der gemeine Wahlspruch der gewöhnlichen vornehm seyn sollenden Erziehung dieser: junge Leute müssen mit Ambition gezogen werden; man bringe ihnen nur Ehrliebe bei: so werden sie wohl gerathen. Wie will man aber doch ewiglich dieses thun, wenn man über die Regeln noch nicht einig ist, wodurch die Ehrliebe erregt, und genährt werden soll? Es giebt also nicht nur allein viele Regeln, wie die Ehrliebe erregt, geleitet und genuzt werden soll; sondern es wird auch viele Klugheit und Ueberlegung erfordert, welches von den vorgeschlagenen Mitteln man anwenden müsse, damit man bei dieser Art von Erziehung seinen Endzweck erreiche. Und das, was ich von der Ehrliebe gesagt habe, läßt sich nun leicht auf andere Gegenstände anwenden. In recht vielen andern Fällen werden sich eben so verschiedene Regeln finden als hier, und die Anwendung von ihnen wird eben so schwer seyn, als bei dem angeführtn Beispiele. Und dies ist kein geringes Hinderniß, warum bisher in der Erziehung im Ganzen noch nicht so viel Gutes geschaft worden ist, als man billig von unserm Jahrhunderte erwarten sollte.

Eine andere Ursache: **Nur wenige lesen dasjenige, was geschrieben wird, und wenn sie es auch lesen: so wenden sie das Gelesene nicht an und der Endzweck wird also auch hier verfehlt.**

Dies

Dies geschieht theils aus Mangel der Zeit, und deswegen, weil, wie man zu sagen pflegt, wichtigere und nothwendigere Geschäfte darüber verabsäumt werden müsten, ob ich gleich meiner Seits kein höheres Geschäft kenne, als eine vernünftige Erziehung der Jugend. Dieses Fehlers machen sich vorzüglich recht viele unter den Müttern schuldig, die an nichts weniger eine Freude haben, als an der Lektur, und auf welche doch bei der Bildung der Töchter und überhaupt bei der sogenannten ersten Erziehung eben so vieles ankommt, als bei der Aufführung eines Gebäudes an der Grundlage desselben gelegen ist. Theils aber entsteht diese Gleichgültigkeit gegen die Schriften unsers Jahrhunderts aus einer unverantwortlichen Bequemlichkeit und einem gewissen schädlichen Vorurtheile, als ob es sich schon nach und nach noch geben und man alles der Zeit und dem Schicksale überlassen müste. Daß auf diese zween angegebenen Punkte bei der Erziehung gar vieles ankömmt, wird Niemand leugnen, der nur etwas Erfahrung sich in der Welt gesammlet hat; aber wie oftmals wären nicht die Umstände für die Hervorbringung dieses oder jenen Gutes günstig gewesen, wenn man sie gehörig benuzt und das unter den dunkeln Wolken hervorschimmernde Licht verhältnißmäsig anzuzünden gewußt hätte. Wie vieles liese sich nicht hierüber sagen, wenn ich diese

Abhandlung ins Weite ziehen wollte. Ich gebe daher sogleich eine neue Ursache an. Sie heißt so:

Von Seiten der Jugend wird gar häufig den redlichen Bemühungen der Eltern und Erzieher entgegen gearbeitet und folglich das Gute gehemmt, das sie mit so vielem Ernste zu erreichen gesonnen sind. Zwar würde ich nicht unbillig an so manchen jungen Leuten handeln, wenn ich gerade hin behaupten wollte, diese Widersezlichkeit, den redlichen Bemühungen der Eltern oder Vorgesezten entgegen zu arbeiten, rühre allemal aus einem boshaften und hartnäckigen Herzen her; aber so viel wird mir doch jeder Jüngling, der diesen jugendlichen Fehler an sich hat, zugestehen müssen, daß er aus Leichtsinn und Unvergessenheit eben das zum zweiten, dritten und viertenmale wieder thut, was ihm eben so oft schon untersagt worden ist. Hiernächst findet es sich nicht selten, daß die Jugend sich auf eine so feine und heuchlerische Weise vor den Eltern und Lehrern zu verstellen weis, daß sie sich das Ansehen giebt, als ob jener Befehle wären ausgerichtet worden — und diese sind gütig, ja haben Zutrauen gegen die Ehrlichkeit ihrer Kinder genug, sich zu schmeicheln, als ob ihr Endzweck erreicht worden wäre. Und dadurch geschieht es denn nun, daß das Gute, welches Eltern und Lehrer zu erreichen trachten, wo nicht ganz und gar aus-

ausbleibt, doch wenigstens auf eine Zeitlang aufgehalten und nun dem Kinde erst noch Milch gegeben werden muß, da doch der Magen zur Verdauung härterer Speisen stark genug wäre.

Noch eine Ursache, warum bisher so wenig Gutes, im Ganzen genommen, bei der Erziehung gestiftet worden ist, beruhet darauf, weil die wenigen Gelehrten, die in der Sphäre der Unterweisung herrschen könnten und welche den Beruf haben, die öffentliche Erziehung auf einen bessern Fuß zu sezen, öfters nicht von Ansehen sind, um Eindruck auf die Grosen dieser Erde machen zu können; ja daß man oft die Lehrer der Schulen in die Klasse der Taglöhner gesezt und sie an vielen Orten auch als solche behandelt hat und noch behandelt. Diese müssen denn gröstentheils in der Ferne stehen bleiben, indessen daß ein ganzer Schwarm von Klüglingen allen Zutritt, Gehör und Unterstüzung erhält. Und gesezt, daß auch die Vorschläge mancher noch von Gewicht und Ansehen wären: so ist schon wieder ein anderer Umstand vorhanden, der dem allgemeinen Nuzen bei der Erziehung nachtheilig ist, und dieser ist folgender: weil meistentheils der Vorschlag und die Ausführung so weit von einander entfernt sind, als der Morgen vom Abend, die Mitternacht von dem Mittag.

Daß dies nicht allemal von der Saumseligkeit, womit die Vorgesezten je zuweilen gute Plane hinauszuführen gewohnt sind, herrühre, braucht, wie mir deucht, keines Beweises; indem es, zum Preise der Vorsehung sei es gesagt, noch immerhin sorgfältige Väter des Vaterlandes und unermüdete Wohlthäter ihres Volks und ihrer Unterthanen genug giebt, die das Gute unterstüzen, befördern und ausbreiten helfen; aber die Kosten, die oft ungeheuren Summen, die zur Hinausführung so manches wohlangelegten Plans erfordert, die Schwierigkeiten, die dabei überstiegen und die Hindernisse, welche aus dem Wege müssen geräumt werden, wie oft sind sie nicht die Ursachen, daß so mancher Vortheil, der für die Erziehung gemacht werden könnte, ein bloser Wunsch, ein leerer Vorschlag ist und bleiben muß.

V. Gelehrte Anzeigen. a. (Vatterländische).

1. Heidelberg. Gelegenheitlich einer unter dem Vorsiz des Herrn Professor Kleber den 10. Herbstmonat dieses Jahrs zu Heidelberg gehaltenen theologischen Disputation ist alldort herausgekommen: Primæ notiones Theologicæ una cum positionibus dogmaticis in systemate exhibitæ. in 4to. 11 Bogen. Dieser tabellarische Entwurf der ersten Gründe und des Systems der Gottesgelehrtheit ist keine neue Erscheinung, sondern eine Nachahmung zweier

in

in dem Jahre 1778 zu Bruchsal erschienenen Werken: Schema introductionis in universam Theologiam Christiano-Catholicam, und Principia Protheoriæ Theologiæ Christiano-Catholicæ. Was für ein Schicksal sie gleich bei ihrer Erscheinung gehabt, ist bereits bekannt. Der Verfasser dieser zweien Werken, eine in geistlichen Würden und Ansehen stehende Person, gestehet selbst in der Vorrede §. 28. S. 41., daß er dieses System schon vor neun Jahren damals eingeführt hätte. — Hieraus hat der Verfasser sein ganzes System geschöpft, und mehrere Säze, besonders in dem ersten Theile seiner Thesen, von Wort zu Wort entlehnt.

Der Herr Defendent Brunner, ein speirisch domkapitularischer Alumnus, zugleich der Verfasser dieses Systems, scheinet selbst auf die Ehre eines Erfinders Verzicht zu thun, da er in der Zueignungsschrift sagt, seine Thesen seien meistentheils auf speirischen Boden gewachsen (in fundo Spirensi potissimum natas) und auf dem Titelblat: er habe sie nur zusammengeschrieben (conscripsit.)

Ob aber der erste, einfache und entscheidende Grund, principium simplex determinans, wie ihn der Verfasser zu nennen beliebt, worauf das ganze theologische System zurückgeführet werden will, an sich allein betrachtet, Stich halte, ob er im eigentlichen Verstande theologisch und zureichend, ob er wahr sei, ob die Anwendung einiger philosophischen Gründe in dem System selbst, mit den theologischen Säzen in richtiger Verbindung stehen, ob die demonstrativische und mathemathische Methode in der Theologie vorzuziehen oder durchaus anwendbar sei? überlassen wir den Meistern zu beurtheilen. Im ganzen und am Ende werden doch wohl die Koburger Recensenten recht haben, wenn sie Litteratur

tur des Kath. Deutschlandes 2. Band, 3. St., S. 330. sagen: „Die Ordnung der Materien hängt „von dem verschiedenen Gange der Ideen ab, die „sich in einem Kopf so, in dem andern anderst la„gern, um ihnen besser geordnet zu heissen. Wir „gestehen hier jedem seine Freiheit zu: in der An„ordnung theologischer Lehrsäze wird man noch „lange nicht in eins zusammen kommen, und „daran, deucht uns, ist so gar viel eben nicht ge„legen."

Daß endlich der junge Verfasser, so groses Zutrauen ich übrigens auf seine Fähig- und Geschicklichkeit seze, sich ebenmäsig daran machen solle, ein verbessertes System der Moraltheologie auszuarbeiten (wie sein Freund in dem Frankfurter Staatsristretto Num. 151. wünschet) will ich ihm eben nicht anrathen. So sehr die praktische Moraltheologie in Bezug auf besondere Fälle (denn das ist die Kasuistick *) einer Verbesserung bedarf: so wird doch zu einem solchen Unternehmen etwas mehr als einige Jahre Philosophie und Theologie erfodert. Gesezte männliche Beurtheilung, lange Erfahrung gehören auch dazu. Ein System, von einem erfahrnen und mit einem durchdringenden Menschenverstande begabten Manne ausgedacht, und dann gleichwohl, wenn es so seyn soll, von einer jüngeren Feder konscribirt, wäre uns ein wichtigeres Geschenk. Sonst mögte eintreffen, was Lentilius von jungen Aerzten sagt: **Ich bitte euch inständig,**

ihr

* Kasuisterei ist eine verkehrte Anwendung der wahren Kasuistick. Diese wird allezeit ihr Recht und Ansehen gegen erstere behaupten, gleichwie die göttlichen und weltlichen Gesezbücher gegen die verdrehten Auslegungen.

ihr jungen Aerzte, gebt keine Bücher heraus; denn entweder machet ihr euch unnüze Mühe, oder ihr begehet gelehrte Diebstäle.

R***.

2. **Mannheim und Lautern.** Der zweite Theil von **Jungs Versuch eines Lehrbuches der Forstwissenschaft** * ist ein Alphabet stark und enthält diejenigen Theile der Technologie, deren Kenntniß beim Forstwesen unentbehrlich ist, imgleichen die Jagd. Zuerst vom Brennholz. Vorschlag die stärksten Wurzeln der Bäume anzubohren, das Loch mit Pulver zu füllen und durch dessen Anzündung die Bäume zu fällen. Vom Verkohlen, nemlich in stehenden Meilern. Gelegentlich die Vermuthung, daß das grobe starke Acidum, das in dem Safte des Baums aufgelöset ist, durch das Verbrennen in Alkali verwandelt werde. Vom Harzscharren, Theerschwelen, Kienrußbrennen, Potaschesieden, Nuzung der Borke oder Lohe, die billig von dem Forstamte nach dem Gewichte, nicht am Stamme, verkauft wird. Zurichtung des Holzes zu allerlei Geräthschaften. Die Frage, ob das Holz durch das Entrinden fester und dauerhafter werde, wie Büffon behauptet, sei noch unausgemacht. Vom Reissen oder Spalten des Holzes. Anleitung den cubischen Inhalt eines Stammes zu berechnen, wozu hier ein sehr einfaches Werkzeug vorgeschlagen und abgebildet ist. Von den Sägemühlen, nur wenig. Von Holzflössen, Holzmagazinen. Vom Rechnungswesen, wozu auch hier die Doppelbuchhaltung empfohlen ist; aber Beispiele dieser An-

*) Aus den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen, 134. Stück, S. 1087.

wendung sind hier nicht gegeben worden, wodurch sonst die kurze Anleitung viel würde gewonnen haben. Ausführlicher von der Mastung. S. 204 folgt die Jagd, auch Vogelfang und Fischerei. S. 238 Anlegung einer Fasanerei. Bei manchen Arten der hier genannten Fische wären wohl die systematischen Namen nicht überflüssig gewesen. Etwas von Anlegung der Fischteiche, und dann noch einige heilsame Erinnerungen an die hirschgerechten Förster wider die Jagdsünden. Ein Register fehlet diesem Lehrbuche, dagegen ist die Erklärung der Forstwörter angehenket.

3. **Wallrad und Evchen, oder die Parforsjagd, ein Singspiel, von L. Ph. Hahn; mit Musik von J. L. F. C. Maier dem Jüngern. Zweibrücken gedruckt bei Hallanzy, 1782.** — Ein alter Schauspieler, mit Nahmen **Meyer**, lebte in Zweibrücken mit seiner betagten Gattin, die auch ehmals, wie Hr. Hahn versichert, in komischen Rollen nicht ohne Beifall debütirte, von einer mäßigen Pension, die ihm durch die Gnade des Fürsten zufloß, nur sehr kümmerlich, weil alte Schulden, die bezahlt werden mußten, den grösten Theil dieser Pension wegfrasen. Ein alter lahmer Hund, der getreue Gefährte in seinen glücklichen und unglücklichen Tagen, genoß auch noch seinen Antheil an dem wenigen, was zu ihrem Unterhalte übrig blieb; und während der Zeit, da Hr. Meyer Abends in den Bierhäusern, aus den Gläsern und Krügen das von den Gästen verschmähte und übrig gelassene Bier insgeheim sammelte und trank, wozu er statt Krull, den er nicht bezahlen konnte, Huflattigblätter rauchte, schmachtete seine alte Gehülfin zu Hause bei einer Oellampe, und der lahme Hund kauete aus Hunger

Fidi=

Fidibus. Der Mangel stieg endlich aufs äusserste, und Hr. Meyer, in einer Art von Verzweiflung, bat eines Tages Hrn. Hahn, ihm mit einen theatralischen Gedichte, das er etwa fertig da liegen haben möchte, ein Geschenk zu machen, um solches drucken zu lassen, und sich mit dem, was dadurch gewonnen werden könnte, auf einige Zeit vor dem Hunger zu schüzen. Herr Hahn, über das Unglück dieses Mannes äusserst gerührt, sezte sich hin und schrieb in Zeit von acht Tagen ein Singspiel, wozu ein junger Musikus die Musik verfertigte. Herr Meyer both es verschiedenen Buchhändlern gegen ein billiges Honorarium zum Verlag an; bekam aber von keinem Antwort, vermuthlich, sagt Herr Hahn in der Vorrede, weil der Name Meyer, den er auf mein Ersuchen auf das Stück sezte, nicht wie Lessing oder Göthe klange, und ihre Erwartung nicht sonderlich anspornte. Das Stück wurde also auf eigene Kosten gedruckt, da dieses ohnehin der Weg ist, auf welchem unsere heutigen Dichter und Gelehrte am meisten gewinnen. Herr Meyer theilte das Singspiel nicht nur in der Stadt unter seinen Gönnern und Freunden aus, sondern wanderte auch damit aufs Land. Als er zurück kam, fand er, daß er, nach Abzug seiner Reisekosten, in allem mehr nicht, als etliche und zwanzig Gulden, mithin nicht einmal die Druckkosten erhalten habe. Es schmerzte ihn so sehr, sich in seiner Erwartung getäuscht zu finden, daß er einige Tage nachher vor Gram und Elend starb.

Nun lebt noch die von aller Welt verlassene, dürftige Wittwe, und vermuthlich auch noch der alte lahme Hund. Herr Hahn hat zum Besten dieser Unglücklichen, das Singspiel aufs neue bearbeitet, ohnerachtet ihm, wie er in der Vorrede sagt,

diese Verbesserung nicht viel weniger Mühe gekostet, als dessen anfänglicher Entwurf. Er hat es unter seinem Namen drucken lassen, und was er davon erlöset, ist zur Unterhaltung der armen Wittwe bestimmt.

Das Stück ist, nach des Verfassers Versicherung, in mancher Rücksicht lokal, und die darin vorkommende Personen, ob sie gleich unter fremden Namen verhüllet sind, dennoch durch die Aehnlichkeit des Charakters, männiglich in Zweibrücken mit ihren wahren Namen bekannt. Indessen hoft er, werden es auch Ausländer nicht ohne einige Theilnahme lesen. Wir wünschen dieses mit ihm; und wenn auch nicht jedermann darin findet, was er erwartete, so wird es doch am Ende niemanden gereuen dürfen, einige Kreuzer zum Unterhalt einer armen Wittwe mit beigetragen zu haben, deren sich Herr Hahn auf eine so edelmüthige Art annimmt.

S***.

4. Im Verlage der kurfürstlichen Hofbuchhandlung sind in dem Laufe des 1782gen Jahres bei dem Hofkammerrath Schwan folgende Werke erschienen:

Abbildung aller geistlichen und weltlichen Orden, nebst einer kurzen Geschichte von ihrem Ursprung an bis auf unsere Zeiten, eilftes bis fünfzehntes Heft; jedes mit vier ausgemalten Kupfern. — Deutschland hat dieses Werk mit vielem Beifall aufgenommen, und mehr als eine gelehrte Zeitung hat dem Hrn. Hofkammerrath Schwan, als Verfasser davon, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Besonders rühmt man daran die Unpartheilichkeit, mit der er bisher die Geschichte von der

der Entstehung und dem Fortgange der verschiedenen Orden, in einer gedrängten Kürze auf eine Art erzählet, daß der Leser ganz dadurch befriediget wird. Das sechszehnte Heft wird nächstens erscheinen. Der Preis ist für jedes Heft 2 fl. 24 kr.

Considérations sur les Montagnes volcaniques, avec une table et une Carte qui concernent les Montagnes. Par *Mr. Collini*, Sécrétaire intime, et Directeur du Cabinet d'Histoire naturelle, Membre ordinaire de l'Acadamie des sciences de Mannheim et de celle de l'Institut de Bologne; de le Société botanique de Florence, de celle des Amis scrutateurs de la Nature de Berlin, de celle de Cassel &c. &c. — Eine Abhandlung, die im vorigen Jahre, bei der öffentlichen Herbstsitzung der Akademie der Wissenschaften vorgelesen worden. Sie enthält auf 64 Seiten in gros Quart schöne und zum Theil ganz neue Bemerkungen über die Entstehung der Berge, und ist von den Naturkündigern sowohl in, als ausserhalb Deutschland mit grosem Beifall aufgenommen worden.

Nouveau Dictionnaire de la langue Allemande et Françoise, composé sur les Dictionnaires de *Mr. Adelung* et de *l'Academie Françoise*, enrichi des termes propres des Sciences et des Arts. Ouvrage utile, et même indispensable à tous ceux qui veulent traduire ou lire les ouvrages de l'une ou de l'autre langue. Par *C. F. Schwan*, Conseiller de la Chambre des Finances et Membre ordinaire de la Société Allemande à Mannheim. Revu et corrigé pour la partie françoise par *Mr. Uriot*, Professeur à l'Academie militaire de Stoutgardt. *Tome premier*, qui contient les lettres A-G de l'Alphabet allemand expliqué par le françois. — Dieser erste Band, der unserm gnädigsten Kurfür-

sten

sten zugeeignet ist, enthält ausser der Vorrede und Einleitung 806 Seiten in gros Quart. Unter allen bisher erschienenen deutschfranzösischen Wörterbüchern zum Gebrauch für beide Nationen, ist dieses, wenn wir das Catholicon ausnehmen, wohl unstreitig das vollständigste und brauchbarste. Der Hr. Verfasser denkt die übrigen Buchstaben von H bis Z in den zweiten Band zu bringen, der aber auch etwas stärker werden wird, als der erste. Der Preis für diejenigen, welche für dieses Werk unterzeichnen, ist 5 fl. 30 kr. für jeden Band.

Gastallier (des Hrn. von) Abhandlung über das Frieselfieber der Kindbetterinnen, eine von der Pariser medicinischen Facultät gekrönte Preisschrift. in gr. 8. — In Frankreich hat diese Abhandlung vielen Beifall gefunden, und da der Inhalt einen so interessanten Gegenstand betrift, so dürfte es ihr auch in Deutschland an Leser wohl nicht fehlen.

Geschichte der neuesten Genfischen Unruhen und der Waffenergreifung der Bürgerschaft vom Hornung 1781; nebst authentischen Beilagen. — Enthält auf 269 Seiten die Entwicklung der unglücklichen Geschichte, wodurch die Stadt Genf ihrem Untergange so nahe gebracht worden, und deren Folgen für diese kleine Republik nicht anders als äusserst traurig und verderblich seyn können.

Unterricht für Krankenwärter, zum Gebrauch öffentlicher Vorlesungen, von Franz May, der Weltweisheit und Arzneiwissenschaft Doktor, Kurpfälzischer Hofmedicus und Medicinalrath, auch ausserordentlichen Lehrer der Arzeneiwissenschaft auf der hohen Schule zu Heidelberg, 160 Seiten in 8v. — Wer kennt nicht den Eifer und die Verdienste unsers würdigen Arztes, der unermüdet für

die

die Erhaltung der Gesundheit seiner Mitbürger arbeitet, und sich durch keine Hindernisse abschrecken läßt, etwas Gutes zum allgemeinen Wohl des Staates abzweckendes zu stiften. Man muß diesen Unterricht, der jedem Hausvater unentbehrlich ist, selbst lesen, um sich zu überzeugen, wie wichtig auch diese sonst unwichtig scheinende Sache für das ganze Publikum ist. Auch von dessen **Unterricht für Hebammen**, ist eine neue von dem Verfasser an verschiedenen Orten berichtigte und verbesserte Ausgabe, in der Schwänischen Buchhandlung erschienen.

Milton's Allegro und Penseroso, englisch und deutsch; übersetzt von O. H. Freiherrn von Gemmingen, mit 9 Vignetten von Herrn Ferdinand Kobel. — Wer die eigene herrliche Manier unsers Herrn Kobels aus seinem grösseren Werke radirter Platten kennt, der wird leicht vermuthen, daß er hier nichts mittelmäßiges geliefert habe. Nebst dem Haupttittelkupfer steht vor jedem Gesang dieses schönen Gedichts eine beziehende Vignette, und auch jeder Gesang wird am Ende mit einer dergleichen beschlossen. Das Ganze kann man als ein Galanteriestück unter den litterarischen Produkten ansehen, und man wird nicht in Abrede seyn, daß es nicht allen typographischen Schmuck erhalten habe, dessen ein so kleines Gedicht fähig war.

Christlicher Religionsunterricht für Kinder von reiferem Alter. — Wir dürfen nur sagen, daß der Herr Kaibel, Prediger bei der hochdeutschen Reformirten Gemeinde in Mannheim der Verfasser dieses Religionsunterrichts ist, um mit wenig Worten dessen Werth zu bestimmen. Auch ist das schon ein Beweis von der Güte desselben, daß Herr Superintendent **Klevesahl** in Dürkheim, solchen bei

seinem

seinem Unterricht in der christlichen Religion, den er in diesem Jahre zum Besten der Schuljugend in den Hochfürstl. Leiningischen Landen drucken lassen, zum Grunde gelegt, und auf den ersten 16 Seiten das meiste, und anderswo, wie S. 90. u. s. w. ganze Stellen aus dem Kaibelischen Unterrichte; ausgeschrieben hat.

Rousseau (J. J.) Botanik für Frauenzimmer, in Briefen an die Frau von L . . . ; aus dem Französischen. — Daß Hr. Rousseau einen grosen Theil seines Lebens auf die Kräuterkenntnis verwendet, ist männiglich bekannt. Hier theilt er nun dem schönen Geschlechte so viel davon mit, als er nöthig zu seyn glaubt, wenn man kein eigenes Studium davon machen will.

Weickards, Hochfürstl. Fuldaischen Hofrathes und Leibarztes kleine Schriften, verschiedenen Inhalts 296 Seiten in gr. 8. — Der Verfasser des philosophischen Arztes ist zu rühmlich bekannt, als daß man nicht alles, was aus seiner gelehrten Feder kommt, mit Vergnügen aufnehmen sollte. Diese kleine Abhandlungen waren gröstentheils schon zerstreut in den Fuldaischen Calendern und einigen medicinischen Journalen gedruckt. Hr. D. Zwirlein hat sie mit Bewilligung und Vorwissen des Hrn. Verfassers gesammelt und hier in einem Bändchen abdrucken lassen. Das Eigenthümliche in des Herrn Hofrath Weickards Schriften besteht immer darin, daß er nebst den medicinischen Wahrheiten, die er vorträgt, zugleich hauptsächlich mit für die Aufklärung des Menschenverstandes arbeitet.

(Die Fortsezung folgt.)

Pfalzbaierische Beiträge zur Gelehrsamkeit.

10tes Heft. Den 1. Weinmonat 1782.

I. Fortsezung der lezten Fragmente des Aninius *.

So auffallend die lezte Begebenheit war, und so sehr sie für mich hätte überzeugend seyn sollen, daß der Posten, auf den man mich stellen wollte, für mich nicht der beste sei: so wenig konnte ich mich bereden, das, was ich mit meinen Augen sah, für etwas Schlimmes zu halten. Die Auftritte waren zu poßierlich, und zu widersinnig, als daß ich selbe nach dem Buchstabe annehmen, und nicht vielmehr als Erscheinungen eines nothwendigen Statsetiquets, dessen Nachahmung zuweilen auch der weiseste Mann sich müßte gefallen lassen, hätte erklären sollen Ich, der künftige Rathgeber eines Grosen, durch den so viel Böses abgestellt, so viel Gutes verbreitet werden könnte! Wie hätte ich im Geist

* Dieser Aufsaz stand in den bairischen Beiträgen.

Geist nicht alles Herrliche voraussehen sollen? Ich glaubte am Ziele meiner Wünsche zu seyn.

Indeßen war ich nicht mehr der Neuling in der Welt der Geschäfte, daß ich mir hätte einbilden sollen, es würde sogleich alles auf der Stelle nach meinen Gesinnungen gehen: Nein, ich hatte genug erfahren, um nicht zu wissen, daß das schönste Werk, so bald es durch die Mitwirkung fremder, oder doch mittelbarer Triebwerke erzielt werden muß, nicht immer allein von der Kraft, diese zu bewegen, sondern auch von der Macht der Geschicklichkeit, und dem Glücke abhänge, alle mittelbare Bewegungen nach seinem Endzwecke zu vereinigen. Ich nahm mir allererst vor, von den Menschen nicht mehr zu erwarten, als sie gemäß ihren Eigenschaften würden leisten können, oder wollen; denselben selten das Vollkommenste zuzutrauen, aber zu gleicher Zeit die Hofnung, daß bei unabläßlichen und nach den Gesezen der Klugheit angewandten Bemühungen unendlich viel für das Gute erhalten werden könnte, nicht aufzugeben. Aus dieser Ursache mochte Tejan so grose Albernheiten an sich spüren lassen, als er wollte, ich war darauf gefaßt, und immer bereit, seinem Betragen eine bessere Auslegung, als es verdienen konnte, zu geben. Und wenn dieses manchmal so rasend war, daß nichts übrig blieb, es zu entschuldigen: so beredete ich mich,

daß

daß es ganz und gar nicht sein Ernst, sondern daß irgend eine politische Ursache, deren Quelle ich wohl noch entdecken würde, vorhanden sei, die ihn nöthigte, seine Gesinnungen und Reden von dem Ueblichen nicht zu sehr zu entfernen, und sie gleichsam als Mittel, wodurch er sich das benöthigte Zutrauen erwerben könnte, auch wider seine Neigung beizubehalten. Und endlich widmest du dich eben darum seinem Dienste, sagte ich zu mir, damit du ihm zu bessern Begriffen, als er gegenwärtig besizt, und gemäß seiner Erziehung besizen kann, verhelfen, und ihm deine Denkungsart nach und nach, und unmerklich, beibringen mögest.

Tejan bestättigte durch eine ausserordentliche Freundlichkeit, womit er mich bei den ersten Besuchen behandelte, daß ihm die Versicherung vollkommen Ernst sei, die er mir anfangs ertheilte, ich wäre sein Mann. Ich wurde der Pflicht einer in seinen Augen meisterhaften Behutsamkeit, deren ich mich die ersten Male bedienen mußte, — bald gerufen, bald wie von ungefehr, izt in einem feierlichen Kleid durch den Vorsaal, izt in einem abgetragenen durch die Hinterthüre zu ihm zu kommen, damit dies, wie er fürchtete, kein Aufsehen mache, bald entlassen, und erhielt die Erlaubniß, sein Haus mit der Freiheit eines Mannes, der weder Gift noch Dolch mitbrächte, zu betretten. Unter

den Dingen, von welchen er mich merken ließ, daß er sie vor andern zu wissen verlange, war, daß ich ihm sagen möchte, wie es dieser und jener, den er mir nannte, dahingebracht hätte, sich den Namen eines Mannes mit Geschmack und Einsicht zu erwerben, und als Gelehrter, als Rath eine prächtige Rolle zu spielen. Da er mir die elendesten Leute nannte, deren Talente kaum hinreichten, sich so zu betragen, daß sie das scheinen möchten, was sie nicht waren: so glaubte ich nicht anders, als er wollte mit diesen Leuten aus der Absicht bekannt gemacht werden, um sie von Männern mit wahren Verdiensten unterscheiden, und bei Gelegenheiten, wo es Pflicht und Amt erfodert, entlarven zu können. Ich lies ihm daher im voraus wissen, daß es so gar leicht nicht sei, hierin zu einer Gewißheit zu kommen, da es so allgemein an Gelegenheiten mangelte, bei denen die Tugenden geprüft, und gewogen werden, da die Einrichtung der öffentlichen Geschäfte so beschaffen wäre, daß keine andere, als die eingeführten Kenntnisse und hergebrachten Geschicklichkeiten, Plaz, und die verschmizten Köpfe gar keine Mühe hätten, für Einsichtsvolle, Arbeitsame, und Weise zu gelten, da endlich einige Dinge dem Thoren eben sowohl als dem Vernünftigen gemeinschaftlich, und jene dabei sogar befugt wären, die Hochachtung und gute

Mei-

Meinung, welche man diesen leztern bezeiget, zu fordern.

Das ist es ja eben sagte Tejan, was ich zu wissen verlange.

Rufus Camerinus hat sich den Ruf eines Mannes mit ausgebreiteten Kenntnissen, für welchen er von uns, und den Ausländern gehalten wird, durch ein, wenigstens reichen Leuten, sehr leichtes und bequemes Mittel, nämlich dadurch erworben, daß er auf die Werke berühmter Männer subscribirt. Sein Name steht in allen Pränumenerantenlisten; und wenn gute Schriftsteller und eifrige Liebhaber der Literatur einen Römer von Geburt, der den Römern Ehre macht, nennen: so nennen sie ihn. An ihn addressiren sich ihre reisenden Landsleute, und an ihn wenden sie sich mit ihren kleinen gelehrten Aufträgen und Anfragen, wobei sie nicht unterlassen, sich zu entschuldigen, daß sie sich in Betracht seiner vielen Geschäfte an ihn nicht gewendet haben würden, wenn sie nicht überzeugt wären, daß seine Gefälligkeit, und sein unumschränkter Eifer, etwas zur Verbreitung der Wissenschaften beizutragen, eben so unermüdet und zuvorkommend sei, als seine Einsichten unbegränzt sind. R. Camerinus sammelt sich nicht nur die neusten Schriften; er achtet auch des kleinen Kostens nicht, sich auf feinem Pergament die schönsten Abschriften zu schaffen. Er

schreibt selbst zuweilen niedliche Billetchen an die Gelehrten, worin er sie Lichter des izigen und künftigen Zeitalters, und Zierden und Stüzen der Welt nennt, und bedauert von Herzen, daß es nicht von ihm abhänge, ihre Werke in die Häuser von ganz Italien einzuführen, und denselben denjenigen Abgang, dessen sie würdig wären, zu verschaffen. Auf diese Weise erhebet und rühmet Camerinus seine Einsicht und seinen Geschmack, ohne desselben zu erwähnen, und betheuret, ohne jemand ausdrücklich herabzusezen, daß er unter die Wenigen, die in Rom Verstand besizen, gehöre.

Noch bequemer macht sichs Cn. Nerius. Er hat sich durch das Ansehen, das er sich durch schlaue Künste zu geben wußte, als wenn er zur ersten Klasse der verständigsten Männer gehörte, den Weg zur Stelle eines Prätors gebahnt, des Prätors, wie bekannt ist, der die närrischen Streiche, die er begeht, mit der Natur seines Amts, und die grosen Verwirrungen, die er anrichtet, mit der Einrichtung desselben entschuldigt. Er kauft und liest nichts, und thut nicht das geringste, was ein Gelehrter thun soll; aber er ist der ewige Vertraute und Vertheidiger der Gelehrten, besonders der dürftigen. Er trägt ihnen zu, was dieser oder jener an ihren Werken getadelt, wie ein anderer an ihrem

Ruhm

Ruhm genaget, oder ihre Verdienste mißkannt hat. Immer spricht er, ohne doch selbst etwas beizutragen, von Aufmunterung und Beförderung, und das nie eifriger und aufdringender, als wenn er in irgend einer Gesellschaft, wo der Wohlstand feindselige Zänke, und alberne Widersprüche verbeut, einen Consul, oder Tribun, der seinen eigenen Namen kaum lesen, und den Schatten eines Gelehrten nicht leiden kan, antrift. „Der Geist eines Gelehrten muß heiter, und sein Herz von beängstigten Sorgen frei seyn. Er muß ohne Kummer, wie er sich kleiden, oder seinen Tisch mit Speisen, die der Begeisterung nicht zur Last fallen, besezen möge, stille Wälder besuchen, und an den grasreichen Ufern sanfter Bäche den zarten Eingebungen der Freude sich überlassen können. Und alten Wein muß er getrunken haben, wenn er die Kraft besizen soll, den mit Epheu und Reblaub umwundenen Thyrsus zu schwingen." Wenn nun mit zurückgehaltnem Unwillen, verlegen und aufgebracht, der Consul Ohr und Angesicht wegwendet, und mit seinem Nachbar Gespräche sucht, dann erhebt jener aus allen Kräften die Stimme: „da hat man nichts, fängt er an, wenn man verdienstvollen Männern was geben soll, und doch ist aller Ueberfluß da, wenn es um ein Geschenk an die elende Quintilla zu thun ist. Es geht nichts ab, wenn

man eine Menge Fleisch kaufen soll, um damit einen zahmen Löwen zu füttern, den man sich zur Freude hält; aber einen Gelehrten zu unterhalten, hat man kein Geld." Und so fährt er fort, bis er den vornehmen, aber geizigen, oder nicht geizigen, aber dummen Römer zum Zorn gereizt, und, wie er von sich zu rühmen nicht müde wird, das Verdienst sich erworben hat, etwas für die Gelehrsamkeit unternommen, und sich als einen intimen Freund der guten Sache bewiesen zu haben.

Was dem Syrus die Meinung, als wäre niemand geschickter, als er, mit auswärtigen Königen umzugehen, zuwege gebracht, ist seine Wissenschaft, wie weit ein römischer Legat denselben entgegen gehen, ob er sie stehend oder sizend empfangen, ob er sie zur Tafel ziehen, oder selbst, im Falle er gebeten würde, erscheinen soll. Er besizt die Kunst, mystisch zu schweigen, wo er nichts versteht, oder mit vielsinnigen und nichtssagenden Worten Gelegenheit zu verschiedenen Zweifeln und Auslegungen zu geben, und in die wichtigsten Verträge eine Clausul, mit deren Hilfe der mächtigere Theil seine Vortheile zu allen Zeiten unter dem Namen der Rechte fordern kann, zu verstecken.

Daß Velejus für den verständigsten aller Senatoren gehalten, und in den wichtigsten Streithändeln gebraucht, und von Strasenräubern und Bruder-

dermördern zum Advokaten erbeten wird, ist nicht seine Einsicht, sondern seine ausgeschämte Dreistigkeit, mit Leuten von Einsicht seinen Spaß zu treiben. Der Mann hat sich seiner Rathskollegen wie bemächtigt. Es ist keiner, der ihn nicht von ganzem Herzen verachten, aber es ist auch keiner, der ihn nicht fürchten, der ihm nicht, so gut er kann, ausweichen sollte. Er kann alles, sezt alles durch, weil er sich alles erlaubet. Er hat des Proteos Geheimniß geerbet, und ist nie eben derselbe, ist, wie es seine Absichten fordern, ein Baum und ein Stein, ein Schwein und ein Vogel, und nur der, dem seine Abentheuer bekannt sind, kann sich seiner bemächtigen.

Tejan, welcher bisher alle die Leute, die etwas, das sie nicht waren, aus sich machten, aus Furcht, von ihren Augen in eine Ungeschicklichkeit zu verfallen, vermieden, und sich auf diese Art in die traurige Nothwendigkeit versezt hatte, immer allein zu bleiben, schöpfte nunmehr das erstemal freien Athem. Er hatte sich vorgestellt, daß die Herren, an welchen er einen solchen Reichthum von Kenntnissen wahrgenommen hatte, dieselben durch eine, viele Jahre hindurch, fortgesezte Lektür, und durch unendliche Mühe errungen haben müsten, eine Vorstellung, die seine ganze Seele zurückschreckte; aber wie er nun hörte, daß die Sache ganz in der Nähe

liege, glaubte er, Muth und Anlage genug zu besizen, es andern gleich zu thun. Und in der That schien er dazu wie geboren zu seyn. In eben dem Augenblick, wo er seine Freude über das, was er gehört hatte, nicht verbergen konnte, stellte er sich, als hätte er nichts neues gehört, und als hätte ihn an meiner Erzählung blos der Inhalt einer Wahrheit belustigt, die schon für sich selbst belachenswürdig wäre. Ich legte seine zweideutige Miene, und sein satyrisches Lächeln dahin aus, daß er die Satyre verstehe und fühle, und ich gieng anfangs eben so zufrieden von ihm, als er mich freudig entlies, an mir seinen Mann gefunden zu haben; aber wir sezten bald einer den andern in Verlegenheit, ich ihn durch die Entdeckung, welche er machte, daß mir bei meinem Gespött über die Sitten der Römer vollkommener Ernst sei; er mich durch eine schrecklich dumme Rede und Entscheidung, welche ihm zuweilen mitten in einer Anwandlung von Weisheit entfuhr, und mich einen Abgrund von Unwissenheit und ungebildetem Wesen, das mich wie versteinert hatte, bemerken ließ. Ich hatte alle Behutsamkeit, um ihn nicht auf Einmal, wie sehr mir Ernst sei, sehen zu lassen, welches mich vollends um sein Zutrauen gebracht haben würde, und ich ergrif, wo ich konnte, die Gelegenheit, seine Wißbegierde, wie man es hie und da machen müßte,

damit

damit man, wie er sich ausdrückte, für etwas paßiere, zu rühmen, und ihn auf eine Art, wobei er nichts minder, als der unwissende Theil, erschien, zufrieden zu stellen. Das erste, was ich zu seinem Behuf thun zu können glaubte, war, daß ich ihm ein kleines Lexicon von Sprüchen, mit denen man ohne Gefahr, eine Albernheit zu begehen, jede Sache beim Namen nennen und loben, oder tadeln kann, aus unsern krittischen Blättern und Journalen zusammenschrieb, und ihm nichts inständiger einprägte, als die Kunst, lieber mit Gebehrden, als mit Worten, eine Sprache, wozu niemand den Schlüssel hätte, zu reden, und den Unbegreiflichen vorzustellen. Auch gab ich ihm eine kleine Sammlung halb poetischer und undeutlicher Sprüche, die in Gesellschaften allemal die Wirkung thun, daß sie frappiren *, und gemäß seinem Ver-

* Unlängst wurde ein Schauspiel nach einer ausländischen Bühne in der Handschrift geschickt, mit dem Ersuchen, daß man es daselbst aufführen, und den Verfasser an das, was keine Wirkung thun würde, erinnern möchte. Ein Schauspieler von nicht mittelmäßigem Ansehen und Ruhm, nachdem er das Stück gelesen hatte, schrieb an den Verfasser zurück, daß er selbes vortreflich gefunden, aber am Ende der Scene die Bravourstellen vermißt hätte. Die Akteurs sowohl als die Zuschauer wären daran

Verlangen auf den Fall, daß er irgendwo unvermeidlich etwas schreiben müste, eine kleine Sammlung von Exordien, an denen er in fremden Aufsäzen so vieles Wohlgefallen, und seiner Seits so viele Schwierigkeit fand, und so ausgerüstet ließ ich ihn so fort in die Gesellschaften der Römer.

Wie Tejan überall bewundert, und sogleich befördert wird.

Nichts hatte sich Tejan tiefer eingedrückt, als jene Regel, die man denjenigen, welche nichts aufzuweisen haben, nicht genug einprägen kan, daß man nämlich stets bedacht seyn soll, vieles im Hinterhalt zu behalten, und sich den Anwesenden dadurch, daß man ihrer Einbildungskraft viel zu vermuthen gebe, auffallend und wichtig zu machen. Er begleitete nicht nur alles, was er sprach, mit einer Geberde und Bewegung der Hände, wodurch die platesten Dinge über das Gemeine erhoben werden, son-

daran gewöhnt, jene die Hände gegen Himmel zu ringen oder einen Schrei zu thun, und diese wären gewohnt zu klatschen. Er möchte also etwas, als z. E. Ihr Götter, und das könnt ihr dulden, oder Ich bin verloren, oder einen Fluch und Verwünschung, welches nie ohne Beifall blieb, hinzusezen. Der Verfasser erbarmte sich, und thats, und nun ist alles vollendet.

sondern sprach, was er anfieng, selten ganz aus, indem er mit einer ihm ganz eignen Art lächelte, oder zu verstehen gab, wie er besorgt wäre, man könnte das, was er zu sagen hätte, noch zur Stunde nicht tragen. Bei einem Manne, der mit so vieler Erwartung, wie Tejan, auftrat, wars den Römern zu verzeihen, wenn sie diese Auslegung machten. Nichts war natürlicher, als zu vermuthen, daß eben das, was an andern ungeschickt seyn würde, bei ihm seine Bedeutung haben müsse, ja schon aus dem Grunde, damit man als ein Kenner der feinen Statskunst angesehen werden möchte, allenthalben Züge und Geheimnisse eines Statsmannes zu ahnden. Was Tejan auch sagen mochte, wurde gepriesen, und je ungereimter eine seiner Fragen oder Antworten war, desto gröser, glaubte man, müsse der Gedanke seyn, der in denselben verborgen liege. Auch bei den Wenigen, welche jedes Ding mit gesunden Augen ansahen, war ihm seine Albernheit nichts weniger als schädlich. Der gute Ruf, welcher von ihm ausgieng, hinderte zwar nicht, daß sie den Mann, aber er verursachte, daß sie einen Glanz um ihn sahen; und wenn sie an ihm etwas entdeckten, das sich mit einer untadelhaften Vernunft unmöglich vertragen kann, so liesen sie ihr Urtheil dahin gestellt, und begnügten sich zu sagen, es wäre ihnen an einem Mann mit diesem

Ruhme unbegreiflich. Das war es eben, was den unzähligen Faktionen in Rom höchst angenehm, und für jede einzelne ein gemeinschaftlicher Antrieb war, die Beförderung des Tejans, als an welchem jede Partey ihren Anhänger zu erblicken glaubte, zu befördern. Nie ward eine Sache, bei welcher ausserdem Millionen von Intriguen vorkamen, einhelliger vorgenommen, und so wurde Tejan bei der allgemeinen Klage über den Verfall der Sitten und der Disciplin zum Präsidenten der Censoren, oder zum Aufseher der Aufseher gemacht.

Erste Grundsäze eines Statsmannes.

Die Erfahrung, welche Tejan machte, daß ihm die Befolgung der Hauslehren, die ich ihm beibrachte, wohl zu statten kommen, und nun die neuere Nothwendigkeit, sich an jemand, der es mit ihm gut meinte, anzuschliesen, stimmten ihn in seinem Betragen gegen mich zu einer Art von vertraulicher und freundschaftlicher Nachgiebigkeit, wo es das Ansehen hatte, alles aus sich machen zu lassen, wenn ich nur die Kunst wüßte, recht viel aus ihm zu machen, und meiner Seits brauchte es nur eine Wahrscheinlichkeit, daß einmal etwas allgemein Gutes geschehen könne, um alles zu hoffen und zu unternehmen. Ich konnte mir, ohne den Geist der Wahrsagerkunst nöthig zu haben, im voraus

aus leicht vorstellen, was die Listigsten unter den Faktionen thun würden. Sie waren zu klug, um dem, was Tejan öffentlich schien, zu trauen, und um nicht zu wissen, daß die feinsten Statsmänner, wenn es die Zeit oder ihr Vortheil so mit sich brächte, nicht selten eine andere Person vorstellten, und eine andere wären. Sie ließen sich also auf das sorgfältigste angelegen seyn, die wahre Denkungsart des Tejan ausfindig zu machen, und ihre Absicht war, sich alsogleich nach derselben zu richten, und sie bei allen Gelegenheiten, wo Tejan sie wahrnehmen muste, zu äußern. Dadurch hoften sie, sich ihn zu gewinnen, und von der Gegenparthei, die sie als Feinde seines Geschmacks erklären wollten, abwendig zu machen. Es war ihnen übrigens gleich viel, wie sie den Tejan finden würden. Sie waren, im Fall, daß er sich als ein Verfolger der Wissenschaften, und aller Mittel, welche dem Verstand aufhelfen, erklären würde, bereit, die Unterdrückung alles dessen, was bisher zur Aufnahme derselben geschehen war, zu rechtfertigen, und waren im Gegenfalle eben so fertig, sich der Litteratur auf das eifrigste anzunehmen, und die Gelehrten zu schäzen. Sie waren entschlossen, wenigstens einige Zeit (denn lange, dachten sie, würde, wenn ers zu arg machte, seine Herrschaft nicht dauern) sich in seine

Launen

Launen und Wünsche zu schicken. Mit einem Wort, es kam darauf an, daß sich Tejan bei irgend einem Vorfall entdecken sollte. „Nur vergiß nicht, sagte ich ihm unter andern, da er mich darüber zu Rath zog, daß in den meisten Dingen, wo man sich etwas zu gut thut, es desto nöthiger sei, andern nichts zu gestatten. Nun du eine obrigkeitliche Person bist, erfordert es deine eigene Ruhe und Würde, dafür mit Nachdruck zu sorgen, daß man deine Grundsäze, aus welchen deine Verordnungen hervorgehen werden, auf das pünktlichste befolge. Gleichwie dies der Natur deines Amts gemäß ist, so unläugbar ist es, daß es für jemand, der die Macht besizt, seinen Willen als ein Gesez kund zu machen, keine bessere Grundsäze geben könne, als jedermann nach sich dazu anhalten, daß er gerecht, arbeitsam, nüchtern, enthaltsam u. s. f. lebe, und, es kurz zu sagen, alle jene Tugenden ausübe, welche unmittelbar die Folge haben, einigen Wenigen, oder wohl gar nur Einem allein rechte gute und bequeme Täge zu machen. Je strenger du gleich anfangs auf Ordnung und Gerechtigkeit halten, je unerbittlicher du dich gegen alle Ausschweifungen betragen wirst, desto mehr wirst du dir Verdruß, Arbeit, Kummer und Sorgfalt ersparen, desto mehr wirst du dir möglich machen, in Ruhe und Ueberfluß recht nach deinem Genius zu leben, und neben

bei

bei den Ruhm davon tragen, alles gethan zu haben. Du darfst dich lediglich nur hinsezen, oder hinlegen, und ernstlich wollen, und zuweilen ein troziges Gesicht machen, wenn man nicht befolgt hat, was du gewollt hast, so wird es, wenn auch gleich andere statt deiner gearbeitet, andere mit Aufopferung ihres Lebens den Sieg erfochten haben, dennoch heisen, du habest gearbeitet, du habest gesieget, und nicht selten wird man etwas, das du auf diese Art gethan haben wirst, rühmen, wovon dir nicht das geringste geahndet hat. Laß also die Verbreitung und Handhabung der Tugend und der Vernunft, die Beförderung der Künste und Wissenschaften, den ersten deiner politischen Grundsäze seyn, wenn du je für deine eigene Glückseligkeit, für deinen Ruhm und die Dauer deines Amtes besorgt seyn willst!"

Wie zufrieden mit sich selbst können die Menschen des Zeitalters seyn, denen es nicht glaubwürdig ist, wie ich keine Hofnung gehabt hätte, den vornehmen Tejan von der Wichtigkeit der Tugend zu überführen, als wenn ich anfieng, sie ihm erst von dieser Seite zu zeigen. Dies allein konnte ihn mit ihr, die er für die Tyrannin des Lebens und der Freude hielt, versöhnen, und uns beeden gemäß unserer innern Beschaffenheit den Verdruß ersparen, mir, alle Hofnungen, daß ich ihn je bessern

würde, aufzugeben; ihm — mich für den engbrüstigsten Menschen, und den elendesten aller Pedanten zu halten.

„Da vieles, fuhr ich fort, auf die ersten Schritte, die du als Präsident machen wirst, ankommt: so wünschte ich, du möchtest dir die Gelegenheit machen, die Vornehmsten der Römer auf eine feine Art merken zu lassen, wie du gesinnt bist. Ein Fest der Fröhlichkeit, sezte ich hinzu, wäre ein gutes Mittel, deinen Geschmack und das Ziel deiner Denkungsart auf eine hinlängliche und nachdruckvolle Weise zu äußern. Die alten Römer, denen ihr alles zu danken habet, was ihr besizet, haben auf ihre Tafeln die Thaten ihrer Väter in Trinkgeschirren, und —

Da Tejan von einem so leichten Mittel, als das Essen und Trinken ist, hörte, ließ er mich nicht ausreden. Wenn es darauf ankömmt, fiel er ein, so will ich es an nichts erwinden lassen, mir Ehre zu machen. Ich will ein Gastmal halten, das die Kenner alles Guten in Verwunderung sezen soll.

Man wird aus den Vorstellungen und Bildern, sagte ich, worin du deine Voreltern erscheinen lässest, leicht abnehmen, wie du in deinem Amt dich betragen, und wornach du trachten wirst.

Du kanst dich darauf verlassen, gab er zur Antwort,

wort, daß ich Stat machen, und, sezte er sehr gefällig hinzu, deinem Einfalle Ehre machen werde.

Und nun wurde Anstalt zu einem Gastmale gemacht, wo Tejan den Vornehmen Roms zeigen wollte, wie er dächte, und wornach er zu trachten gesinnt wäre.

Wie der Präsident den vornehmsten des römischen Adels ein Gastmal gab, um die Gröse seiner Denkungsart zu zeigen.

Nun hat mich zwar die Versammlung sehr verdächtiger Leute in dem Hause des Tejans, und die ungewöhnliche Höflichkeit der Zuckerbecker, Köche, Schlachter, Fischer, Vogelsteller und Meerfischhändler, die mir auf den Strasen entgegen eilten, mir die Hände drückten, sich um mein Wohlsein erkundigten, mich ihren Freund, ihren Gönner, ihren Bruder und Schwager nannten, zu verschiedenen Gedanken verleitet; aber wie es mir gewöhnlich gieng, wenn ich vorher sagen sollte, ob jemand das, was ihm Schande, oder was ihm Ehre, (zumal wo dies leztere so leicht und klar war) brächte, wählen würde: so konnte sich mein Verdacht, wie Tejan auf Einfälle, die seiner ganzen Absicht zuwider wären, gerathen könnte, unmöglich so weit erstrecken, daß ich es für nöthig erachtet hätte, mich um jene zu erkundigen, und den Antheil, wie ichs

bei andern Unternehmungen gewohnt war, zu nehmen. Theils wußte ich, daß man dem Ueblichen etwas nachgeben müste, theils wollte ich ihm die Freude machen, ihn das, weswegen man ihm, wie ich voraus zu sehen glaubte, von allen Seiten Lobsprüche ertheilen würde, selbst wählen zu lassen, zumal da es mir nicht möglich schien, das Eigentliche hierin zu verfehlen. Höchstens, dacht ich, wird er die Vorstellungen, worin er die Thaten seiner Voreltern und anderer Männer aufweisen will, übertreiben. Er wird sie Berge wegtragen, Löwen erlegen und starke Bäume ausreißen lassen; er wird sie Künste der Werkstatt und des Ackerbaues, und grose Opfer der Uneigennüzigkeit erfinden, und mit einem Wort, einen von ihnen thun lassen, was vielleicht von allen seinen Voreltern nicht gethan worden ist. Und diese Eitelkeit hat im Grunde viel Gutes, indem sie demjenigen, den sie ernährt, einen Hang nach den Thaten mittheilt, bei welchen es nöthig ist, einen Anlauf zu nehmen. Wenn mir Tejan in diesen Tägen der Zubereitung mit einem Gefolge dienstfertiger Arbeiter hinter sich her begegnete, so lächelte er, als dächte er, er wollte wohl noch meine Erwartung übertreffen, und ich that desgleichen entgegen, als wollt ich ihn aufmuntern.

Die Stunde der grosen Mahlzeit war angekommen,

men, und die hohen Gäste versammelt, — Albus, der Speisenkenner, der genau zu bestimmen wuste, in welchem Meere eine Barbe gefangen, und aus welchen Dingen eine Brühe, das Meisterstück eines erfahrnen Koches, zusammengesezt worden, und Curtillus, berühmt wegen der Erfindung, wie man die Meerigel besser ungewässert in der Salzlacke von Meermuscheln kochen soll, dann Vibidius der Hungerleider mit den verborgnen weiten Säcken, worein er die Speisen, die er heimlich von der Tafel stahl, fallen ließ, und der Ritter Porcejus, der um zu essen zu kriegen, den Tischnarren machte, lauter Männer, die, wenn sie die Rathsstube betratten, die Väter Italiens, die Herren und Richter unzähliger Völker vorstellten.

Wie ein Wanderer erschrickt, welcher in der Meinung, daß er sich auf der geebneten Strase befinde, sorglos sich seinen Gedanken überläßt, und dann plözlich auffsehend um sich her Sümpfe, oder Steine und Abgründe erblickt: so ward mir, als ich die Vorstellungen sah, womit Tejan die Absicht hatte, die Thaten seiner Väter zu schildern, und den Römern heimliche Lehren, wie sie sich bei ihm zu verhalten und nach was sie zu trachten hätten, zu geben. Bachanten, welche in der Mitte glänzender Sklaven, die er um sie herum gestellt hatte, beschäftigt waren, sich zu mästen, und mit den

Künsten asiatischer Weichlichkeit wetzueifern. Dort lag ein sogenannter Feldherr zu den Füsen einer Buhlerin, und verlor, ihr zu gefallen, die Schlacht, hier sezte ein anderer auf das Glück eines Würfels seine väterlichen Güter, und hier saßen sie bei einer Tafel, aßen Nachtigallzungen und verschluckten aufgelöste Perlen statt des Getränkes. Um die Sache vollständig zu machen, that Tejan alles, was dazu dienen konnte, seine Absicht zu erklären, indem er die Anwesenden belehrte, wie die Leber von schneeweisen Gänsen, die mit fetten Feigen gemästet würden, am besten, und Hasenbuchen am schmackhaftesten sind, wenn man von den Lenden sie ablöset u. s. w. Mitunter plazte er über die wichtigsten Dinge die unbesonnensten Urtheile heraus, und die Römer, die nunmehr zu sehen glaubten, mit wem sie zu thun hätten, legten ihren weitgeöfneten Mund an die ungeheuren und vollen Weinbecher —

Er sezt euch auf die Probe, sagte ich meinem Nachbar, so laut, daß die nächsten es hören konnten, ins Ohr. Er will euch kennen, wiederholte ich, da ihm das unglaublich scheint, was man ihm von euch hinterbracht hat. Ihr sollet Fresser, Vollsäufer, Mädchenschänder, Taugenichts seyn. — Mehr brauchte es nicht. Die feine Politik, wofür nunmehr die Herren das Gastmal und das Betragen des Tejans hielten, war denselben ein Schrecken.

Mit

Mit scheuen Händen griffen sie nach den Speisen, und schüchtern schlürften sie den Wein herab. Je mehr ihnen Tejan zusprach, je mehr er sich prahlte, je dümmer er urtheilte: desto weniger glaubten sie was sie sahen und hörten. Die Herren giengen das erstemal gleich Weisen von einer Tafel, und schmekten noch den andern Morgen die Mahlzeit.

Phantasien.

Nun hätte mir zwar das Vorgefallene die Augen öfnen und mich überzeugen sollen, wie weit ich mit allen meinen Vorschlägen kommen würde; allein statt an dem Tejan eine gänzlich vernachläsigte Gemüthsart, und gleichsam eine Unfähigkeit wahrzunehmen, sich jemals heilen zu lassen, sah ich darin vielmehr einen heisen Eifer, das Grose und Edle zu befördern, und es kömmt izt nur darauf an, sagte ich zu mir selbst, ihn nach und nach damit bekannt zu machen. Und sollte es auch wirklich unmöglich seyn, ihn dahin zu bringen, daß er die Sache der Tugend und des Verstandes aus Neigung betreibe: so will ich ihn doch durch schlaue Künste nöthigen, sie aus Hochachtung und aus eigner Ueberzeugung, wie sehr ihm, es zu thun, daran liege, zu vertheidigen. Ich habe izt nichts zu thun, als bei den wichtigen römischen Familien die Einbildung, daß es künftig mit dem Guten, das bisher lächer-

lich war, vollkommen Ernst sei, zu erwecken, und gleichsam eine Mode, sich durch die Bestrebung nach selben ein Ansehen zu geben, in Bewegung zu sezen. Dann sollte mirs nicht schwer seyn, den guten Tejan so in sein System zu verwickeln, daß es ihm, ohne Gefahr der äusersten Schande unmöglich seyn sollte, wieder zurück zu gehen.

Es war eben so leicht voraus zu sehen, und unvermeidlich, daß Tejan über tausend Sachen würde entscheiden und anordnen müssen, als es gewiß war, daß er davon nicht das Geringste verstünde. Er sollte über Dinge, welche die Naturgeschichte, die Oekonomie oder geistigere Dinge der Philosophie angehen, Verfügungen, welche tausend und tausend Menschen glücklich oder elend machen würden, treffen, und er hatte kaum gelernt, was die Namen dieser Dinge bedeuten. Tejan hatte dies mit andern Adelichen in Rom gemein; sie thaten, was sie wollten, und thaten nach ihrer Meinung immer recht, weil sie alles ungestraft thun konnten. Aber nun ihm zu zumuthen, daß er die ihm unentbehrlichen Kenntnisse aus Schriften erlernen und selbst aus den Quellen schöpfen sollte, das war eben so chimärisch, als dieses auch in meinem Zeitalter nicht nöthig war. Wenn ein Mann von der Geburt des Tejan nur so viel erlernt hatte, um das Schlechte und Falsche vom Gründlichen wegzukennen, und

wenig-

wenigstens an andern, ob sie etwas erlernet hätten, zu kennen, wenn er dabei von einer nicht gar zu verderbten Gemüthsart war, um sich lenken, und fremde Einsichten und fremde Ehre lehren zu lassen: so war er ein vortreflicher Mann. Man darf eben mit den Regeln der Poesie nicht im strengsten Verstand bekannt seyn, um sie zu lieben, und eben nicht den feinsten und richtigsten Verstand besizzen, um von der Parthei der Gutdenkenden zu seyn, und den Unternehmungen derselben allen Vorschub zu thun. Jene Grosen, welche man als Philosophen, als Völkerlehrer, oder auch als Helden bis an die Sterne erhebet, waren (so wie ich mir nämlich die Sache nach der Unmöglichkeit bei einer Hoferziehung etwas, das sich nur über das Mittelmäsige erhebt, zu werden, vorstelle) gemeiniglich kaum die Hälfte dessen, wofür man sie ausgab; aber es war schon genug, daß sie dahin kamen, den Werth derjenigen nicht zu mißkennen, die in ihrem Stamme weise und einsichtsvoll waren, daß sie sich denjenigen überliesen, die sich es mit unaussprechlicher Freudigkeit zur Pflicht gemacht hatten, sie durch die Mitte jauchzender Unterthanen nach dem Tempel des nie verwelkenden Ruhmes zu führen. Ich hatte mir nichts geringers vorgenommen, als gerade so etwas ins Werk zu bringen, und der Plan, den ich mir dazu ausdachte, so seltsam er scheinen

mag war, hätte das Glück nur in etwas mir wohl gewollt, gewiß nicht unmöglich.

Ich ließ die Zimmer, wo sich die vornehmen Römer täglich versammeln würden, dem Tejan ihre Aufwartung zu machen, mit kleinen Täfelchen verzieren, worauf die Dinge, welche in Berathschlagung kommen würden, gemalt maren; einheimische Thiere, deren Zucht wir vernachläsigten, vortrefliche Maschinen, die wir nicht kannten, oder nicht benuzten, Pflanzen und Bäume, deren wir nicht pflegten, Gegenden, die wir öde und unbenuzt liegen ließen, mitunter auch Geschichten verewigter Römer, welche ich, gemäß der Freiheit, die den Malern und Dichtern gegeben ist, gerade so etwas verrichten und so auftretten ließ, daß es dazu diente, entweder die Unwissenheit, oder den Eigennuz, oder die Trägheit der Anwesenden zu beschämen. Ich hatte hiebei mehr als eine gute Absicht, deren die vornehmste war, den Herren, an deren Bildung und Belehrung dem Staat vorzüglich gelegen war, die nöthigsten Kenntnisse spielend, und, wie nur von Ungefähr, beizubringen, indem ich nicht zweifelte, sie nach dem Inhalte der Gegenstände, deren Bilder sie sehen würden, neugierig und zum Vortheile der guten Sache aufmerksam zu machen. Zu gleicher Zeit hatte ich vor, ein anderes Hinderniß,

das

das der Aufklärung der Grosen in Rom von je her entgegen stund, aus dem Weg zu raumen; dies war die Entfernung der Gelehrten und Künstler von ihren Gesellschaften, die traurige Folge einer beschämungswürdigen Eitelkeit, ohne deren Verbannung es immer unmöglich blieb, den nüzlichen Kenntnissen ein Leben und Ansehen zu verschaffen, und die Kräfte, welche nie getrennt seyn sollen, zu vereinigen. Wenn die Fabel vom Blinden und Lahmen jemals vortreflich und nach dem Leben gezeichnet war, so war sies in Rom. Ein Theil sah, was zu thun war, und konnte nicht helfen, und dem Theile, der unternehmen konnte, blieben nicht selten die Augen geschlossen. Ich dachte also, wenn ich es dahin brächte, eine Art von Akademie, wo jeder Mann mit Verdienst freien Zutritt hätte, zu errichten, so müßte der Abstand, den ein vornehmer Taugenichts bei einer Vergleichung mit einem Manne von Einsicht an sich wahrnehmen würde, dazu dienen, ihn bei einer heilsamen Beschämung seine Armseligkeit fühlen zu lassen, und für Fleis und Brauchbarkeit Hochachtung zu erwecken. Dem Tejan, der, so wenig er zu begreifen schien, was ich vorhabe, mich, seit dem grosen Gastmal, doch machen ließ, erklärte ich meine geheimen Absichten noch umständlicher. „Wenn wir auch nur eine kleine Anzahl aufgeklärter und geschickter Männer

bei-

beisammen haben, sagte ich, so haben wir gewonnen. Sieh, die vornehmste Ursache, warum grose Gedanken in der Ausführung so viele Schwierigkeiten finden, und selten zu Stand kommen, ist, weil sie gemeiniglich unerwartet, und zu einer Zeit, wo niemand auf sie vorbereitet ist, kommen. Man muß ehe die Gemüther erweichen, in welche man die Formen seiner Verordnungen giesen will. Du magst nun künftig einen Mißbrauch abthun, oder eine erstorbne Tugend wieder einführen wollen: so soll das eine Zeit zuvor der Inhalt unsrer Gespräche seyn, wobei wir für nichts zu sorgen haben, als daß sie ungezwungen auf die Bahn kommen, und den Ton der gesellschaftlichen Unterhaltung und der Fröhlichkeit annehmen. Du darfst nur eine kleine Freude bezeigen, wenn ernsthaftere Dinge untersucht werden, oder dazu Gelegenheit geben, um eine gemeinschaftliche Bestrebung nach ähnlichen Dingen, womit man sich dir gefällig zu machen und deine Aufmerksamkeit zu verdienen bestreben wird, hervor zu bringen." Dieser Vorschlag erhielt ganz den Beifall des Tejan, und er gefiel sich dabei um desto besser, je leichter ich es ihm machte, als ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen zu erscheinen. Wir pflegten nämlich, ehe sich die Gesellschaft versammelte, einige von den Täfelchen, über deren Inhalt die Rede seyn sollte, zu durch-

gehen.

gehen. Ich sagte ihm meine Meinung, und er war so gütig, sich etwas zu behalten. Wie man etwas veranlassen könnte, daß es scheint, es sei ein lauteres Ungefähr, wie man etwas vorbringen könnte, daß es das Ansehen bekömmt, als habe man noch die Hälfte zurück, das spielte niemand besser, als er; und was mir Hofnung machte, daß daraus viel Gutes entstehen könnte, war, daß er die Begierde, ein Mann von grosen Talenten zu scheinen, bis zur Eitelkeit trieb. Er schien nach und nach eine Art von Ernsthaftigkeit lieb zu gewinnen, die nicht selten den Weg nach dem Vollkommnern bahnt, und in einer vornehmen Trägheit nichts Vornehmes zu suchen. Aber was ich ihn vorzüglich beredete, daß es ihm einen unauslöschlichen Ruhm und ein fürchterliches Ansehen verschaffen würde, war der Besiz moralischer Vollkommenheiten, wo ich ihm mit allen möglichen Vorstellungen begreiflich zu machen suchte, daß die Geisteskraft, bei allen Fällen das nämliche Angesicht beizubehalten, sich immer gegenwärtig, entschlossen und gefaßt zu bleiben, einem Statsmanne mehr Ehre mache, als dem Cäsar die Kunst, etliche Briefe von verschiedenem Inhalte zu gleicher Zeit anzugeben, oder jegliche Soldaten einer ganzen Armee beim Namen zu nennen. Oft ließ ich ihm, wenn er mitten im Kreise aufbrausender Römer stund, gemäß unse-

unserer Verabredung, eine traurige Botschaft sagen, und Tejan blieb sich gegenwärtig, oft einen Zufall voll Verwirrung melden, und Tejan blieb gefaßt und entschlossen. Und wenn Tejan auch nichts von dem allen geworden: so blieb doch denen, welchen daran lag, sich ihm ähnlich zu zeigen, die Bemühung unvermeidlich, davon etwas wirklich zu werden. Man schäzte, und hatte Ehrfurcht für das, was edel und gros war, und das war indessen genug. Oft ist aus solchen Scherzen Ernst geworden, und die besten Verordnungen für das Wohl ganzer Länder haben ihr Daseyn solchen Ursprüngen zu danken.

Wie es mit der Akademie ergangen.

Nun wußten die Faktionen freilich, wie Tejan zu gewinnen sei, und eine Zeit lang gieng das Ding vortreflich. Da sie entdeckt zu haben glaubten, daß er an Poesien und Gemählden, und wizigen Schriften ein Vergnügen habe, so eiferten sie in die Wette, sich etwas beizulegen, und mancher arme Dichter oder Künstler gewann dadurch eine Mahlzeit. Man hörte von nichts, als von der Nothwendigkeit gründlicher Einsichten und eines grosen Verstandes, reden, und wer sich dem Tejan nur von weiten empfehlen wollte, sprach in bons mots und Sentenzen. Man bemühte sich, doch so, daß Te-

jan

jan es wissen konnte, die Originalien, die er besaß, zum kopiren zu bekommen, und häufig spielte man, wenn er zugegen war, den Nachdenker, indem man mit gesenktem Haupte und ganz in sich selbst verschlossen, vorüber gieng, oder kleine Nachläsigkeiten in Betref der Höflichkeiten begieng, von denen man wußte, daß sie Tejan für keine wesentliche Sache eines brauchbaren Mannes zu halten pflegte. Andere giengen noch weiter, und verwandelten die Griffe ihrer Spazierstöcke, und die Knöpfe ihrer Kleider in Thiere, und einige trugen sogar Röcke und Mäntel a la Tejan, indem sie selbe überall mit kleinen Insekten, und nicht selten mit dem ganzen Thierreiche verzieren ließen. Und was den andern Punkt, sich moralisch gros zu machen, betrift, so suchten dies die Herren durch ihr Gespött über unmoralische oder unphilosophische Charakter zu ersezen, indem sie die beisendsten Schilderungen machten, wie jener bei der geringsten Gelegenheit aufbrause, ein anderer wegen schlimmen Wetter die Heiterkeit zu seinen Geschäften verliere, ein dritter bei der kleinsten unvermutheten Ereigniß sich in den Plan seiner Sachen nicht mehr zu finden wisse; allein mit dem Tejan war gegenwärtig kein Scherz zu treiben. Er muthete den Philosophen dieser Art zu, daß sie bei der frugalesten Mahlzeit, (wie er dann, um als ein Weiser zu erscheinen, nachdem

er

er eher gegessen hatte, sich izt nur zu solchen zu sezen pflegte) vergnügt aussehen, und eine seiner Gesellschaften am Abend einem herrlichen Schmause vorziehen sollten. Und wenn von neuen Schriften, wobei man ihm nachsagen muß, daß er wenigstens den Inhalt sich merkte, die Rede war, so wußte er die Sache so vorzubringen, daß nur derjenige, der die Schrift ebenfalls gelesen hatte, im Stande war, zu antworten. Wollte man sich ihm merkwürdig machen, so mußte man die schönen Gemählde an den Wänden bewundern; aber kaum, daß man seine Blicke dahin richtete: so war man in Gefahr, daß er herbei kam, und die seltsamen Fragen that, wofür man das Ding halte, was man sich davon für einen Nuzen verspreche, u. dgl. Es war eine verzweifelte Sache, womit es so weit kam, daß, wenn die Herren in das Zimmer traten, sie den Muth nicht mehr hatten, die Augen aufzuheben, daß sie sich sorgfältig hüteten, den Kopf nach der Seite zu halten oder einer Wand nahe zu kommen, und, wenn Tejan dahin blickte, bleich zu werden, und zu zittern anfiengen. Aber den empfindlichsten Streich spielten die armen Schelmen vollends sich selbst, indem sie sich zur Zeit, wo es Mode geworden, Kleider a la Tejan, das ist, ganze Geschichten auf selben zu tragen, sich ein Geschäft daraus machten, dem Herrn Präsidenten mit vielem

Geläch-

Gelächter zu erzählen, welche alberne Antwort ihnen der Enkel des grosen Posidius, oder der Sohn des reichen Rumantius, auf die Frage, was die durch Stickwerk auf den Ermel eingetragene Geschichte bedeute, gegeben hätte. Kaum daß diese Bosheit ruchbar geworden, giengen sich die vornehmen Römer, Väter und Söhne, wo sie konnten, aus dem Weg, und man sah nicht selten, wie zween, die sich durch Ferngläser von weitem entdeckt hatten, plözlich zurückkehrten, oder einer den andern vor sich her jagte, daß ihm der bittre Schweiß vom Angesicht rann. Es blieb endlich kein anderes Mittel der Sicherheit übrig, als zu Hause zu bleiben, welches dem römischen Pflasterwesen binnen kurzer Zeit über zehntausend Sesterze erspäret hat.

Wie sich Phonion betrug. — Erste Unternehmung des Tejans, die Römer zu bessern.

Wenn Tejan einen neuen Frennd gewann, so geschah es allemal auf Kosten der ältern Freunde, welche er sichtbar hintansezte, und nicht selten auf eine beleidigende Weise von sich entfernte. Dies Loos traf auch den berüchtigten Phonion, welchem ich die Bekanntschaft mit dem Tejan, und was derselben folgte, zu danken. Er wurde beinahe wie ein

Fremder behandelt, und hatte den Einfluß, welchen er zuvor auf das Gemüth des Tejan und seine Angelegenheiten behauptete, gänzlich vorloren. Dies mußte dem Phonion doppelt empfindlich fallen, da ihm die vornehmen Römer, welche den Tejan gerne auf ihre Seite gezogen hätten, inständig anlagen, sich ihrer bei demselben anzunehmen; aber wie Phonion ein Mann war, der zu gut wußte, wie der Eifer des Tejan sich enden würde: so war er über die Stelle, welche ich bei diesem einnahm, nicht im geringsten beunruhigt. Er versicherte mich vielmehr, indem er mir zu dem Vertrauen, das Tejan als Präsident in mich sezte, Glück wünschte, wie er dies voraus gesehen habe, und wie er hoffe, daß ich die Gelegenheit, Ehre einzuernden, benuzen werde. Er lobte die Einfälle, welche ich zur Aufnahme der guten Sache aufgeführt hatte, und ermunterte mich mit aller, ihm möglichen, Beredsamkeit, das Eisen, so drückt er sich aus, da es erweicht wäre, zu schmieden, und da Tejan nun einmal gestimmt wäre, zu allem, was ich in seinem Namen unternehmen würde, ja zu sagen, ihn dasselbe recht oft sagen zu lassen.

In Rom ward nun überall vom Wahren und Schönen, vom Nüzlichen und Grosen gesprochen, und von den neuen Einrichtungen, welche in verschiedenen Dingen bald zum Vorschein kommen

wür-

würden. Da jede Parthei sich schmeichelte, daß eine neue Verordnung ihrer Gegenparthei Tort thun würde: so war eine jede beschäftigt, die Weisheit des Tejan zu loben, und ihm die Nothwendigkeit, etwas zu verordnen, unvermeidlich zu machen. Was ich dabei vor allem besorgte, war, daß etwa Tejan die Sache übertreiben, und den Römern etwas zumuthen möchte, wozu ihre Kräfte zu schwach wären. Ich glaubte also nicht genug eilen zu können, um ihn zu bereden, daß er sich belieben lassen möchte, die Verbesserung der Römer mit einer Kleinigkeit anzufangen, und diejenige, welche ich ihm vorschlug, so unerheblich sie ihm scheinen mochte, zu billigen. Ich beobachtete nämlich, daß die Tempel, welche die uralten Römer der holden Aurora gewidmet hatten, verfielen, und daß es zur Gewohnheit geworden, die goldnen Stunden, wo eine sanfte Kühle und Heiterkeit jeden Sinn erquicken, zu verschlafen, und entgegen die Stunden der Nacht bei Rauch und Dampf durchzubringen. Ich dachte eine Verordnung, vermög welcher die Römer gehalten wären, sich am frühen Morgen mit ungeschwächtem Geiste, und nüchternem Körper an ihre Geschäfte zu begeben, würde allein hinlänglich seyn, grosen Unordnungen abzuhelfen, und wenigstens unter die Rathsherrn diejenige Munterkeit, welche sie beim Essen und Trinken belebte,

zu bringen. Tejan billigte diesen Vorschlag, und ich unterließ nicht, der Ausführung desselben durch die in meinen Augen erforderlichen Mittel, den Weg zu bahnen, indem ich eine Abhandlung von den Vortheilen des frühen Aufstehens auf schönem Papier herausgab, welche die Römer, ungeachtet sie nicht im geringsten begriffen, wie selbe eine Beziehung auf sie haben könnte, dieselbe Stunde, wo sie hörten, daß sie aus dem Haus des Tejans kam, bis an die Sterne erhuben. Das frühe Aufstehen, war ihre einhellige Rede, erhalte Leib und Seele, und nichts glich dem Abscheu, den sie an dem faulen Schlafen ihrer Landsleute hatten, und nichts dem Bedauren, daß sie, als Einzelne, außer Stand gesezt wären, Geschäffte, welche gemeinschaftlich unternommen werden müßten, am früheſten Morgen vor sich zu nehmen. Tejan machte sich beinahe Vorwürfe, die Verordnung, welche er herauszugeben gesinnt war, nicht gleich die erste Stunde seines Präsidentenamts herausgegeben zu haben. Gleichwohl machte ich, um der Sache einen desto grösern Nachdruck zu geben, Anstalt, daß die Abhandlung in verschiedenen Journalen recensirt, das heißt, gelobt, und bei dieser Gelegenheit die Nachrichten, welche von der Weisheit des Tejans allenthalben erschollen, als eine längst bekannte Sache herausgehoben wurden. Ueberall berührte man

die

die künftige Verordnung, und in einem derselben versicherte man, daß sie wirklich kund gemacht sei, so, daß dem Tejan nichts übrig blieb, als sie kund machen zu lassen, welches den andern Morgen in einem feierlichen Mandat, worin das Faullenzen und lange Schlafen heftig mitgenommen, und dagegen die zweite Frühstunde zu den künftigen Rathsversammlungen bestimmt ward, unter dem Schalle der Trompeten an den vornehmen Pläzen geschehen ist.

Folgen des Mandats vom frühen Aufstehen.

Als einst in Rom die Nachricht, Hanibal ist vor den Thoren! erscholl, mag in Rom ein groser Lermen gewesen seyn; aber der Tumult, der über die Verordnung vom frühen Aufstehen entstund, war einzig, und nur dieser Stunde vorbehalten. Zwar anfangs war eine grose Stille, und auf den Gesichtern erschien die nämliche Gelassenheit, womit die Römer sonst die Verordnungen anzuhören pflegten, welches daher, daß dieselben gewöhnlich in einer Schreibart, die niemand verstanden, waren. Ungeachtet ich nun dafür gesorgt hatte, daß diesmal alles in ganz kurzen, faßlichen Säzen, klar und bestimmt gesagt werden möchte: so war doch der Inhalt an und für sich zu unerwartet, als daß

er den Römern nicht eben so undeutlich hätte verbleiben sollen; als aber diejenigen, welche gut hörten, versicherten, es habe in der That geheißen, früh Aufstehen, früh Aufstehen: Götter, Berge, Erden, Meer! Wer beschreibt die Bstürzung, den Aufruhr, das Rennen und Laufen, das Reuten und Fahren durch einander auf allen Wegen und Strasen! Man hatte nicht Zeit mit einander zu reden, man warf sich nur die Hände einander zu, und es fehlte wenig, daß man nicht das Feuerhorn geblasen! Früh aufstehen! Früh aufstehen!

Es geht nicht, sagten die Rathsherren. Es kann nicht gehen, sagten die Konsule. Es kann unmöglich gehen! sagten die Priester der keuschen Vestalinnen.

Es ist dies eine Sache uralten Herkommens, sagte der Stadthalter. Wider unsre Verfassung ists, schrien die Rechtsgelehrten. Eine Verlezung unsrer Freiheit ists, schrie der Stadtschreiber. Freiheit! Freiheit! rief das Volk.

Die Zünfte schlossen ihre Läden, die Lehrer ihre Schulen, und der Aufruhr begann auf das Neue, und das Rathhaus, in welchem sich die Väter schleunigst, und halb angekleidet, versammelt hatten, ward vom Volke umgeben, als der grose Diktator erschien und die lermende Menge versicherte, daß der gesamte Rath beschlossen habe,

die

die Sache zu einem förmlichen Proceß instruiren, und indeßen in Betref des frühen Aufstehens Junges und Altes in Possession zu lassen.

Westenrieder.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

II. Fortsezung des Lebens der Theodore von der Linden.

Von Heinrich Stilling.

Die Folgen der Gnade, welche Ehrenfried mit seiner Gattin bei dem besten Fürstenpaar genoß, waren gros und fruchtbar. Bei Hof wurde das Bündniß nicht bekannt, jeder wuste wohl, daß der Kammerrath hoch angeschrieben war; allein da er sich dessen gar nicht rühmte, ganz und gar nicht merken ließ, als wenn er den geringsten Einfluß hätte, auch bei allen Gelegenheiten, den bescheidenen demüthigen Mann zeigte, vorzüglich aber weil er nicht steigen wollte, sondern andere beförderte, so wurde ihm nun diese Gnade gar nicht mißgönnt, im Gegentheil, ein jeder freute sich darüber, als über ein Mittel, wodurch man glücklich werden könne, wenn man nur Ehrenfrieden gewinnen könne, und das konnte keiner, ohne die

strengste Tugend, einen guten Kopf, vorzüglichen Fleiß und das beste Herz. Das ganze Fürstenthum empfand diese Verfassung des Hofes als eine fruchtbare Quelle von vielen heilsamen und gesegneten Verordnungen, und jeder rechtschaffene Unterthan segnete seinen Fürsten, und wünschte ihm, nicht aus Schmeichelei, sondern von Herzen ein langes Leben.

Clementine lebte während der Zeit immer im Stillen fort, sie nahm allen Antheil an dem Glücke ihres Bruders, zuweilen reiste sie zu ihren Eltern, dann kam sie wieder; so wechselte sie mit ihrem Aufenthalte ab, theils ihre Pflichten zu erfüllen, theils auch um sich die Zeit der Abwesenheit ihres Geliebten immer kürzer zu machen. Sie schrieb auch dem jungen von der Linden alles, was am Hofe zu Rheinau vorgegangen war, und erhielt dagegen um diese Zeit von ihm die wichtigsten Briefe, aus deren Inhalt ich nun den Faden meiner Geschichte fortspinnen kann.

Der Herr van der Gracht war ein recht ehrlicher Holländer, das heißt, er war im strengsten Sinne der reformirten Kirche oder vielmehr der niederländischen zugethan. Die Dordrechtische Synodalschlüsse waren die Norma, nach welcher er sich die Bibel erklärte, er glaubte die Gnadenwahl steif und fest, und es hielt hart, wenn er andern christ-

lichen

christlichen Religionspartheien die Möglichkeit, selig zu werden, zugestehen sollte: d'Oufreins Erklärung des Heidelbergischen Katechismus, und Doktor Lampens Schriften waren seine tägliche Lektür, dabei war er aus der masen pünktlich im Wort halten, und eben das forderte er auch von denen, die mit ihm umgiengen; alles, was er sagte, war im strengsten Sinne wahr. Sechs Tage in der Woche arbeitete er sehr fleisig, aber den Sonntag feierte er sehr streng, und gieng so oft in die Kirche, als nur gepredigt wurde. Eben so wie er lebte, so hielt er auch alle seine Hausgenossen, Hans Jakob muste sich aufs genauste nach ihm bequemen, diesen sahe er nicht als einen Akademisten, sondern als seinen Vetter und Comtoirbedienten an, von dessen Aufführung er Rechenschaft zu geben schuldig war. Der junge Mensch hatte, wie meine Leser wissen, ein feuriges Temperament, das sehr zur Freiheit geneigt war, daher fiel ihm oft der Zwang schwer, in welchem er lebte, besonders da er sahe, wie seine Mitstudirenden alle Freiheit genossen, oft fühlte er auch sein Geld, seinen Reichthum, und dann giengs ihm im Kopf herum, gern hätte er zuweilen hinten aus geschlagen und sich frei gemacht, allein der Briefwechsel mit Clementinen, mit Ehrenfried und Theodoren hielt ihn immer in den Schranken: denn so oft er über seine ge-

zwungene Lage klagte, so oft gaben ihm alle drei in ihren Briefen den dringendsten Rath, geduldig auszuhalten, weil eben dieser Zwang seine Seele in Gehorsam übte, der doch jedem Menschen zu seinem Glücke und zu einem ruhigen vergnügten Leben so nöthig sei.

Ich weiß wohl, daß man in Geschichten lieber Thatsachen, als die eigenen Gedanken des Schriftstellers liest; allein ich kann mich doch zuweilen nicht enthalten, auch mein Scherflein dazu zu thun, wer's nicht lesen mag, der schlage es über. Die ganze Erziehungskunst, was die Bildung des Herzens betrift, beruht auf einem Hauptpunkte, auf der **Brechung des Eigenwillens.** Der Mensch hat von Jugend auf sehr lebhafte Neigungen, von diesen läßt er sich allein leiten, besonders weil es ihm noch an Vernunft und Erfahrung fehlt; jene Neigungen gehen aber immer auf sinnliche Vergnügen aus, denen jagt der Mensch nach und wird nie gesättigt; wird nun dem Kinde von Jugend auf der Wille ganz gelassen, so sezt sich jede Neigung fest und wird herrschend, daher sezt sich Eigensinn und Eigenliebe auf den Thron, und beherrscht Geist und Herz mit der grösten Tyrannei. Solche Menschen sind nun ihr ganzes Leben durch unglücklich. Der Gang der Dinge und des Schicksals in dieser Welt ist so beschaffen, daß unmöglich die

Nei-

Neigungen eines jeden befriediget werden können, denn sie laufen gar zu oft gegen einander; wenn nun einem so eigenliebigen Geiste sein Wille nicht geschieht und nicht geschehen kann, so ärgert er sich, und bedienet sich aller, oft der unerlaubtesten Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen. Das sind die Folgen der sich selbst überlassenen menschlichen Natur, bleibt sie in ihrem Laufe ungestört, so bildet sie den Menschen zum Satan, dies bestätigt die tägliche Erfahrung und die Vernunft, und dieses ist auch der unwiderlegbarste Beweis vom allgemeinen Verderben der menschlichen Natur.

Wird aber dem Kinde von Jugend auf der Wille gebrochen, wird es von der Wiege an gewöhnt, das, was es mit Leidenschaft will, nicht zu bekommen, sondern dem Willen eines andern zu folgen, wird also jede eigenwillige Neigung getödet, und zugleich der Verstand nach den Regeln der Vernunft und der Religion ausgebildet, so gewöhnt sich der Wille und das Herz allmälig zum Gehorsam an die Stimme des Gewissens, und beide gehorchen gerne. Solche Menschen sind biegsam, und das erhabene Vergnügen, welches die Seele in dem aus dem Gehorsam, und aus der Erfüllung seiner Pflichten, fliesenden innern Frieden empfindet, giebt endlich der Sache den Ausschlag, es leitet den Menschen immer mehr zur Er-

gebung in den Willen der Vorsehung, zur Sanftmuth, zur Demnth und zu allen christlichen Tugenden. Ey! man bemerke nur, wie Gott die frommen Menschen nach und nach zu Engeln bildet; man lese nur ihre Geschichten, so wird man finden, wie eine immerwährende Kette von lauter Leiden, Kreuz und Trübsalen ihren Lebensgang durchschlingt, immer ihren Eigenwillen durchkreuzt, und sie nach und nach zu wahren Menschen bildet, die dann fähig werden, nicht nur vortrefliche Nachbarn und hilfreiche Freunde, sondern auch vortrefliche Bürger der zukünftigen Welt zu werden.

Dies alles ist eine so reine Wahrheit, daß es nicht zu begreifen ist, warum sie nicht allgemein erkannt wird und wie man noch so blind seyn kann, daß man in der natürlichen Freiheit des Willens die beste Erziehungsmethode sucht? Doch ich kehre wieder zu meiner Geschichte.

Alles, was ich da gesagt habe, das wurde dem guten Hans Jakob so weitläuftig und so klar von seinen dreien Correspondenten vordemonstrirt, daß er sich zufrieden gab und seinen Lastkarren geduldig fortschob. Ich glaube aber, daß doch wohl die Furcht, seiner Clementine zu misfallen, noch den grösten Antheil an seiner Geduld und Unterwerfung haben mochte. Indessen seine Beweggründe mochten seyn, wie sie wollten, genug er bildete sich von

Tag

Tag zu Tage zu einem immer edlern und würdigeren Mann: sein Geist klärte sich auf durch den Fleis, den er aufs Studiren wandte, er gewöhnte sich an eine strenge Ordnung, die fast bis zur Pedanterei in van der Grachts Hause herrschte, und sein Herz wurde immer mürber und biegsamer durch den strengen Gehorsam, den sein Herr von ihm forderte, jeden Augenblick wurde ihm durch den Sinn gefahren, und sein Eigenwille gebrochen, wodurch er allmälig ein sanfter, thätiger und edler Jüngling ward, denn sein ohnehin vortreflicher Karakter erhielt dadurch die herrlichste Temperatur und Richtung.

Hans Jakob pflegte wohl des Sonntags Nachmittags bei schönem Wetter spazieren zu gehen, allemal muste er aber vorher seinen Herrn fragen, der es ihm dann erlaubte, oder nicht erlaubte, je nachdem ers für gut fand. Nun trug sichs zu, daß einsmals ein guter Freund zum von der Linden kam, und ihn zu einem schönen Spaziergang nach einem schönen Buytenplaats einlude, Hans Jakob erhielt Erlaubnis dazu, und die beiden giengen nun zusammen fort. Der Weg führte sie durch einige abgelegene Gassen, besonders weil sie ihn etwas abkürzen und eher beim Thor seyn wollten; während der Zeit aber, daß sie von Haus weg waren, hatte sich eine trübe Wolke über der Stadt zusammen gezogen, diese fieng an mit aller Kraft

ihre

ihre Last herabzugiesen, so daß beide Obdach suchten. Nun war in der Nachbarschaft ein Caffehaus, welches dem Freunde unsers Hans Jakob bekannt war, er schlug vor, dahinein zu gehen, eine Tasse Caffee zu trinken, und eine Pfeife Tabak zu rauchen bis der Regen vorüber seyn würde, dies war dem von der Linden nicht zuwider. Sie traten also dahinein und fanden daselbst eine grose Gesellschaft von allerhand Menschen, wie denn an solchen Orten gewöhnlich ist. Von der Linden lief mit flüchtigem Blicke alle Gesichter durch, und als er herum war, da fiel ihm ein, er habe eins gesehen, das ihm nicht nur bekannt war, sondern ihm auch eine unangenehme Erinnerung gemacht hatte; dies machte ihn neugierig, er übersahe also noch einmal aufmerksam alle Gesichter, und bald entdeckte er mit Schrecken einen Offizier, dessen ganzes Ansehen ihm einen tiefen Eindruck machte, er hatte das Gesicht mehr gesehen, und doch fiel ihm nicht ein, wer der Mensch war. Der Offizier hatte ihn indessen auch entdeckt und mit scharfem Blick betrachtet. Kaum hatte sich Hans Jakob mit seinem Freunde gesezt, so war der Offizier fort. Dies machte den von der Linden noch stuziger, und jezt fiel ihm ein, daß es der junge Böhling war. Dieser war seinem Patron, dem Prinz Albert, nach Holland gefolgt, hatte unter seinem Regiment Dienste genom=

kommen, und man kan leicht denken, daß ihn Albert auf alle Weise unterstüzte und beförderte. Allein was machte Böhling hier? denn das Regiment des Prinzen Alberts lag ziemlich weit von Utrecht in Garnison; doch die Frage machte Hans Jakob weiter keinen Kummer, er trank mit seinem Freunde Caffee, und so wie es aufhörte zu regnen, so giengen sie zusammen fort. Den folgenden Morgen schrieb er an seinen Schwager Ehrenfried nach Rheinau, in welchem Zustand er den jungen Böhling angetroffen habe.

Obs nun Ahndung oder weise Vorsicht war, weis ich nicht, genug dem Kammerrath, seiner Frau, und Schwester schlug das Herz bei dieser Nachricht, sie schrieben ihm alle drei recht angelegentlich wieder, und warnten ihn aufs dringendste, auf seiner Hut zu seyn, damit er nicht von Böhling in die Falle gelockt würde, denn sie vermutheten, daß sein Aufenthalt in Utrecht ihn selbst zum vornehmsten Augenmerk haben könnte. Der Prinz sowohl als Böhling musten den jungen von der Linden fürchten, denn das greuliche Laster der beiden war unläugbar, und Böhling wenigstens, als der eigentliche Thäter, hätte dem Fürsten von Rheinau auf sein Begehren müssen ausgeliefert werden. Zudem muste den rachsüchtigen Böhling noch der Vorzug, den Clementine dem

Hans Jakob vor ihm gegeben hatte, in der Seele schmerzen, und dies allein konnte seinem bösen Herzen Anlaß genug seyn, sich an ihm zu rächen. Alle diese Betrachtungen zusammen genommen, machten obige drei für ihren Freund in Utrecht besorgt: denn Böhling hatte ein böses Gewissen, und konnte wohl vermuthen, daß Hans Jakob auf Veranlassung seines Schwagers als ein Werkzeug gerechter Strafe gebraucht werden könnte. Alle diese Vermuthungen waren auch nicht vergebens, denn es währete keine drei Wochen nach dem Empfang obigen Briefs, so erhielt Ehrenfried die schreckliche Nachricht von dem Herrn van der Gracht, daß der gute Hans Jakob verlohren sei, er sei nämlich von einem Unbekannten abgeholt worden, und seit der Zeit nicht wieder gesehen worden. Ehrenfried hielt diese Nachricht vor seiner Frau und Schwester geheim, er stellte sich so froh und munter, daß niemand etwas merkte, alsbald nach diesem Brief verfügte er sich zum Fürsten, und klagte ihm den Vorfall. Der Fürst nahm sich der Sache an, es wurden alle Mittel vorgekehrt, um den guten Menschen wieder aufs Freie zu bringen, die Hochfürstliche Regierung schrieb in den Haag, und an die Magistrate der vornehmsten Seestädte, und bat, alle nur mögliche Mühe anzuwenden, um den edlen Jüngling aus den Klauen der fürchterlichen

Rache

Rache zu erretten. Der Fürst selber unterstüzte alles mit den freundschaftlichsten Handschreiben, und Ehrenfried schrieb auch an alle Freunde, die er in den Niederlanden hatte, alle ihre Kräfte zu dem Zweck anzustrengen.

Bei allen diesen Verfügungen wars nun nicht möglich, das Unglück länger verschwiegen zu halten, sowohl Theodore als Clementine erfuhren es noch allzufrüh; es ist leicht zu denken, welche Folgen dies alles in den Gemüthern dieser beiden Frauenzimmer hatte; ich mag mich mit Beschreibung aller Klagen und des Gemüthszustandes derselben nicht aufhalten, das alles kann sich jeder empfindsamer leicht dazu denken, ich verfolge nur den Gang der Geschichte.

Sechs Wochen trauerte und sorgte man zu Rheinau um den Hans Jakob, auch sein Vatter, der alte Diedrich, dem mans auch bekannt gemacht hatte, fieng an, auf der alten Leier zu spielen, und zu behaupten, das alles wäre nicht geschehen, wenn man ihn bei seinem Vatter gelassen hätte, und das sei die göttliche Strafe, wegen dem Hochmuth seines Sohnes, dem es in seines Vatters Haus nicht mehr gut genug gewesen sei. So schliesen die Menschen, ein jeder nach seiner Denkungsart: Ehrenfried, und mit ihm die beiden Frauenzimmer, glaubten indessen, es sei eine göttliche Prüfung für

den guten Jüngling, um ihn desto besser zu seinem Zwecke zu leiten. Sechs Wochen hatte man so getrauert, gesorgt, geschlossen und räsonnirt, als auf einmal ein Brief vom Hans Jakob selbst, und zwar aus dem Hause des Herrn van der Gracht datirt, dem allen ein Ende machte, und jeden wieder in Ruhe und Freude versezte. Ich will hier den ganzen Brief von Wort zu Wort abschreiben, um desto besser meinen Lesern zu zeigen, wie viel der junge von der Linden in einem Zeitraume von drei viertel Jahren in der Aufklärung und besserm Geistesgange zugenommen hatte; freilich muß man nicht nach Holland gehen, um deutsch zu lernen; allein in Utrecht wird viel Hochdeutsch gesprochen, und Ehrenfried empfahl und besorgte ihm immer die besten deutschen Schriften, welche sein Schwager in seinen Nebenstunden las, und sich also auch darinnen ziemlich bildete.

Utrecht den ⸗ ⸗ sten — —

Liebster Herr Bruder!

Ich möchte diesem Blatt Flügel wünschen, damit es bald nach Rheinau zu Kammerrath Ehrenfrieds Haus fliegen könnte, denn ich kann doch wohl denken, daß ihr alle um mich bekümmert seid. Nun seid es nicht mehr, ihr lieben Leutgen! ich siz da wie-

der

der ruhig zwischen meinen vier Wänden, und bin Gott sei Lob und Dank! mit einem blauen Auge davon gekommen. Es ist ein vertrakt Ding um die Liebe, wär da Clementine nicht gewesen, so hätt' ich über den Spaß gelacht, aber so konnt ich nicht lachen, doch geweint hab ich auch nicht, aber mein Herz war doch so geschwollen, daß ichs mit meinen eigenen Ohren in meinem Leib schlagen hörte, immer sagte mir ihr Bild, das so bedauerlich vor meinen Augen herumschwärmte, du armer Hans Jakob, und dann sah ich mit meinen Geistesaugen, wie das arme Bild die Hände rung und weinte, und per Sympathie wurde es mir dann auch so zitternd warm zwischen den Augenliedern.

Nun will ich Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist: Am Freitag vor sechs Wochen kam ein Mensch mit rund geschnittenem Härgen, einem dreispizigen Hut, braunen Rock, schwarzen Weste, Hosen und Strümpfen zu mir aufs Comtoir, der Mensch sah so ehrbar, und so mennonistisch aus, daß ich ihm gleich trauete, er grüste mich freundlich und mit sanfter Stimme, und mischte jeden Augenblick den Namen Gottes und Christi unter seine Reden, dem sollte der H . . . . nicht getrauet haben. Nun sagte der Mann zu mir: Hören Sie, mein Herr und Freund! da drausen liegt ein Oberländer, Ihr Landsmann, in einem Wirthshaus, er

ist sehr unglücklich gewesen, der liebe Herr hat ihn mit einer schweren Krankheit heimgesucht, er liegt da recht in Kedars Hütten, in der Fremde, und winselt wie ein Kranich, und girrt wie eine Taube, nun weiß er, daß Sie hier sind, und da verlangt er recht nach Ihnen, denn er weiß nicht genug zu erzählen, wie viel Gutes Sie immer denen erzeigt haben, die im Schmelzofen des Elends sizen, und was er alles daher sagte. Kurz und erbaulich! er wollte mich mit haben, auch beredete er mich, etwas Geld mitzunehmen, um den Armen damit zu erquicken. Ich lies mich nicht lange bitten, denn in solchen Fällen kribbelts mir unter den Füsen, ich gieng mit, so wie ich da gieng und stund. Der fromme ehrwürdige feine Mennonist führte mich kreuz und queer, und brachte mich endlich ans Ende der Welt in ein grosmächtiges Haus, wo es kunterbund durcheinander gieng, da waren auf allen Seiten Stuben und Kammern voller Leute von allerhand Schlag. Lieber Herr! fieng da der Mennonist an, wie ist doch die Welt so verdorben, Ihr Freund muß hier fort, so bald er kan, denn man muß ja befürchten, daß das Haus, wie die Rotte Korah, Dathan und Abiram von der Erde verschlungen wird und lebendig in den Höllenschlund hinunter fährt. Ich lies das so gut seyn und folgte ihm ein paar Treppen hinauf, dann hin und her

über

über lange Gänge, dann wieder ein paar Tritte herab, dann krumm herum wieder hinauf, und nun durch ein klein Thürgen hinein, und nun stand ich da, und fand vier Soldaten, und ein Weibsstück, in der Karte spielen, und einer von ihnen war — denken Sie um Gotteswillen! wahr Böhling. Jezt merkte ich, wo das Ding hinaus wollte, ich erschrak, das kann ich nicht läugnen, aber ich fühlte doch inwendig so etwas — wie soll ichs nun eigentlich heissen? — Wenn man eine Weiberbrust mit den Fingern drückt, so läuft sie über, und die Milch läuft dem rothwangigen Buben ins Mäulgen, gerad so wars mit meinem Herzen beschaffen, es wurde in dem Augenblick rechtschaffen gedrückt, aber es quoll ein Saft heraus, der mir Leib und Seel erquickte; ich fühlte — ja wahrhaftig! ich hörte es nicht, sondern ich fühlte es, daß innerlich einer zu mir sagte: sei getrost Hans Jakob! du bist auf deines guten Gottes Heerstrase, da kan dir nichts Böses widerfahren, dein Vatter im Himmel will dich nur einmal probiren, ob du auch im Unglück auf ihn trauen kanst! — Das Ding machte mich so muthig, daß mir nicht recht angst werden konnte.

Wie ich nun da so stand, und nun da war, so zog sich der Mennonist aus, und seine Soldatenkleider wieder an, und damit fieng er an zu fluchen

so sehr er nur konnte, man sah es ihm so recht an, wie sauer es ihm geworden war, nur eine Stunde fromm zu seyn. Guter Gott! dachte ich; warum verwundert man sich doch, daß du eine Hölle geschaffen hast? Sie ist ja eben so nöthig, wie der Himmel, denn da könnten ja solche Leute nicht ausdauren, sie müssen eine Welt haben, die sich für sie schickt, und das ist die Hölle.

Böhling lies den armen Sünder, *Hans Jakob*, eine Weile so da stehn, wie irgend ein Beamter den Bauren, und spielte erst sein Spiel aus; nun drehte er sich zu mir, und sagte: Nu junger Kornhändler! hat er schon ausstudirt? Nein, antwortete ich, bins aber, wills Gott! willens, noch zu thun. So, sagte er: Hör Bube! spar nur hier deinen Wiz, wir sind hier nicht in deines ehrlichen Schwagers Haus, hier hab ich ein gutes dauerhaftes Rohr, das kann dir den Küzel vertreiben. Ha! dacht ich, es ist doch wohl wahr, was Salomo sagt: daß auch das Schweigen seine Zeit habe, ich schwieg also. Nu! fuhr er fort, hast du denn keine neue Nachrichten von deinem Schäzgen der H... Clementine? (ich schwieg) — gelt ich kann dirs vertreiben, du sollst sie dein Lebtag nicht wiedersehn, du Bauernschlingel durftest dich unterstehen, mir ins Gesicht zu trozen, wart, jezt sollst du mirs büsen; laßt uns nur einmal an einen Ort kommen,

wo

wo ich dein Geschrei nicht zu fürchten brauche, da sollst du kraischen, wie Oel in der Pfanne, wenn man Wasser hineinsprüzt.

Zu dem allem sagte ich kein Wort, ich kann nicht sagen, daß mir bei diesen Drohungen sehr angst wurde, denn so wie er redete, so fühlte ich ein innerliches Zutrauen, recht herzlich und innerlich zu beten, und nun war es mir, als wenn ich in einer wohl verwahrten Festung wäre.

Sagst du kein Wort, Hund? so fuhr er mich an; ja, antwortete ich: ich will reden, ich bin jezt in Ihrer Gewalt, Herr Böhling! aber das sag ich Ihnen, sehen Sie da meine ganze Person, wie ich vor Ihnen stehe, und fürchten Sie sich, Sie sind ein Mensch, und kein Gott, hier hilft Menschenhilfe nichts, aber der grose Allgegenwärtige, vor dem Sie ein Federgen im Wind sind, ist um mich her, Sie können mir nicht mehr thun, als er zuläst; sehen Sie mich, wie ich da stehe, ich bin ein armer Sünder, aber ein ehrlicher Mann, keine Blutschuld drückt mich, und ich weis gewiß, daß Sie mir nicht mehr thun können, als Ihnen Gott zuläßt.

Böhling wollte lachen, aber es hatte doch so keine rechte Art, er zwung so heraus, Lari! fari! sag was du willst, ich thue was ich will. Nun sollte ich mit fort, die Kerl nahmen mich zwischen

sich und führten mich zu einer Hinterthür hinaus durch enge Gäßgen, und sofort zum Thor hinaus.

Jezt wirds über meinen Buckel, und vielleicht über mein Leben hergehen, dachte ich, und doch wurde mir nicht recht bang, so daß ich mich über mich selbst verwundern muste; man gab mich am Thor für einen Rekruten aus, es fiel mir ein, ob ich nicht Hilfe rufen sollte; allein ich fürchtete, wenns nicht hälfe, so würde meine Sache eher schlimmer als besser dadurch, ich beschloß also mein Schicksal geduldig abzuwarten.

Unser Weg gieng langs den Kanal bei der Ziegelhütte vorbei, hier wars noch nicht wohl möglich, daß man mir etwas zu Leide thun konnte, aber wir marschirten stark, um bald von der Landstrase zu kommen: denn so bald als der Herr van der Gracht erfahren würde, daß ich so behandelt worden, so würden wir auf allen Straßen verfolgt werden; so urtheilte vermuthlich Böhling. So bald als wir uns also ein wenig entfernt hatten, so schlugen wir einen Nebenweg ein, der uns seitwärts abführte, nun fieng mirs doch an etwas übel zu werden, indessen mir geschahe noch immer nichts, Böhling schwieg ganz stille und redete kein Wort, sogar seine Kameraden waren so still und so ernst, daß ich mich darüber verwunderte; ich erfuhr aber bald die Ursache dieses Stillschweigens:

gens: Wir langten nach Verlauf einer Stunde in einem einsamen Hause an, das mir sehr verdächtig vorkam, hier kehrten wir ein, man wieß uns oben und hintenaus ein Zimmer an, kaum waren wir auf demselben angelangt, als Böhling anfieng mit den Zähnen zu knirschen, und die erschrecklichen Worte herauszuschnauben, jezt Hund! mache dich bereit, eine gute und derbe Tracht Prügel zu bekommen, du Corporal! weist was du zu thun hast. Der Corporal rührte sich nicht, Böhling wurde bestürzt, was! fieng er an, parirst du nicht? — Verzeihen Sie, Herr Lieutenant! antwortete der Corporal, daß ich für diesmal nicht gehorche, ich bin ein ehrlicher Kerl, und kan mich nicht entschliesen, einen Menschen zu prügeln, der so brav ist, als einer in der Welt ist.

Ha! Ha! dacht ich, da erscheint Gottes gnädige Bewahrung sichtbarlich; der Lieutenant fieng an zu rasen; allein der Corporal bekam Gesellschaft, noch zween Gemeine schlugen sich zu ihm, so daß er und sein Helfershelfer, der Mennonist, allein stunden.

Nun fieng der Corporal an: Herr Lieutenant! wir sind jezt an dem Orte, wo wir reden dürfen, und unser sind auch gerad genug dazu: Sehen Sie, wir wissen gar wohl, wie's um Sie, und um unsern Kapitän aussieht, wir musten mit Ihnen fort, wir

wusten aber nicht, wozu wir gebraucht werden sollten, ich hätte mich sonst, bei meiner Seel! lieber arquebusiren lassen, als daß ich hätte den ehrlichen Hans Jakob von der Linden fangen helfen. Ich kenne ihn von Jugend auf, wir sind Nachbarn, und ich leide es nicht, daß ihm etwas geschieht, diese meine ehrliche Kameraden sind auch Rheinauer, und die denken so wie ich. Nun wissen wir gar wohl, daß wir nicht wieder zum Regiment gehn dürfen, da würde uns übel gelohnt werden, mithin desertiren wir hier auf der Stelle, und sezen da unsern Landsmann in Freiheit.

Diese ehrlichen Landsleute kannte ich alle nicht, wurde es aber hernach gewahr, wo sie her waren, ich erinnerte mich auch, daß ich den Corporal gekannt hatte. Du lieber Gott! dachte ich, wie wunderlich kannst du einen doch bewahren! und wie gut ist es, wenn man sich von Jugend auf fromm und ehrlich aufführt! Jezt drungen mir die Thränen in die Augen, ich umarmte und küßte einen nach dem andern, und dankte ihnen recht herzlich für ihren Beistand.

Böhling schien sich ganz zufrieden zu geben; nun so seid denn ruhig, fieng er an, wir wollen hier auf der Stelle alles vergessen, ich geb euch meine Parole, daß ich nichts von dem allem bei dem Regiment gedenken will, so laßt uns denn zu-

sam-

sammen bleiben, wir wollen hernach dann den Burschen wieder laufen lassen.

Der Corporal und seine zween Kameraden schienen sich nun auch zufrieden zu geben, und so war alles in Ordnung; ich armer Schöps hatte indessen alles geglaubt, und meinte, ich würde die künftige Nacht wieder zu Utrecht in meinem Bette schlafen, allein so weit waren wir noch lange nicht.

Nun fieng Böhling an, wir müssen doch zu essen und zu trinken haben, du Flinder! (das war der Mennonist) geh wacker bestelle was. Flinder gieng, und auf dem Fuse folgte ihm Böhling nach. Was denken Sie wohl! sie giengen und sollen noch wieder kommen, denn seit der Zeit hab ich sie nicht wieder gesehen.

Wir merkten endlich Unrath, als sie so lang blieben, einer von uns gieng heraus, fand aber zu seinem Erstaunen die obere Treppenthür von aussen verriegelt. Da sasen wir nun, die drei Soldaten waren äusserst bestürzt, mir war auch nicht wohl bei der Sache, und doch hatte ich so einen innerlichen Muth, so daß ich meine Kameraden trösten konnte. Wir guckten zu den Fenstern hinaus, allein da wars auch unmöglich weg zu kommen, theils war es zu hoch zum Springen, und theils hinderte uns auch eine grose Mauer weiter zu kommen, als in den Garten. Was war zu thun? wir musten

eben

eben Geduld haben; indessen weinten die Kerl wie die Kinder, ich tröstete sie, so gut ich konnte, und bat sie, gutes Muths zu seyn, ja ich fieng an, ihnen zu predigen, daß Gott noch lebe, wir wollten ihm vertrauen, fleisig beten, und so seine Hülfe erwarten; anfänglich hatten sie keine Ohren für so etwas, nach und nach aber thats gut, die Leute wurden so geschmeidig wie Wachs an der Sonne, wir kamen gar so weit, daß wir Morgends und Abends Betstunde hielten.

Doch ich will erzählen, was weiter geschah. Als wir ohngefehr eine Stunde so gesessen, und Kalender gemacht hatten, so kam ein Kerl zur Thür herein, ich kan ihn mein Lebtag sehen. Stellen Sie sich einen kurzen untersezten Mann vor, auf dem Kopf hatte er eine rothe wollene Kappe, unter derselben einzelne gelbrothe Härgen, sein Gesicht war roth, kupfrig und platt, die Augen gros und blaß, ich kan die Augen nicht beschreiben, er klozte einen damit an, als wenn der leidige Satan dahinter gesessen und heraus geguckt hätte. Die Nase hatte ihre Stüze verlohren, daher war sie ganz platt beigefallen, unter derselben war ein Maul gräulich anzusehen, die Lippen waren blau, dick, und voller weislichter Geschwüre, er trug einen dunkelblauen etwas abgetragenen Rock mit glatten messingenen Knöpfen, darunter ein altes scharlachenes

West-

Westgen ebenfalls mit messingenen Knöpfen, darauf folgte eine ehmals schwarz gewesene lederne Hosen, dann weise wollene Strümpfe, und nun alte niedergetrettene Schuhe, das war unser Wirth. Mit einer heisern dumpfen Stimme röchelte er durch die Nase: wir sollten nur befehlen, was wir essen und trinken und haben wollten, denn alles stünde zu unserm Befehl.

Ich muß gestehen, mir ekelte so vor dem Manne, daß ich an Essen und Trinken fast ohne Grausen nicht denken konnte, denn ich schloß von dem Wirth auf die Wirthin, und ich ahndete lauter Greuelsuppen. Indessen vom Wind lies sich auch nicht leben, und wir vier arme Bursche waren schon so mürbe, daß wir uns alles gefallen liesen. Wir sagten ihm, er solle uns nur zu essen und trinken geben, was er hätte. Der Wirth gieng wieder fort, kurz darauf kam ein Mädgen. — Nun das Mädgen machte einen ganz besondern Eindruck auf mich. Clementine darf nicht erschrecken, von der Art der Eindrücke war der meinige nicht, sie war etwas lang, schön gebildet, und aus ihrem Gesicht leuchtete so etwas hervor. — Ja da happerts, wie soll ichs nennen? — Ich hab wohl so das erste Mondsviertel sehen untergehen, die ganze Welt war still, kein Lüftgen wehte, kein Wölkgen war am Himmel und da senkte sich dann das zweihörnichte blasse

Licht

Licht so auf den Wald hin, als wollte es sagen, guck mich noch einmal an, Freund! bald ists stockfinster, grausende Nacht! — so wars mir als das Mädgen den Tisch deckte. Nein! rief mein Herz in mir, da griff ich, hol mich Gott! den Mond an den Hörnern, reiß ihn herum und laß die Welt sein volles Antliz schauen, den ganzen Vollmond, und so stell ich ihn dann da droben in Osten und laß ihn Berg und Thal erleuchten. Der Gedanke schritt mir so stark durchs Gehirn, daß ich aufstund, und eben so stark im Zimmer auf und ab schritt.

Es ist etwas besonders um ein Mädgen; so wie sie in das Zimmer trat, so gieng bei uns allen eine Veränderung vor; die meinige hab ich gesagt, die andern weis ich nicht, der eine sagte: Guten Tag Jungfer! und lächelte: der andere sahe sie freundlich an, der dritte blinzelte sie nur an, u. s. w. Ich sagte und that aber nichts, als was ich so eben gesagt habe.

Der Wirth und seine Tochter trugen wechselsweise auf, was wir haben sollten, und liesen uns dann allein; jezt schlug ich meinen Kameraden vor, wir wollten suchen, das Mädchen auf unsre Seite zu bringen, so daß sie uns los hülfe, und mit uns fort gienge, ich wollte dann für sie sorgen, daß sie glücklich würde, das gefiel den Burschen.

Nach-

Nachdem wir gegessen und getrunken hatten, so kamen Vatter und Tochter wieder, und trugen wieder ab. Nun gieng ich mit dem Vatter heraus, drückte ihm zwo Dukaten in die Hand und sagte: er möchte doch erlauben, daß uns seine Tochter zuweilen besuchte, und uns die Zeit verkürzte, ich wollte ihm Bürge dafür werden, daß sie nicht verunehrt werden sollte. Meinetwegen! schnob der Kerl, und zog sein Maul so, als wenn er lachte. Es dauerte nicht lang, so kam auch das Mädgen und brachte etwas zu nähen mit, sie mochte sechszehn Jahr alt seyn, in wiefern sie aber noch unschuldig war, das weis ich nicht, genug sie hatte die beste Anlage zu einer recht braven Hausmutter, nur sie muste aus diesem Hause, denn da war sie in der Höllen Rachen.

Ich gab mich mit ihr ins Gespräch, ich redete freundlich, aber ernstlich von der Tugend eines Weibsbildes, und wie sie so glücklich mache, ich sagte ihr, ich könnte sie zwar nicht heurathen, aber wenn ich sie nur in meinem Vatterlande hätte, so wollte ich eine Frau aus ihr machen, die eine Art hätte, und was ich ihr als weiter sagte. So redete ich ihr täglich zu, auch meine Kameraden beredete ich, daß sie nichts unanständiges in ihrer Gegenwart sagten, kurz, wir machten dem Mädgen so grose Lust fromm und brav zu werden, daß sie

gar bald herzlich wünschte mit uns fortgehen zu können; besonders da wir leicht denken konnten, daß Böhling wieder kommen, und dann wars sehr ungewiß, was es mit uns geben würde. Zudem musten wir ihn ja auch alle Augenblicke gewärtig seyn, denn wir hatten gar keinen Grund zum Nachrechnen, ob er über lang oder kurz wiederkommen würde, doch das leztere schien uns immer am wahrscheinlichsten.

Indessen gieng ein Tag nach dem andern hin, und eine Woche nach der andern, unser Jungfer Lißchen konnte nicht zum Zweck kommen, wie sehr sie es auch wünschte, und uns allen wurde die Zeit Jahrs lang, besonders weil wir immer in Angst und Furcht sizen musten. Das begreif ich aber auf die heutige Stunde noch nicht, woher es kam, daß man uns so lang dort sizen lies, denn wollte Böhling nichts weiter mit uns machen, so konnte er uns ja laufen lassen, denn wir lagen doch da auf seiner Kost, wollte er uns aber noch zu etwas anders brauchen, warum lies er uns dann an einem so unsichern Ort so lang sizen? Doch was liegt mir dran, genug wir kamen endlich weg.

Der Zugang zu unserm Zimmer vorn auf dem Gang war nicht allein von aussen verriegelt, sondern der Wirth unterhielt auch eine Wache von vier Mann vor der Thür, die beständig und ordentlich

lich abgelößt wurde, was das für Kerle waren, das weis Gott! genug es war da eine Mordgrube, wo mancher schon sein Leben eingebüßt haben mochte.

Es ist sonderbar, oft ist eine Sache ganz leicht, wenn man nur auf den rechten Sprung kommt; da hatten wir nun sechs Wochen lang alle unsere Erfindungskräfte angestrengt, wie wir wegkommen wollten, und jezt auf einmal fiel mirs ein: ich fragte Liesgen, ob sie nicht allein wegkommen könnte. Sie bedachte sich ein wenig, endlich sagte sie, das läßt mein Vatter nicht zu; ey! fragte ich weiter: so gehe sie ohne ihres Vatters Willen — das darf ich auch nicht, versezte sie, denn so bald man mich vermißt, so bald traut man nicht, und bringt euch entweder fort oder gar ums Leben: denn weil ich so viel mit ihnen umgehe, so traut man mir desto weniger. Nun! sagte ich ferner, so mache sie, daß sie Schlafkraut (Opium) aus der Apotheke bekomme; ich unterrichtete sie, was das für eine Würkung habe, und bat sie, recht behutsam zu seyn, dazu schenkte ich ihr eine Dukate, um etwas anzuschaffen, und das übrige für sich zu behalten. Nach zween Tagen kam sie mit Freuden und hatte so viel Opium, daß man einem Türken damit hätte vergeben können. Das allerschlimmste bei der Sache war, daß ich nicht verstund, wie viel man ohne Gefahr geben dürfe, denn ich wollte nie-

niemand ermorden, aber doch auch gern jedem so viel geben, als zu einem langen tiefen Schlaf nöthig war. Ich bat also Liesgen sich bei einem verständigen Manne erkundigen zu lassen, wie viel man wohl geben müsse. Da war nun wieder guter Rath theuer; aber was vermag Weiberlist nicht? Sie wuste, daß ihr Vatter in solchen Sachen recht bewandert war, aber gerad zu durfte sie ihn nicht fragen, daher fieng sie es so an: sie erdichtete eine Geschichte die ich meinen Kameraden erzählt haben, sollte, in der Geschichte kams vor, daß einem starken Manne sei ein Schlaftrunk eingegeben worden, und da hab ich behauptet, einer Erbse gros sei genug, die andern aber hätten gesagt, nein! man müsse wenigstens einer Haselnuß dick nehmen. Nun hatte der Vatter gelacht und gesagt, ja einer Haselnuß dick hätte ihm ewigen Schlaf gemacht. So! — versezte Liesgen, so hat doch wohl der von der Linden recht? — Ja, antwortete der Vatter, er hat mehr recht, als die andern, aber einer Erbse dick ist auch noch zu viel; doch wenn einer recht schlafen soll, so muß er einer kleinen Erbse dick in dem Leib haben.

Nun wußten wirs, wir berathschlagten uns, und beschlossen, Liesgen sollte veranstalten, daß des Abends eine Biersuppe gekocht würde, wir und Liesgen wollten nicht davon essen, die andern aber

alle;

alle; nun nahm ich für jede Person so viel Opium, als mir genug däuchte und gabs Liesgen, lehrte sie auch, wie sie es nun ferner machen müßte. Das Ding gieng gut, Liesgen richtete die Sache so ein, daß alle sich satt an der Biersuppe asen, und eh wirs uns versahen, so schlief alles im ganzen Hause steif und fest, nur wir vier und Liesgen waren recht munter, wir kamen also leicht durch. So bald als Liesgen unten alles im Schlaf hatte, und die Wache auch schlief, so riegelte sie auf, und holte uns ab. Gott! wie froh waren wir, wir eilten als flögen wir davon, und nahmen unsern Weg auf Utrecht zu.

Die Soldaten aber durften nicht in die Stadt kommen, sie nahmen also Nebenwege und flüchteten fort, ob sie glücklich durchgekommen sind, das weiß ich nicht. Ich und Liesgen aber, wir blieben im Gebüsch, bis des Morgens die Thore auf waren, wir giengen nun ungehindert in die Stadt, und ich brachte das Mädgen zu einem guten Freunde bei brave Leute, denen gab ich Commission, daß sie das Mädgen wie ihr Kind halten und zu allem Guten anführen sollten, denn ich wollte alles bezahlen. Besonders aber befahl ich ihnen und dem Mädgen, daß sie nicht weit ausgeschickt werden dürfte, um nicht wieder verloren zu gehen, oder weggekapert zu werden.

Indessen Liesgen will nicht in dem Haus bleiben, sie fürchtet ihren Vatter, ich bitte Sie also, bester Herr Bruder! nehmen Sie sich des Mädchens an, ich will sie Ihnen zuschicken, machen sie nur etwas rechts daraus, wenns angehen und sich das Ding nur schicken will; eigentlich soll sich meine Clementine ihrer annehmen, denn ohne Liesgen wäre es mir vielleicht schlecht gegangen, nun Gott hat geholfen; ich bin doch froh, daß ich wieder hier bin; jezt schmeckt mir das Sizen und studiren viel besser, aber keine Menschenseele kriegt mich wieder heraus, dafür bedank ich mich. Ob nun Böhling ruhen wird, weiß ich nicht, er mag aber machen, was er will, ich bin jezt sicher. Nebst herzlichen Gruß u. s. w.

Dies war des ehrlichen Hans Jakobs Brief. Alle drei wurden nun wieder froh und heiter, und alle drei dankten Gott herzlich für seine gnädige Bewahrung. Dem Vatter wurde auch der Brief zugeschickt, um ihn aus seinem Kummer zu reissen, der wollte aber nun durchaus seinen Hans Jakob wieder bei sich haben; er sagte: es muß alles seinen Gang gehen, der Junge wird mir ganz vornehm, er soll werden was sein Vatter ist, ich muß ihn wieder bei mir haben, u. s. w.

Daß diese Veränderung bei dem Dietrich von der Linden so ganz unerwartet vorgegangen war, hatte

hatte mehr als eine Ursache: die erste war; der gute Mann hatte nun wieder allen den Glanz, den ihm die Lust zum Heyrathen vors Gesicht gemahlt und gezaubert hatte, mit dem herrlichen Paradies, in welches er hofte versezt zu werden, verlohren; daher fieng sein natürlicher Karakter wieder an, die Oberhand zu bekommen, jezt wünschte er sich oft wieder in seine alte Wohnung, und so ganz wieder in seine alte Lage; allein das ließ sich nun nicht mehr thun, denn seine Frau war keine Eva, sie zankte wohl nicht mit ihm, aber sie verstund, ihn mit Freundlichkeit ganz zu beherrschen, sie litte nicht, daß er sich altfränkisch kleidete, und sonst altmodisch lebe, die süse Zeit war nun für den alten Diedrich auf ewig verschwunden; doch wünschte er seinen Hans Jakob zurück; dazu war aber noch eine Ursache, die ihn bewegte, und die er selbst nicht wußte. Seine Frau hielt sehr zärtlich an, er möchte ihn doch zu sich nehmen, denn sie habe ihn so lieb, sie müsse ihn bei sich haben, sie hätte keine Ruhe, bis sie ihrem Sohn selbst aufwarten und ihre Pflicht an ihm vollführen könnte, u. s. w. Mit dergleichen Reden lag sie ihrem Manne beständig in den Ohren, dieser nahm auch alles für wahren Ernst auf, obgleich die Frau von der Linden weit andere Absichten hatte, die sie so reden machten, ihre Caroline war die verborgene Ursache davon, und

sie hatte den Plan, dies Mädgen an den Hans Jakob zu verheyrathen, den wollte sie ausführen, es möchte auch kosten, was es wollte, indessen hütete sie sich wohl, ihrem Manne das mindeste davon zu sagen, denn sie vermuthete mit Recht, er möchte wegen der Clementine, und seinem von sich gegebenen Wort, Einwendungen machen; doch glaubte sie gewiß, wenn der Stiefsohn einmal bei ihr im Hause wohnte, beständig mit dem Mädgen umgienge, und sie ihm dabei alle Liebe erzeigte, so würde er sich endlich gewinnen lassen, die Clementine vergessen, und so wäre die Hauptsache gewonnen. Sie konnte sich herzlich über ihre eigne Klugheit freuen, denn auf die Weise brachte sie Diedrichs halbes Vermögen an ihre Tochter.

Ehrenfried besuchte seinen Schwiegervater zuweilen, auch wohl in Gesellschaft seiner Theodore, sie bewiesen dann auch der Mutter alle kindliche Ehrerbietung, und Karoline war immer ihre liebe Schwester, die Mutter war auch sehr wohl mit ihnen zufrieden, und erzeigte ihnen alle Liebe.

Nun trug es sich zu, daß der Kammerath und seine Frau auch jezt nach Hans Jakobs Befreiung einen solchen Besuch bei den Eltern ablegten, sie merkten bald des Vatters Veränderung: denn er fieng alsofort von der Zurückberufung seines Sohns an zu reden, und seine Frau bestättigte das mit den zärtlichsten Ausdrücken.

Ehrenfried kannte die Welt, er hörte die Frau Schwiegermutter von weitem gehen, er merkte ihren Plan, und daran dachte sie ganz und gar nicht; indessen fand ers doch nicht zuträglich, ihr entgegen zu arbeiten, nur das schien ihm nothwendig zu seyn, daß er den Vatter von der Zurückberufung seines Sohns abbrächte. Er fieng also an: „Schwiegervatter! es geht nicht an, daß wir mei„nen Schwager zurückfordern. Sehen Sie, ich „will Ihnen sagen, was ich mit ihm vorhabe: so„bald er ein wenig weiter ist, und die Kaufmann„schaft versteht, auch sonst noch etwas gelernt hat, „soll er wieder kommen, und wenn Sie's erlau„ben, sich auf dem Lindenhof, wo seine Vätter „gewohnt haben, niederlassen, und dann soll er „eine schöne Fabrik anfangen, vielen armen Leu„ten Brod geben, und so dem Vatterlande ein „recht nüzlicher Mann werden, dazu gehört aber „Wissenschaft, da muß er die Kaufmannschaft ver„stehen, und wissen mit den Leuten umzugehen." Diedrich schwieg und dachte nach, seine Frau war vergnügt, denn das war ihrem Plan eben nicht zuwider, nur hätte sie ihn gern erst einige Zeit bei sich gehabt! Ehrenfried beruhigte sich damit, daß er sagte: das kann sich auch noch wohl machen lassen, Frau Mutter!

Während der Zeit saß Karoline ganz still und

sahe tief nachdenkend und traurig aus, Ehrenfried und seine Theodore kannten sie noch nicht genau, bei diesem Besuche aber entstund eine neue Zuneigung in ihnen gegen diese Stiefschwester, besonders da sie sie traurig fanden, so daß sie beschlossen, sie mit nach Rheinau zu nehmen, und sie einige Zeit bei sich zu behalten; der Mutter war das ungemein erfreulich, der Tochter auch, und dem Vatter war es auch lieb.

Am andern Morgen reiste Ehrenfried mit seiner Frau und Karolinen wieder ab. Unterwegs schwieg leztere immer still, sie seufzte öfters mit verstohlenen Thränen. Theodore drückte ihr die Hand freundlich, und ermahnte sie, offenherzig zu seyn, Der Kammerrath that desgleichen, so daß endlich ihr Herz aufthauete, sie wurde offenherzig, und erzählte folgende Geschichte:

Verwichenen Mai wars einmal ein vortreflicher schöner Tag, es war Sonntag, ich wurde früh wacker noch eh die Sonne aufgieng, ich hörte die Nachtigallen so schön singen, daß ich nicht mehr liegen bleiben konnte, ich stund auf, gieng ans Fenster, machte es auf, und schaute hinaus. Ich weis nicht wie's mir war, mir wurde so wohl, daß es nicht zu beschreiben ist, da grünte und blühte alles, in der Ferne beschien die aufgehende Sonne die Spize des Berges, im Thal lag ein dünner

Nebel, alles war still, es wehte kein Lüftgen, und auf allen Bäumen sangen die Vögel.

Nun will ich ihnen sagen, wie's mir war: ich dachte so nach, wie alle die Vögelchen so fröhlich wären, und wie alles so munter wäre, auch die Menschen seien ja munter im Frühling, und machten sich lustig, und ich — ich weis nicht, wie's mir war, ich konnte nicht recht munter seyn, wie ich da so dachte, so mußte ich weinen, und ich wußte doch nicht warum, mir wars, als wenn ich allein in der Welt wäre, und wenn ich auch an meine Mutter, an meinen Vatter, und an Sie dachte, und mir vorstellte, ich hätte ja Freunde genug, und ich sei ja nicht arm und verlassen in der Welt, so war mirs doch nicht recht, es kam mir doch so vor, als wenn ich allein wäre. Lieber Gott! dachte ich so in mir selbst, was fehlt mir doch, warum bin ich doch nicht recht froh und fröhlich, ich bin ja gesund und hab keinen Mangel, gieb mir doch ein fröhliches Herz, lieber Gott! und mache mich glücklich. Indem ich so dachte, fiel mir ein, ich wollte wohl eine halbe Stunde von hier, nach Frauenbrück, zur Kirche gehn, so wie mir das einfiel, so wars auch beschlossen, ich zog mich an, und so bald meine Eltern aufstunden, so bat ich sie um Erlaubniß, die ich dann auch gar leicht erhielt. Genug! ich zog mich an, frühstückte und wanderte

Z 5 das

das Thal hinab. Das kann ich sagen, in meinem Leben ist mir die Welt nie so schön vorgekommen, als den Morgen, mir war so schwermüthig, so traurig wohl, daß ich mich nicht satt weinen konnte. Nun gut! ich spazierte langsam fort, denn es war noch früh genug in die Kirche, der Fuspfad gieng langs die schönste Wiese von der Welt mit einem hellen Bach neben dem Gebüsche hin; kaum war ich eine Viertelstunde gegangen, so hört ich vor mir hin am Weg eine schöne männliche Stimme singen, ich hab mir das Liedgen hernach geben lassen, und kanns auswendig, er sang:

Komm süser Geist in diese stille Wüste,
Und tröste doch mein schmachtend Herz!
Jezt säuget die Natur, und bietet ihre Brüste,
Den Kindern dar. Sieh meinen Schmerz,
Laß doch ein Tröpflein Trost in meine Seele fliesen,
Und mich ein Tröpflein nur, aus deiner Quell geniesen.

Soll ich allein bei dieser Fülle schmachten?
Mein Vatter sieh mit Huld mich an,
Wie lange muß ich schon, nach dir vergebens trachten,
Durchseufzen meine Lebensbahn?
Unendlich liebst du doch die Wohlfarth deiner Kinder,
Mit andern, Gott verzeih'! verfährst du auch gelinder.

Ich murre nicht, ich bitte nur um Freuden,
Ein einzig Tröpflein schenk mir nur,
Dann will ich gern und froh, noch manche Trübsal leiden,
Durchgehn des Kreuzes blut'ge Spur.
Du hörst doch mein Gebet, erhör' es ew'ge Güte,
Erfreue meinen Geist, erheitre mein Gemüthe.

Ich hörte den Gesang von Anfang bis zu Ende, und verstunde jedes Wort; ich blieb still stehen, um den Sänger nicht zu stören, und fühlte tief in meinem Herzen, daß der Mensch gerad so sang, als wenn er an meiner Stelle gewesen wäre, so wars mir just, wie er sang, mir flossen die Thränen häufig, und meine ganze Seele sange mit.

Als er aufhörte, so gieng ich weiter, und bald sah ich einen Mann vor mir spaziren, er kam auf mich zu, und jezt will ich ihn Ihnen beschreiben: er war etwas lang, nicht dick und auch nicht mager, aber so schön gewachsen, als man sich nur etwas vorstellen kann. Seine Kleider waren modisch, aber doch etwas abgetragen, er hatte sehr reinliche und feine Wäsche an, sein Gesicht war das schönste männliche Gesicht, das ich in meinem Leben gesehen habe, nur etwas blaß von Traurigkeit. So wie ich daher gieng, schien er sich etwas zu wundern, wie ein Frauenzimmer von meinem Anzug in die ländliche Gegend käme, er trat aus dem Weg und er-

war-

wartete mich, ich gieng auf ihn zu und machte ihm ein Kompliment. Er beantwortete das sehr ernst und edel, und fragte mich: um Vergebung, mein Frauenzimmer! gehen sie nicht nach Frauenbrück? ich antwortete: Ihnen aufzuwarten; so will ich die Ehre haben, Sie zu begleiten, fuhr er fort, denn ich gehe auch dahin. Das edle Ansehen des Mannes, nnd ich gestehe es gern, weil er mir wohlgefiel, das bewog mich, ihm meinen Arm zu geben; so wandelten wir fort. Nun fieng ich an, sein Singen zu rühmen, und gestund ihm, daß ich das Lied ganz gehört hätte. So! sagte er: es freut mich, daß sie das Liedgen rührt, denn obgleich keine Kunst darinnen ist, so geht es doch von Herzen.

Ich: Aber, mein Herr! mir ists gerad so, wie dem, der das Lied gemacht oder gesungen hat, ich konnte mich des Weinens nicht enthalten.

Er: So sind unsre Herzen gleich gestimmt, darf ich fragen, wer sie sind?

Ich: Ich bin die Tochter eines verstorbenen Predigers, und meine Mutter hat als Wittwe den Herrn von der Linden geheyrathet.

Er: Was! den Schwiegervatter des Kammerrath Ehrenfrieds?

Ich: Ja der ists.

Der Fremde verwunderte sich, jezt drückte er mir die Hand und sagte sehr freundlich: es freut

mich

mich aus der Masen, daß Sie mit dem rechtschaffensten Mann auf der Welt so nah verwandt sind.

Ich: Wenn Sie meinen Schwager lieben und schäzen, so müssen Sie selber ein sehr rechtschaffener Mann seyn. Kennen Sie ihn?

Er: Ich kenne ihn blos von Ansehen, und nur aus dem Gerüchte, aber ich nehme mich sehr genau in Acht, daß ich niemand für einen rechtschaffenen Mann halte, bis ichs gewiß weiß, daß ers ist; aber noch vielmehr hüte ich mich einen schlecht zu halten, bis ich die überzeugendsten Proben davon habe.

Ich: Das ist sehr edel; aber sind Sie denn meinem Bruder bekannt?

Er: Schwerlich.

Ich: Darf ich mir denn nicht Ihren Namen ausbitten?

Er: Ich bin der Sohn des rechtschaffensten Mannes, Tugend und Erfüllung meiner Pflicht machten mich unglücklich, verbannten mich aus meinem Vatterlande, und noch muß ich herumirren, und finde kein Pläzchen, wo mein Fus ruhen kan, ich darf meinen rechten Namen nicht nennen, und bis dahin, daß Gott mein Schicksal ändern wird, heiß ich Dultmann.

Ich weis nicht, wie mir das alles so durch die Seele drang, ich spürte das innigste Mitleid mit dem Herrn **Dultmann** in meiner Seele, ich gab

ihm

ihm das auch so zu verstehen, daß er bis zu den Thränen dadurch gerührt wurde. Kurz, wir wurden ganz bekannt auf dem Weze, und schieden ungern von einander.

Ich muß gestehen, daß mir das Bild dieses Mannes tief in die Seele drang,, so daß ich des Mittags noch trauriger nach Hause gieng; ich konnte mich den Nachmittag kaum so viel verstellen, daß meine Eltern nichts merkten. Gegen Abend kam ein Knabe, welcher mich allein rief, und mir einen Brief überreichte, ich brach ihn auf und las ihn, Gott, welche Gemüthsbewegungen brachte er in mir herrvor! er war vom Herrn Dultmann; er schrieb, er habe sich nach mir erkundigt, und so viel Gutes von mir gehört, daß er es würklich für ein Glück halte, in meine Bekanntschaft gerathen zu seyn, er bat mich um meine Freundschaft, und versicherte mich der seinigen; ferner schrieb er: wenn mein Herz noch nicht verschenkt wäre, und ich könnte es ihm aufbehalten, bis er einmal öffentlich auftretten, und mich ordentlich und mit Ehren von meinen Eltern begehren und ernähren könnte, so würde er sich das fürs gröste Glück rechnen; denn er müßte mir gestehen, daß er die Sympathie unserer Geister den Morgen so ganz gefühlt habe, und daß er nicht glaube, eine Person wieder zu finden, die sich so ganz für ihn schicke, u. s. w.

Der

Der Knabe sagte mir, er müßte wieder Antwort haben; ich gieng also allein, und schrieb ihm ungefähr so: Es sei mir eben so ergangen wie ihm, sein ganzes Daseyn habe tiefen Eindruck auf mich gemacht, auch sei mein Herz noch frei. Indessen würde er mir verzeihen, daß ich mich mit ihm in keine genauere Freundschaft und genauen Umgang einlassen könnte, bis ich ihn ganz kennte.

Ehrenfried und Theodore hatten während dieser ganzen Erzählung die Karoline angestaunt, sie hatten so viel Geist an ihr von ferne nicht geahndet, hier an diesem Orte ihrer Erzählung aber unterbrachen sie sie beide, beide fielen ihr in der Kutsche um den Hals, küßten und herzten sie. Das war nun Wonne für Karolinen, sie weinte hart, so daß sie schluchzte, denn die Zurückhaltung der Theodore hatte ihr weh gethan, nun aber flossen die Geister wie zween benachbarte Thautropfen in der Morgensonne zusammen, sogleich schworen sie sich ewige Liebe und Schwesterschaft, und beschlossen sich zu duzen.

Nun, theure Schwester! sagte Ehrenfried, da haben Sie sehr weislich gehandelt, ein Frauenzimmer kann nicht zu vorsichtig seyn.

So dachte ich auch, fuhr Karoline fort, wir haben uns seit der Zeit noch ein paarmal gesehen, und öfters geschrieben. Jezt steht unsere Verabre-

dung

dung so: Sollte ich eine Person finden, mit der ich glücklicher zu seyn glaubte, als mit ihm, so bald sich sein Schicksal änderte, so will er mich nicht hindern, er aber will mich nicht vergessen, sondern mich heyrathen, so bald er mich glücklich machen kan. Ob ich nun wohl in meinem Herzen fühle, daß ich ihn heyrathen werde, in so fern er der ist, wie er sagt, und daß ich nie einen andern wählen werde, so find ich doch nicht für gut, ihm das zu sagen, bis ich ihn ganz kenne, indessen behandele ich ihn als einen braven und guten Freund. Meinen Eltern habe ich aber noch nichts sagen mögen. **Ehrenfried** und **Theodore** billigten alles, und lobten sie wegen ihrer Vorsicht. Unter diesen Erzählungen und Gesprächen langten sie vergnügt und gesund zu Rheinau an.

(Die Fortsezung folgt.)

III. Auszug eines Schreibens des Hrn. geheimen Rathes Daries von Frankfurth an der Oder, an Herrn Professor Succow in Lautern: über die Kultur der stets blühenden Erdbeeren.

Ew. W. schreiben in Dero ökonomischen Botanik,* daß die stets blühenden Erdbeeren sparsam Früchte

* Succows ökonom. Botanik. S. 241. Stetsblühende Erdbeere. Die Früchte sind pyramidenförmig, tragen bis in den spaten Herbst, aber sparsam.

Früchte tragen. Diesem widerspreche ich, weil ich in meinem hiesigen Garten einen ziemlichen Vorrath dieser Pflanzen habe, die reichliche Früchte tragen. Ich esse sie fast täglich, und dies gehet in einem fort, bis auf Martini. Die Erfahrungen, die ich hiebei gehabt habe, will ich ihnen melden. Ich bekam im Anfang funfzehn Pflanzen von diesen Erdbeeren, pflanzte sie in meinem Garten, lies sie fleisig jäten und ordentlich handhaben, bekam aber wenig Früchte von ihnen. Drei Jahre besorgte ich sie auf diese Art, allein sie blieben bei ihrer Gewohnheit, wenig Früchte zu tragen. Ich wurde hierüber verdrüßlich, und unterlies ihre weitere Pflege. Der Erfolg war dieser: ihre Ranken liefen durcheinander, und das Unkraut vermischte sich mit ihnen. In diesem Zustande fingen sie an, die schönsten Früchte zu tragen. Dies machte mich wieder aufmerksam. Ich lies viele Pflanzen ausnehmen, weiter verpflanzen, und in eben dem gemeldeten Zustande fortlaufen. Durch diesen Weg habe ich eine grose Menge Pflanzen bekommen, die ich schon häufig verschenke, und in einem solchen Zustande, da ich sie weiter nicht reinigen lasse, als nur durch Ausziehung des grösten Unkrautes, liefern sie mir häufige Früchte. Jedoch muß ich sie häufig begiesen lassen.

Anmerkung des Herausgebers. Den Baum-

gärtnern ist bekannt, daß Bäume nicht tragen, bis sie ihrer eignen Natur nach, die sich gar nicht bestimmen läßt, hinlänglich ausgewachsen sind. Beschneidet man Bäume, die dieser ihrer Natur nach einen starken Wald erfodern, so treiben sie beständig Wasserreiser, aber tragen nie, oder sehr wenig Früchte. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dergleichen Bäume fruchtbar werden, wenn man sie ein oder zwei Jahre nicht beschneidet, wo sie dann im dritten Jahre gewöhnlich blühen, und Früchte ansezen. Wahrscheinlich sind die stetsblühenden Erdbeeren von der Natur dieser Bäume; nämlich, daß sie nicht ehender Früchte ansezen, bis sie in Verhältniß ihrer Wurzeln in eine genügliche Menge Ranken ausgewachsen sind, als zu welcher Vollkommenheit sie bald gelangen, wenn man das Erdreich, in dem sie stehen, nicht bearbeiten läst. Doch scheint auch der Schatten, den das häufige Unkraut ihnen gewähret, ihnen nüzlich, ja nöthig zu seyn; auch deswegen, weil dieses das Verdünsten der Feuchtigkeit durch die Sonne vermindert; weswegen Hr. Daries bei Ausraufen des Unkrautes so fleisig muß giesen lassen. M.

IV. Herr Bacchus. Ein Anhang zu Bürgers Gedicht von eben derselben Aufschrift.

Seit fast viel tausend langen Jahren sprach
Man Apolln nur und seiner Leier nach;

Apoll war hin, war her, war überal;
Und recht dem tapfern Bacchus zum Scandal,
Sang man von nichts als von des Buben Gaben,
Die man von ihm grosgünstigst wollte haben.
Sang man von Vatter Bacchus Nektarwein,
Da wollte stets der Knabe Helfer seyn.
Sang man von Liebe, forderte Apoll
Sogleich ganz aufgedunsen seinen Zoll.
Sang man von groser Helden Wunderthaten,
Da wollte er allein nur immer rathen.
Und Bacchus — ist nicht er der gröste Held?
War er nicht Sieger, zwang er nicht die Welt?
Gab er uns nicht den süsen Rebensaft?
Und gibt sein Wein uns nicht zur Liebe Kraft? —
Geht hin zu Bürgern, der ist doch ein Mann,
Ihr Sklaven, der's euch besser lehren kann!
Der weis euch, wo der Schuh die Füsse drückt,
Was für Apollo sich und Bacchus schickt.
Apollo's Leier ist ihm zwar zu theuer;
Allein er singt euch, troz des Knaben Leier.
Das macht, er sang von Bacchus Rebennaß,
Nicht, wie Apoll, Diskant; den Kantorbaß,
Den Bacchus singt, sang er und es gelang.
Apollo sah's, ihm ward ums Herzchen bang,
Er fieng sich an die Hare auszuraufen,

Und bacchisch toll, bergab, bergan zu laufen.
Das ist der Sünden Schuld; so geht es recht!
Man ist nicht immer, Herr Apoll, sein Knecht:
Nun heist es: Büse — Unterdessen wollen
Wir treu dem Bacchus für die Lieder zollen,
Auf! wer nicht Sklavenherz im Busen trägt,
Macht euch zum Dienst des bessern Herrn zurecht!
Nehmt, Dichter, statt Apoll den Bacchus an;
Der lohnt's euch doch — er ist ein braver Mann.

Heidelberg. G. C. Lauter.

V. Gelehrte Anzeigen. a. (Vatterländische).

1. **Mannheim.** Ueber den merkwürdigen Bau der Zeugungsglieder einiger Geschlechter aus der Familie der Contorten, von Fr. Kasimir Medikus; im Verlage der neuen Hof- und akademischen Buchhandlung. 1782. Oktav. 88 S. In den Fustapfen eines Jacquin, Kölreuter und Rottböll hat Hr. R. R. mehrere Beobachtungen über die Zeugungstheile dieser Gewächse angestellt, und hier beschrieben; doch glaubt er nicht, daß das, was jene wirklich dafür angenommen haben, bei diesen Pflanzen die Narbe ist. Was er vormals als eine Art des Cynanchum ansah, und unter dem Namen des darniederliegenden beschrieb, macht er nun wegen des künstlichen Baues ihres falschen Pistills unter dem Namen Kölreuteria zu einem eigenen Geschlecht; sie mache den Uebergang zwischen den Geschlechtern dieser Familie, welche fünf, und denen, welche zehen Staubfäden haben; sie habe, wie das Cynanchum, und die Asklepiaden, wahre Narben. Die Bignonien

gehören unter die Pflanzen mit fünf Staubfäden in einer Blume, und so noch mehrere zum Theil widerholte Klagen gegen den nun verewigten Linne, von welchem Hr. R. zu sagen sich nicht entbrechen kann, er habe von dem Bau der Zeugungstheile dieser Pflanzen nicht das mindeste gewust; heist das wohl die Verdienste eines grosen Mannes ehren? *

Anmerkung. Es ist doch merkwürdig, daß selbst Männer, die die Freiheit im Denken unter die grösten Vorrechte der Menschheit zählen, hier in diesem einzelnen Falle die Verdienste des Ritters von Linne so abergläubisch verehren, daß sie schon denjenigen zum Voraus entweder gering schäzen, oder ihm doch wenigstens geheime Ursachen zur Last legen, der mit Freimüthigkeit seine Beobachtungen wider desselben System der Welt vor Augen legt. Neutons, Leibnizens, Wolfens und noch andre der grösten Männer Verdienste wurden mit Ehrerbietung angestaunt; aber ihre der Welt vorgelegten Säze ferner zu prüfen, sie der Wahrheit immer näher zu führen, oder auch sie zu sichten, dies war selbst dieser grosen Männer einziger Wunsch. Nicht so Linne, und seine Anhänger. Und doch ist gewiß, daß in den ersten Umrissen, worauf sich die Systeme dieser grosen Männer gründeten, so viel unbestimmtes, ja falsches nicht war, als sich in den Generibus plantarum, dem Grundgebäude des Ritters, wirklich vorfindet. In den Beobachtungen über die Kräuterlehre, die ich diesen Winter in verschiedenen Fortsezungen herauszugeben gedenke, werde ich in den ersten durch viele Pflanzengeschlechter beweisen, daß er sie schlechterdings in Klassen geordnet, in welchen sie niemand, der nicht empirisch

* Götting. Anz. 125. St. S. 1016.

dies System kennt, finden wird, ja daß sie, vermöge seinen eigenen Grundsäzen, nicht in dieselben gehören. Daß es Pflanzengeschlechter giebt, die durch ihren Bau diesem künstlichen Systeme widersprechen, ist nicht so auffallend, da dies das Schicksal beinah aller Systemen ist. Aber daß diese widersprechende Erfahrungen unterdrückt werden, ... ist dies Liebe zur Wahrheit, oder nicht vielmehr vorgefaßte Liebe zum Systeme? * oder gar bloser Eigendünkel, der alles gute mißkennt, oder gar verachtet, was nicht durch ihn oder seine Anhänger zur Welt kam? — Endlich ist es wahrhaft auffallend, die Beobachtungen anderer dadurch geringfügig machen zu wollen, daß man sie bekannte, oder wiederholte nennt. Ich wenigstens wüste nichts, dem Karakter des nun verewigten Ritters mehr herabwürdigerendes, oder verkleinerndes, als wenn diese, nicht überlegte Ausdrücke wahr und gegründet wären. Aber dies ist immer der Fall, wenn man mehr der Autorität als der Natur folgt. O Verulam, Verulam! wie sehr hat man deine weise Ermahnungen in unsern Zeiten vergessen, und wie sehr wäre es zu wünschen, daß ein würdiger Nachkömmling von dir sie diesem geblendeten Theile vom Publikum, in einem auf unsere Zeiten treffenden Gemählde, auf das Neue wieder unter die Augen stellen mögte.

Medikus.

2. **Mannheim.** Hier ist ausser den in diesem Jahre schon angeführten lateinischen Classikern (S.

* Ob man Linnes künstliche Art, die Pflanzen zu ordnen, ein System nennen dürfe, das will ich den Philosophen zur Prüfung überlassen. Ich wenigstens kann es höchstens nur vor Register erkennen, wo die Zahl oder der Bau der Staubfäden das Alphabet ist. Und wer mögte auch das brauchbarste Register ein System nennen?

143. S. 566.) kürzlich auch noch der **Statius** in zweenen bequemen Oktavbänden nach J. F. Gronovs Ausgabe abgedruckt worden. Vielleicht wird dieser Dichter, der für die Dichtersprache so wichtig ist, bald in eine bessere Achtung gesezt, und in eine vertraulichere Bekanntschaft unserer Humanisten und Dichter eingeführt *.

Die hiesigen Herausgeber der römischen Schriftsteller des schönen Alterthumes haben es sich zur Pflicht gemacht, nicht allein jene zum Drucke zu befördern, die sie durch einen starken Gebrauch in den Schulen eines geschwindern Absazes versichern, sondern sie haben auch auf jene vorzügliche Rücksicht genommen, deren Ausgaben eben deswegen selten und rar sind, weil sie kein Buchhändler gerne verlegen mag, da sie nur Kenner des schönen Alterthumes, und nicht Schüler der lateinischen Sprache kaufen. Deswegen haben sie die Pharsalien des Lucans, die Satyren des Juvenals, des Persius, und der Sulpitia, die Werke des Ausons, und ganz kürzlich des Statius herausgegeben, und sie hoffen dadurch um so mehr den Dank des Publikums zu verdienen, da solches diese schäzbare, aber wegen des theuren Preises seltene und beinah unbekannte Schriftsteller, in dem wohlfeilsten Preise nun haben kann. Die Herausgeber werden in Zukunft fortfahren nach diesem Plane römische Schriftsteller zum Drucke zu befördern, die bald mehr, bald weniger bekannt sind, die aber alle verdienen, in den Händen der Freunde des schönen Alterthumes zu seyn. Ja sie hoffen, daß man auch in Zukunft die minder bekannten in Schulen einführen werde, da der niedere Preis dies jezt möglich macht. Denn nach dem sehr vortreflichen Plane eines benachbarten Gymnasiums

* Götting. Anz. 138. St.

sollte man mit den, mit der lateinischen Sprache nun schon mehr vertrauten Schülern nicht mehr ganze Autores, sondern nur von jedem so viel lesen, als erfoderlich ist, um sie mit der Schreibart und Manier desselben bekannt zu machen, und auf diese Art alle mögliche Autoren des seculi aurei in den obersten Klassen eines Gymnasiums durchgehen.

M.

3. Fortsezung der im Verlage der kurfürstlichen Hofbuchhandlung in dem Laufe des 1782sten Jahres bei dem Hofkammerrath Hr. Schwan erschienenen Werke:

Des Freiherrn von Zyllenhardt, Sr. Kurfürstl. Durchl. Kämmerer und Major unter dem hochlöbl. Prinz Maxischen Infanterieregiment, auf Erfahrung gegründete Gedanken über die Reitkunst und was dazu einschläglich ist, nebst einem Anhang einiger Recepte. 180 Seiten in gr. 8. nebst einem Kupfer. — Der Herr Verfasser hat dieses Werk seinen Herrn Kameraden, den Kurpfalzbaierischen Korps, Staabs- und andern Herrn Offiziers zugeeignet, und giebt in dreisig Kapiteln eine Anweisung, wie man sich sowohl beim Ankaufe als bei der Behandlung der Pferde verhalten müsse. Wir müssen es den Werkverständigen überlassen, zu urtheilen, in wiefern er seinem Endzwecke ein Gnüge geleistet. Da er aber bekanntlich ein guter Pferdekenner ist, und sich seit langen Jahren hier auf dieses Studium gelegt hat, so ist nichts anders zu vermuthen, als daß diese Anweisung, die eigne auf Erfahrung gegründete Bemerkungen und Handgriffe enthält, allen Pferdeliebhabern willkommen seyn werde.

(Die Fortsezung folgt.)

Pfalzbaierische Beiträge
zur
Gelehrsamkeit.

11tes Heft. Den 1. Windmonat 1782.

I. Beschluß der lezten Fragmente des Aninius.

Tejan läßt sich sagen, was dann seine Verordnung eigentlich enthalte.

Wie man Verordnungen machen könne, ohne zu wissen, was man verordnet habe, darüber ist sich, meines Erachtens, eben so wenig zu verwundern, als wie man z. B. einen Braten essen könne, ohne so viel davon zu verstehen, ob er auf der Tyber daher geschwommen, oder von dem nächsten dem besten Baume gefallen sei. Es giebt Zeitalter, wo ein ehrlicher Autor, und sollte er erzählen, die Menschen gehen in seinem Lande auf den Köpfen, ohne alle Bedingniß den vollkommensten Glauben verdient, und es war von jeher die höchste Stufe menschlicher Weisheit, sich über nichts zu verwundern, und, so toll, und unsinnig ein Streich, welchen ernsthafte Männer begehen, so grob die Unwissenheit oder Trägheit, von welchen jener herrührt,

seyn mag, denselben als etwas, das man lange erwartet hat, aufzunehmen. Was nun den Tejan betrift, so würde man ihm Unrecht thun, wenn man sagen wollte, er habe die schlimmen Folgen und Zerrüttungen, welche in der Folge durch seine Befehle veranlaßt worden, gewünscht. Vielmehr war ihm das Gute herzlich lieb, und er hätte gar gerne jedermann befriedigt, und wohlgethan, sollte er auch keinen andern Beweggrund, als den gewöhnlichen dazu gehabt haben, sich bei seinem Amte jene Ruhe und Bequemlichkeit, welche durch eine gute Ordnung entsteht, und beinebens den möglichst besten Ruf zu verschaffen; allein der Fehler war, daß er weder das Gute, noch das Verderbliche kannte, und daß er immer erst den Ausgang der Sache abwarten mußte, um sich zu überzeugen, ob er seine Absicht erreicht habe. Dazu kam eine übereilende Willfährigkeit zu allem, was man ihm unter der Rubrik heilsamer Gedanken vorlegte, Ja zu sagen, und dies darum, damit es nicht, im Fall er etwas zur Ueberlegung nähme, scheinen möchte, als kostete es einige Mühe, ihn zu etwas, worin ein gesunder Menschenverstand liege, zu bereden. Er betrug sich dabei immer, als wenn er eben das, wovon er indessen gewöhnlich das erstemal in seinem Leben hörte, schon längst gewußt, überdacht, und nur den Zeitpunkt abgewartet hätte, wo es nicht fehl

schla-

schlagen könnte, wenn er im Ernste daran wäre, etwas ins Werk zu richten. Aus dieser Quelle kam jene Verordnung, die erste, welche er gemacht hatte, daß, gleichwie man sich der Augen zum Sehen, und der Ohren zum Hören bediente, man sich auch des Lichts, das am frühen Morgen Meere und Gebirge beleuchtet, zu Geschäften, und der Nacht, welche den erquickenden Thau vor sich hersendet, zur Ruhe bedienen sollte. Tejan unterschrieb den Aufsaz, welchen ich ihm darüber vorlas, mit der eilfertigsten Freude, und er würde wohl in seinem Leben nie wieder an das, was er gethan hatte, gedacht haben, wenn ihn nicht der ausgelassene Lerm der mißvergnügten Römer, und ihr unverschämtes Staunen über die neue Einrichtung, und was noch weit ärger war, die unvermeidliche Nothwendigkeit, in Gesellschaften hierüber etwas Schickliches zu sagen, nothgedrungen hätte, sich über die neue Einrichtung, welche er, dem Vernehmen nach, gemacht haben sollte, etwas erzählen zu lassen.

Was kannst du verordnet haben, fieng ich an, das nicht gerade dahin abzielte, die Römer glücklich, deine Ruhe gesichert, und deinen Ruhm unsterblich zu machen?

Einiger Leser willen, welche mit der römischen Urbanität weniger bekannt seyn dürften, finde ich nicht überflüßig, hier anzumerken, daß dies einer

der bescheidensten Eingänge war, womit man es unternehmen konnte, eine Obrigkeit anzureden. Wem ein bischen mehr, als mir, an der Gunst der Grosen gelegen war, der sprach von weltbekannter Einsicht, von angestammter Weisheit, von Clemenz und Gerechtigkeitsliebe, und gewöhnlich am meisten von den Eigenschaften, welche der Mann, an den man sich wendete, am wenigsten besas. Das beste und faßlichste Kompliment, womit man sich und seine Sache jemand empfehlen konnte, war, die Lobsprüche, welche man ertheilte, auf Vergleichungen zu gründen, und andere zu verdunkeln, um einem mehr Licht zu geben. Ich konnte also nicht umhin, mich, so weit es einem ehrlichen Mann erlaubt seyn konnte, der allgemeinen Gewohnheit zu unterziehen.

Welch ein elendes, mit den verdrüßlichsten Bitterkeiten angefülltes Leben, fuhr ich fort, haben nicht die Vorgänger deines Amtes geführt? Ihr einziges Geschäft vom frühen Morgen bis in den späten Abend, war, Klagen anzuhören, die Beschuldigten hart anzureden, selben das Geständniß ihrer Vergehungen abzunöthigen, und sie zu bestrafen. Sie mußten ihr Gesicht, als die Maske ihres Amts, in traurige und drohende Falten legen, und jeden, der sie ansah, merken lassen, daß es schrecklich seyn müsse, in ihre Hände zu gerathen.

Die

Die Merkmale dieses gerichtlichen Eifers gruben sich in tiefen Furchen auf die Stirnen unsrer Polizeirichter, und es mag eine Zeit kommen, daß Larven, worin ihre Phisionomien nachgeahmt sind, auf Stangen vorausgetragen, die Wirkung haben, ganze Heere zu zerstreuen. Wenn sie der Buchstabe ihres Amts dahin anwies, die Menschen zu bessern, und solche dem Stat als nüzliche Glieder zu erhalten: so hat sich dies in den lezten Zeiten gleichsam in die Pflicht verwandelt, Menschen auszurotten, und den Stat durch öffentliche Anstalten zu entvölkern. Es ist bereits ein gutes einträgliches Gewerb geworden, Ketten, Peitschen und Folterbänke zu verfertigen, und die Bauart der Kerker wird von uns bald ihre Benennung erhalten. — Die Bewegungen, womit Tejan dies anhörte, liesen mich den Eindruck wahrnehmen, welchen diese Vorstellung auf ihn machte. Diesem allem, schloß ich, kannst du mit Verordnungen, wie deine gegenwärtige vom frühen Aufstehen ist, nach und nach abhelfen. Du wirst dir die beschwerliche Arbeit ersparen, diesen binden, einen andern stümmeln, und täglich eine Menge groser und kleiner Händel zu schlichten, indem du den Quellen und Ursachen, wodurch diese Dinge veranlaßt werden, zuvorkommst. Es ist um den schönen Befehl, den du, gemäß deines tiefen Blickes in die Folgen der Dinge, herausgabst,

 daß

daß die Rathsherren gleich bei Anbruche des Tags mit nüchternen Seelen sich an ihre Geschäfte begeben sollen, nur eine Kleinigkeit; aber dennoch sind die Folgen, welche daraus nothwendig hervorgehen müssen, vortreflich und mannigfaltig. Man wird, ohne daß deine Verordnung eine Silbe davon meldet, welches nur dazu dienen würde, dieselbe verhaßt zu machen, unvermeidlich gezwungen seyn, sich den nächtlichen Versammlungen des Muthwillens und der Unmäsigkeit zu entziehen, die Schwelgereien üppiger Bachantennächte einzustellen, und sich unmerklich an eine gewisse Ordnung zu gewöhnen, woraus der Hang und der Vorgeschmack nach benachbarten Tugenden fließt. Der unternimmt eine vergebliche Arbeit, der den Leidenschaften eines verwöhnten Volkes gerade und plözlich entgegenarbeitet: aber wer mit dem kleinen verborgenen Ruder die unbändig brausenden Segel in der Stille nach seiner Absicht zu lenken weis: besizt das Geheimniß der Menschenbildung, und den Beifall der Weisen. Wie vielen Unordnungen bist du durch dieses kleine unschuldige Mittel, wobei niemand gekränkt, niemand irgend eines Vortheils beraubt wird, zuvor gekommen! Es ist so, wie es scheinen möchte, eine nichtsbedeutende, geringe Sache um das frühe Aufstehen!

„Wir müssen etwas Gröseres verordnen, antwortete Tejan, wobei er Miene machte, als wäre ihm

ihm jeder Vorwand willkommen, durch welchen er Ursache fände, das Angefangene zurück zu nehmen, und sich aus der Sache zu ziehen. Unser Ansehen erfordert, wiederholte er, daß wir etwas Grösseres befehlen." Tejan wankte, und seine Einfälle wurden bedenklich; allein da die Furcht und Eitelkeit die bahnlosen Quellen waren, worauf seine Gedanken daher schwammen, so durfte man jenen nur eine neue Wendung geben, um diese nach seinem Bedürfniß zu lenken.

Wer die Geseze der Natur nachahmt, gab ich zur Antwort, der kan sich schmeicheln, daß er auf dem Wege sei, dem grösten Ideal sich zu nähern. Sieh, wie es die Sonne mit der stufenmäsigen Vertheilung des Lichtes und der Wärme macht. Ihr Licht ist sanfter am Morgen, und ihr Erwärmen ist jugendlicher in den Zeichen des Widders; aber eben dieses Herannahen, dies Auflösen ist die Ursache des Blatts und der Blüthe, der wohlriechenden Blume, und der reifen Frucht. So ist auch für die zarten Keime der Thau wohlthätiger, als ein heftiger Plazregen.

„Wenn nur das, was wir jüngst verordnet haben, eine Kleinigkeit ist! sagte Tejan den folgenden Morgen. Wir müssen immer dahin Bedacht nehmen, fuhr er fort, indem er mich für eben die Grundsäze, welche ich ihm am vorgehenden Abend

einprägte, zu bereden suchte, daß wir mit kleinen, ganz sanften Anfängen, grose Werke erzielen." Und nunmehr hatte ich Mühe ihm seine Bedenklichkeit zu benehmen, daß er in der That nur mit einer Kleinigkeit den Anfang gemacht, und die Sache keineswegs zu scharf und zu unbehutsam angegriffen habe.

Ein anders wäre, sagte ich, wenn du verordnet hättest, daß man sich künftig zu seinen Tischbeeten keiner weichgefütterten Lehnen bedienen, noch dieselben mit ausgeschnizten Schaalen in entlegnen Meeren künstlich gesammelter Schildkröten, verzieren, daß man den vornehmen Mann, der eine gute Tafel hält, darum noch nicht für einen Mann, der seinem Stande Ehre macht, halten, noch die Ursache seines Lebens in seinem Gaumen finden, oder seine Heerden und Aecker in dem geraumigen Umfange eines fetten Körpers verschliesen soll.

Das wäre ein anders, sagte Tejan.

Oder wenn du verordnet hättest, daß dem, der seinen Ring, das Sinnbild unverlezlicher Treue, vom Finger zieht, um pirenische Aepfel kaufen zu können, da die, welche um Tibur wachsen, von der nämlichen Güte sind, die Merkmale der Schande auf das Angesicht tretten, und daß die Schande den treffen soll, der seinem Aufwärter laut, daß man es hören kann, befiehlt, ein bescheidenes Gerücht mit Bohnen und Habergrüze zu

bringen,

bringen, und ihm heimlich ins Ohr sagt, niedliche Zuckerwerke zu sich zu stecken.

„Das wäre ein anders," wiederholte Tejan.

Oder wenn du verordnet hättest, daß derjenige, der sich bei lebendigem Leib eine Bildsäule errichten läßt, die Eigenschaften eines Pauls Emilius bewiesen, oder die strengen Sitten des Fabius Maximus, vor dessen scharfem und unbestechlichem Auge sich Publius Decius, sein Amtsgenoß, fürchtete, erreicht haben müsse.

„Behüte!" rief Tejan aus.

Aber so, sagte ich, ist ein Befehl, wie der deinige, daß man früh, und zur Zeit, wo die Thiere und die Vögel des Waldes ihr Lager verlassen, aufstehen soll, eine solche Kleinigkeit, daß zur gänzlichen und augenblicklichen Erfüllung desselben weiter nichts erfodert wird, — **als daß du selbst aufstehst.**

Wie in Rom eine plözliche Vereinigung aller Gemüther entstund.

Unter den vielen Originalzügen, wodurch sich die Römer zu meinen Zeiten von allen andern Völkern des Erdbodens unterschieden, waren zween ausserordentlich. Der erste betraf die Einrichtung, vermög welcher die Obrigkeiten zu befehlen, und die Unterthanen zu thun und zu lassen hatten; der zweite bestund in der Gewohnheit, so oft ein Vor-

schlag mißlungen, oder eine Verordnung nur zur Hälfte befolgt, und mithin die Hofnung, welche man sich anfänglich machte, vereitelt ward, die Ursache dieser Fehlschlagung niemals bei denen, deren sträfliche Halsstarrigkeit sie veranlaßt hatte, sondern immer in der Beschaffenheit der getroffnen Einrichtung zu suchen. Da es nun lediglich von der Willkühr des Volks, oder einer mächtigen Zunft abhieng, ob etwas genau und dauerhaft beobachtet werden sollte oder nicht, so ist sich leicht vorzustellen, daß ein Gesez, wodurch der Ausgelassenheit heilsame Schranken gelegt, und der Müßiggang zur Arbeit angehalten, oder sonst ein schädlicher Unfug abgestellt würde, selten länger, als drei Täge, den ersten Beifall, und jenen Nachdruck, welcher zur Ausübung erfordert wird, beibehalten habe. Dazu kam noch der Gebrauch, welcher zur Aufmunterung guter und groser Gesinnungen dienen sollte, den Erfinder und Urheber eines neuen Vorschlags jederzeit bekannt zu machen, und ihm die Anzahl und Vortreflichkeit derselben an Wahltägen zu einem Verdienst anzurechnen. Es hatte also nicht so bald jemand etwas Gutes gesagt, und es dahin gebracht, daß sein Gedanke eine Regel geworden: so machten sich andere, aus Furcht, wenn die Sache gut gieng, viel zu verlieren, ein ordentliches Geschäft daraus, das Werk durch irgend eine Kabale zu zer-

stören,

stören, und vermög des Ausgangs, welchen es nahm, den Verstand und die Fähigkeit des ersten Urhebers in schlimmen Ruf zu bringen. Gieng es nicht an, eine Verordnung gänzlich zu zernichten: so bestrebte man sich, wenigstens etwas mehr, oder minder zu machen, und nie ward etwas, wie es anfangs auftrat, gelassen. Es versteht sich von selbst, daß jeder Rathsherr die Absichten und Vortheile seiner Parthei zu Rathe gezogen, und, da die Römer den andern Tag gewöhnlich nicht mehr wußten, was sie den vorhergehenden beschlossen hatten: so war es gar nichts seltnes, zu gleicher Zeit zwo Verordnungen, welche sich einander durchaus widersprachen, an der nämlichen öffentlichen Säule ganz vertraulich neben einander zu erblicken.

Nun wäre dazu, daß Tejan in seine schöne Verordnung, wider das Schlafen in den Tag hinein, ein Mißtrauen, und den Vorsaz, davon abzulassen, fassen möchte, mehr nicht nöthig gewesen, als ein sträflicher Entschluß der Römer, derselben nicht nachzukommen; allein seine Politik, welche er zum Grunde seines Obercensoramtes gemacht hatte, war auf die Voraussezung, daß die Gesinnungen der Römer in unzählige Faktionen getrennt seien, gebauet, und es war seine Absicht, stets nur solche Verfügungen, wodurch er sich die sämmtlichen Partheien verbinden

möchte,

möchte, zu treffen. Was er im umgekehrten Falle, daß alle gleich gesinnt wären, zu thun habe, darüber hatte er nie nachgedacht, aber ausgemacht war es dann, sollte sich jemals eine solche Erscheinung ergeben, daß er auf den Fall ganz andere Maaßregeln ergreifen, und was er gebauet haben würde, auf der Stelle zernichten müßte.

Indessen war jener Fall unmöglich voraus zu sehen, und Solon, und Plato, und die weisesten der Gesezgeber würden sich vergebens bemüht haben, jemals so plözlich, wie Tejan that, eine Stimme und einen Wunsch der Römer zu bewirken. Für den Schlaf war alles, und dennoch war den Römern eine Ereigniß, wobei gar niemand dem andern widersprach, so fremd, und gewisser masen so unausstehlich, daß sie anfangs alles Mögliche versuchten, der Verordnung des frühen Aufstehens eine vortheilhafte Wendung zu geben; aber wie zuweilen ein feindseliger Genius, der mit unsichtbaren Händen knüpfet oder ablöset, die besten Vorhaben verwirret: so haben sie es alle dahin angelegt, sich selbst einen derben Streich zu spielen, wenn nur Tejan vor lauter Nachsinnen, wie er politisch handeln möge, nicht ausser Stand gewesen wäre, sich rathen und helfen zu lassen. Alle machten nämlich den Eingang ihrer Vorstellung wider seine Verordnung damit, daß sie die Verordnung

bis

bis an die Sterne erhuben. „Wenn wir gleich, fiengen sie an, gewohnt sind, die herrlichsten Anstalten von den Bürgermeistern, Rathsherren und Zunftmeistern zu erhalten u. s. w. so hat doch deine Scharfsinnigkeit im Erfinden, deine Stärke im Beurtheilen, und deine Geschwindigkeit im Entwerfen und Ausführen alles, was wir bis diesen Tag gehört, gelesen und gesehen haben, so gar weit übertroffen, daß ꝛc.; dann folgte eine nähere Beleuchtung der allgemeinen und Privatvortheile des Aufstehens, und wie es ganz billig und recht wäre, daß in Betreff anderer Stände eine solche Verfügung getroffen werde; nur sezten sie hinzu, nur unserm Stande scheint selbe nicht allerdings anzupassen.“

„Wenn es dem gemeinen Wesen nichts verschlägt, sagten sie, Ritter, ob wir wachen oder schlafen; so ist es der Absicht einer guten Verordnung schnurgerade zuwider, diejenigen damit zu quälen, in deren Betref hierin weder pro noch contra etwas verordnet werden dürfte. Der Entzweck unsers Daseins ist gegenwärtig in Rom die Honneurs zu machen, und durch unsern Aufwand, der über unsere Kleider, Mahlzeiten und Lustreisen geht, den übrigen zu zeigen, daß unsere Voraltern brave Leute gewesen. Seine Weisheit, der Hr. Obercensor Tejan, werden gemäß ihrer Einsicht, nicht umhin können,

nen, zu bemerken, daß theils schon unsere ganze Erziehung, theils unser Bestreben und Ehrgefühl einzig dahin gehe, uns in jenen Qualitäten hervor zu thun. Dagegen ist es allerdings löblich und auferbaulich (um nicht zu sagen, daß es so gar billig und erwünscht seyn würde) die Rathsherren, Richter und Advokaten dazu anzuhalten, als deren Thun darin besteht, vermittelst einiger griechischen Sprüche, welche sie zum Spas Sprüche des Rechts nennen, den Frieden einzelner Familien zu stören, und diejenigen, welchen sie zu Haab und Gut verhelfen sollen, durch lauter Sprüche um Haab und Gut zu bringen." Diesen lezten Zusaz hat man als eine blose Erweiterung des Sazes, und als einen rhetorischen Kunstgriff anzusehen, vermög welchem ein kluger Redner nie ausser Acht lassen durfte, der Partei, der er nicht wohl wollte, alles Böse und Nachtheilige aufzubürden.

„Wenn es nur darauf ankömmt, erwiederten die Rathsherren, daß es dem gemeinen Wesen nichts verschlägt, ob einer wacht oder schläft, so glaubt unser einer ein eben so starkes, ja vielleicht wohl noch ein stärkeres Recht, als die Herren Ritter zu haben. Wir fusen uns überdies auf die Präscription, welche wir allerdings beweisen können, und endlich auf die Natur unserer Geschäfte, welche unmittelbar das stärkste Tageslicht erfodern. Dagegen

gen ist es allerdings gerecht und nothwendig, diejenigen dazu anzuhalten, welche, sie mögen bei Tag oder Nacht erscheinen, nichts verderben können, indem, gemäß ihrem eignen Geständniß, alles, was sie zu thun haben, darin besteht, glänzende Figuranten zu machen."

So ungefähr remonstrirten und schlugen sich alle Stände einander vor, und das mit einem Eifer, welcher bald mit kleinen Thätlichkeiten begleitet, und zulezt einem Aufruhr nicht unähnlich war. Dies veranlaßte die Zunftmeister, die Stimmen, welche einzeln die Verordnung durchaus verwarfen, zu sammeln, und bei Uebersendung derselben den Tejan in aller Ehrfurcht wissen zu lassen, daß seine Voraussezung, als wenn es den Römern an Einhelligkeit der Gesinnungen fehlte, aus übelgegründeten Nachrichten gezogen, und vielmehr, wenn es, wie im gegenwärtigen Fall, eine gemeinschaftliche Sache beträfe, nichts harmonischer, dann ihre Denkungsart sei. Was außerdem, und in Betref häuslicher Privatfälle u. d. gl. geschähe, so sei dies keineswegs schädlich, sondern, wie jeder verständige Staatsmann mit Händen greift, eben dazu gemacht, dem Strome der Geschäfte die nothwendige Bewegung zu geben. Dies sei gleichfalls das Salz des bürgerlichen Wizes, und das beste Mittel, schädliche Zusammenrottungen zu verhindern.

Die Ruhe und Zufriedenheit friedfertiger Gemüther, fuhren sie fort, wäre außerdem der erste Anfang bürgerlicher Glückseligkeit, und jene Verordnung hätte alles Ziel verfehlt, welche Anlaß gäbe, daß dieselbe zerrüttet würde.

Zu gleicher Zeit erschienen in fliegenden Schriften fürchterliche Schilderungen bürgerlicher Unruhen, und, als wären diese in Rom schon vorhanden, scheinbare Vorstellungen an die Häupter derselben, worin diese ersucht würden, den Trieb voreiliger Entschliesungen zu bezähmen, und einen guten Ausgang der Sache zu erwarten, in Betracht, daß es diesmal von dem weisesten aller Statsmänner, dem grosen Tejan nämlich, abhänge, von der Beschaffenheit des allgemeinen Mißvergnügens die gehörige Einsicht zu nehmen, uud der Billigkeit nachzugeben. Es sei unsinnig, zu vermuthen, daß ein so groser Mann das Geringste wider die Freiheit, welche die Römer so theuer erkauft hätten, unternehmen, und etwas unerhörtes beginnen werde, u. s. w.

Wie Phonion bei dem Tejan wieder ans Bret kam, und mich herabmachte.

So sehr ich Ursache fand, gegen den Phonion, dem ich die Bekanntschaft mit dem vornehmen Tejan zu danken hatte, mißtrauisch zn seyn: so geneigt wurde ich seit dem Augenblick, wo die grose

Schlaf=

Schlafverordnung erschienen war, allen Verdacht, daß er dem Guten erstorben sei, zurück zu nehmen, und mich selbst zu der Ueberzeugung, daß ich seine, offenbar böse, Grundsäze nur halb verstanden hätte, zu bereden. Er mischte sich nicht nur nicht im Geringsten in etwas, was ich that, sondern begegnete mir mit der Achtung, welche man den Personen, die in wichtige Dinge einen grosen Einfluß haben, bezeigt, und schien mit dem Verdienste und dem Bewußtseyn, daß ursprünglich Er dieser Urheber von allem, was geschehe, gewesen sei, unendlich zufrieden zu seyn. Nur zuweilen, und wenn er nicht auf seiner Hut war, schien es mir, als wenn er mir einzelne Blicke zuwarf, welche vergifteten Pfeilen ähnlich zu seyn, und die Absicht zu haben schienen, mich zu durchbohren.

Phonion kannte den Tejan aus Erfahrung. Er wußte, daß Männer, wie Tejan, zwar gerne gelobt, zwar überall, wo etwas Ruhmvolles geschieht, genant seyn möchten; er wußte aber auch, daß es unsinnig sei, denselben etwas, wozu ein Verstand, der grose Plane übersieht, oder, was noch mehr ist, wozu eine Anstrengung gehört, zu zumuthen, und er wartete daher gelassen den Zeitpunkt ab, wo ihm Tejan Gelegenheit geben, und ihm alle seine Kräfte anbieten würde, an mir die vollkommenste Genugthuung dafür,

für, daß ich seine ganze Erwartung betrogen hatte, zu nehmen.

Was ich dem Tejan von Muth und Standhaftigkeit, von dem ewigen Ruhm einer männlichen Beharrlichkeit vorsagte, war nicht vermögend, ihn über das, was er hören und sehen mußte, zu trösten. Und nannte ich ihm die heldenmüthigen Römer, den Regulus und Fabricius, den Camillus und andere, welche durch Weisheit und Tugend nach den Olymp sich geschwungen: so stieg bei den Erzählungen, was jene Männer unternommen, und welche Proben der Unerschrockenheit sie abgelegt hätten, seine Angst vollends aufs höchste. Er scheute, fürchtete und floh mich, und war äußerst verlegen, wenn er mir ins Gesicht sah, keine Spur von Angst und Verwirrung zu finden. Das war nicht auszuhalten.

Tejan und Phonion (dieser schlich durch die verborgene Treppe in das Kabinet des erstern) sahen sich einige Zeit stillschweigend einander an; jener mit unaussprechlicher Angst, dieser mit Erstaunen, Mitleid, innigster Theilnehmung. Sie huben ein ums anderemal die Hände in die Höhe, wie nach einem Gebirg von Sorgen, und ließen sie dann wieder mit Kopf und Herz nach der Erde sinken, als wäre es nicht möglich, hier etwas zu heben. Was habe ich angefangen! schien Tejan zu sagen.

Was

Was hast du angefangen! schien Phonion zu antworten. Beeden waren ihre Herzen so voll!

Es ist unvorsichtig, fing Phonion nach einer Weile an, daß man dich von allem, was vorgeht, benachrichtet. Und doch glaubte ich, sezte der Schalk hinzu, daß du kaum von der Hälfte benachrichtet bist.

Tejan versank auf das Neue in Kummer. Er vergieng, wurde biegsam wie ein Kind, richtete seinen Blick flehentlich nach seinen Vertrauten: Mache aus mir was du willst! war alles, was er sagen konnte.

Damals, als der Ruf, daß Tejan die erste seiner Verordnungen herausgeben werde, in Rom erscholl, und er von allen Seiten mit Glückwünschen und Lobeserhebungen empfangen ward, maßte er sich der Efindung derselben, als seines Eigenthums an. Er gefiel sich bei dem Lobe, das man ihm ertheilte, unendlich, und vergaß sich in manchen Anfällen der Entzückung so weit, daß er sich die Mühe, gab, mir die Vortreflichkeit seiner ersten Einrichtung, als hätte ich einigen Zweifel darein gesezt, ordentlich begreiflich zu machen, und mich meine eignen Grundsäze, ungeachtet er ihren Zusammenhang nur noch halb begriff, zu belehren. Und derjenige hätte Gefahr gelaufen, seine Gnade zu verlieren, der sich hätte merken lassen, daß er Lust habe an seinem Ruhme einigen Antheil zu nehmen.

Nun kommt es nur darauf an, sagte Phonion, daß du die Sache von dir ablehnst.

„Ich habe nie einen Theil daran gehabt", fiel ihm Tejan in die Rede.

Nicht, als wenn die Verordnung nicht vortreflich wäre, fiel Phonion, welcher die Worte des Tejans nicht gehört haben wollte, eben so geschwind ein. — Phonion hatte seine gute Ursachen mir nicht gänzlich alle Einsicht abzusprechen, und mithin ein Werk, das von mir gekommen war, nicht plözlich herabzusezen. Einmal wollte er dem Tejan keinen Schafkopf empfohlen, und dann wollte er das Vergnügen haben, sich selbst, wenn er mich empor hielt, desto höher erheben zu können. E contraire, fuhr er fort, die Verordnung ist ganz vortreflich, an und für sich, und objective.

Tejan sah den Phonion mit neuer Bestürzung an. Was sollte er wünschen, was nicht wünschen, gethan zu haben?

Und derjenige, der sie dir vorschlug, konnte leicht voraus sehen, daß sie dir von ganzem Herzen willkommen seyn würde. Sie ist ganz aus deiner Natur, aus deinem Betragen, aus dem Mittelpunkte deiner Weisheit abgezogen. Du weißt, ich pflege nicht zu schmeicheln; aber was du aus Bescheidenheit an dir selbst nie bemerkt haben magst, nur dies muß ich dich versichern, daß du

in dem, was man das Sublime einer guten Denkungsart nennt, zu weit vorgerückt bist, um dir das Seichte und Ungebildete der Begriffe des römischen Publikums vorstellen zu können. Aber wenn ich dich einem Licht vergleichen kann; so hätte derjenige, dessen Pflicht es war, kranken und schwachen Augen, so viel als sie ertragen können, davon zukommen zu lassen, wissen sollen, wie weit es thunlich und rathsam sei, mit etwas den Anfang zu machen, wo an sich weder zu wenig unternommen, noch zu viel erwartet ist. Dies leztere ist allerdings der Fall bei der ersten deiner Verordnungen. Sie ist subjective ganz und gar nicht ad Hominem. Sie sezt eine gröbliche Unwissenheit dessen, was in der feinern Welt vorgeht, voraus. Sie verräth weder eine gute Erziehung, noch den Ton einer guten Gesellschaft. Sie ist albern, lächerlich, vergeblich, und, ich glaube, wenn mans genau untersucht, sie ist unterschoben.

„Das ist sie", antwortete Tejan.

Und seze den Fall, fuhr Phonion fort, daß sie auch gut wäre (seze den Fall nur): so ist die erste aller Statsregeln die Klugheit. Man muß niemand vor den Kopf stosen; man muß sich bei niemand verfeinden.

Wenn man aber vollends die bürgerliche Ruhe störet, wenn man alle Gemüther wider sich erbittert,

wenn man beinahe einen Aufruhr veranlaßt! Mit einem Wort, deine Schlafverordnung ist unterschoben. Bei diesen Worten endete Phonion, und indem er dem Tejan begreiflich machte, daß dieses noch das einzige Mittel sei, die Sache mit Ehren von sich abzulehnen: so erteilte er ihm beim Abschiede, noch einige Maaßregeln des künftigen Verhaltens gegen mich, deren Summe war, daß sich Tejan entschloß, mir die Schuld aller Folgen und Unruhen, und feierlich Unrecht zu geben.

Wie die Rathsherren in einer Session dargethan, daß die Schlafverordnung in Praxi nicht statt habe.

Bei jenem allgemeinen Mißvergnügen, welches sich in Rom bei Erscheinung der Schlafverordnung über alle Stände verbreitete, bedienten sich, wie leicht zu erachten, die Rathsherren, als welche dadurch am meisten gekränkt waren, ganz anderer Mittel, dann die gemeinern Römer, dieselbe zu hintertreiben. Diese weigerten sich gerade zu, sich nach dem Befehle zu fügen, indessen die Rathsherren ihn mit den gewöhnlichen Formalitäten in ihrem Pleno publiciren, und ordentlich anheften ließen. Sie sähen freilich das Unnatürliche, das dieser Befehl in sich faßte, mit hellen Augen, sagten sie. Indessen erfordere die Würde der hohen Stelle, von

wel-

welcher er ausgieng, daß man ihm nachkomme. Man müsse wenigstens versuchen, was in Praxi möglich sei. Sollte das Begehren die menschlichen Kräfte übersteigen: so würden ihre Weisheit, der Herr Obercensor Tejan, von selbsten erbötig seyn, die Verordnung mildest zurück zu nehmen. Unmögliche Dinge könne niemand fordern u. s. w. Mit diesen Vorstellungen waren die sämmtlichen Rathsglieder um so mehr zufrieden, als man zu gleicher Zeit einig war, den Versuch des frühen Aufstehens nur von den Kühnsten und Ehrgeizigsten, und gleichsam von Waghälsen anstellen zu lassen. Man machte also einen gewählten Ausschuß, der Separatum, das aus Freiwilligen, und diese aus Männern bestanden, welche sich, auch sogar auf den Fall, daß sie kein Frühstück genommen hätten, in die Morgenluft wagen durften, ohne von Husten, Zahnwehe, Haupt- und Magenwehe, Katharr und Schwindel angefallen zu werden. Diese nahmen es, vom patriotischen Feuer entzündet, auf sich, die Probe anzustellen, und es möchte daraus folgen, was da wollte, gleich den künftigen Morgen um sieben Uhr in dem Rath den Anfang zu machen.

Die Sache, welche diesen Morgen gemäß der strengen Verordnung vorgenommen wurde, betraf die Verordnung selbst. Man untersuchte, wie weit dieselbe in der Geschichte, und überhaupt in der

Verfassung gegründet seyn möchte. Die Archivarii versicherten bei der Treue, welche sie ihrem Amt schuldig wären, auf das Heiligste, daß ihnen von keiner Praxi einer solchen Verordnung, wohl aber von einigen unglücklich gemachten Versuchen, wo man der römischen Natur Gewalt anthun wollte, bekannt sei: und als der Fiscal, ein Mann, welcher die Pflicht hatte, jedem Ding, so lange, als es nicht erwiesen ward, zu widersprechen, jenes geradezu läugnete: so rückten sie mit ganzen Stössen solcher Akten, Entscheidungen und Verträgen hervor, welchen es in der That nicht abzuläugnen war, daß man sie im Schlaf verfertigt und ausgestellt haben müsse. Die Historici bezeugten das Nämliche. Wir mögen die Sache am Anfang oder am Ende betrachten, sagten sie, so ist es klar, daß man nicht allerdings recht bei sich selbst gewesen, welches, bis das Gegentheil erprobet wird, allein aus der Ursache, daß man vieles nicht beim hellen Tage besehen habe, hergeleitet werden muß. Und mit einem Wort, es mangelte zum gänzlichen Beweis, daß eine so unerhörte Verordnung nicht nur nicht Herkommens, sondern nicht einmal in dem Wesen oder Kräften des glücklichen Italiens gegründet sei, nichts, als die Erfahrung der Rathsherren. Und lang konnte diese, wie leicht zu erachten, nicht ausbleiben.

Die

Die Berichte, welche die Historici abstatteten, betrafen weiter nichts, als Thatsachen, zwar in wichtigen, aber nur in Dingen des Vaterlandes. Wären es Angelegenheiten von irgend einem verfallenen Schloß in Aethiopien gewesen: so hätte freilich eine getreue und gute Schilderung derselben die Aufmerksamkeit der Anwesenden geschärft; aber so war die entgegengesezte Wirkung, welche die Erzählung inländischer Dinge nach sich ziehen mußte, natürlich. Dem Herrn Präses des Separati schwanden gleich beim Anblick eines derlei Historici die Augen, und ehe noch die Hälfte der Folianten, der Operum ineditorum und rariorum, und der kostbaren Manuscripten, aus welchen oben besagtes bewiesen werden sollte, auf den Tisch gelegt worden, hatte sich die wohlthätige und süse Müdigkeit des Schlummers der übrigen Rathsherren und Subalternen bemächtigt. Ja, als wäre es durch den Zauber einer Verwandlung geschehen, so blieb jeder an der Stelle, wo er eben etwas zu thun hatte, wie gleichsam anklebend, stehen. Die ehrsamsten und festen Consulisten legten die Köpfe auf die Schreibpulte, die Sekretairs lehnten hie und da an den Gesimsen, und da auch die Archivarii nicht mehr zurück kamen: so hatten die Rathsherren die völlige Freiheit, sich dem, was bei ihnen gleichsam Instinkt war, zu überlassen. Eine Weile bewegten,

oder vielmehr schlenkerten sie mit ihren, etwas schweren, Köpfen, rückwärts, vorwärts und seitwärts, wie man dies oft auf den Oefen im rauhen Deutschland gesehen haben mag, und endlich fiengen sie das lieblichste Concert aus vollen Hälsen zu schnarchen an, und möchten es wohl diese Stunde noch schnarchen, wenn sie nicht nach etlichen Stunden die Stadtglocke geweckt, und erinnert hätte, zum Mittagmahl zu eilen.

Troilus, ein geschickter griechischer Künstler, der sich eben damals in Rom aufhielt, hat die Scene gemahlt. Es ist das erste und wahrhafteste Monument auf dem hiesigen Rathhaus. Die römischen Künstler kopiren es, um es nach den Rathhäusern ins Ausland zu schicken, und das mit so vieler Genauigkeit, daß die Fremden einhellig versichern, die vortreflichsten Kopien, welche mit dem Originale in die Wette streiten, in ihrem eignen Vaterlande lange gesehen zu haben.

Wie Phonion den Römern aus ihrer Verlegenheit half.

Den Vornehmen in Rom glaubwürdig zu machen, daß die Schlafverordnung unterschoben sei, war keine Sache von Schwierigkeit. Die Wahrheit, daß dies geschehen sei, gehörte unter die Begebenheiten, welche sie gegeneinander abrechneten, und als Anekdoten geheimerer Art bei sich behielten; aber

aber mit dem Volke war kein Scherz zu treiben. Dieses mußte ernsthaft behandelt, und von allem Verdacht abgebracht werden, den es zuweilen (wenn es nicht aus einer Art von schafmäsiger Einfalt noch immer zu gut geblieben wäre, um etwas ahnden zu können) billig hätte fassen sollen, daß etwas, wo die prächtigen Worte, als da sind, Stat, allgemeines Vaterlandswohl, nach reifer Ueberlegung u. d. gl., voraussteḥen, Werke des Scherzes, des Eigennuzes, oder Werke des plattesten Zufalles, Einfälle eines Kopfes, dem alle Anlage zum Denken versagt ist, sind. Es war also, damit das majestätische Ansehen der Gesezgebung keiner Gefahr der Geringschäzung ausgesezt werden möchte, nothwendig, dem Volke die wahre Beschaffenheit zu verbergen, und indessen ein Mittel zu treffen, wo die Verbindung von selbst aufhören, und in Vergessenheit gerathen würde, ohne daß man nöthig hätte, der Unschicklichkeit derselben zu erwähnen. Nun hätte es damit nicht die geringste Beschwerniß gehabt, und man hätte das liebe Publikum nur sich selbst überlassen dörfen, als welches von jeher gewohnt war, die Verordnungen, wenn es die öffentlichen Säulen vorübergieng, ein paar Tage zum Zeitvertreib anzugucken, und binnen acht Tagen zu vergessen; allein der Umstand war, das Volk hatte diesmal mit einem Lermen, der einer geraden

Wider-

Widersezlichkeit nicht unähnlich war, wider die Vollziehung protestirt, und sohin verbot es die Klugheit, auch diesmal mit jener Nachgiebigkeit, welche so treflich in andern Fällen hinaushalf, zu verfahren. Vielmehr sollte dieser Unfug nachdrücklich gerügt, und das Ansehen der obrigkeitlichen Gewalt, so viel nur möglich, gerettet werden. Man erwartete, gemäß der römischen Politik, von niemand anderm, als vom Tejan selbst, daß er mit irgend einem schicklichen Einfalle sich selbst zu Hülfe kommen, oder, welches auf eines hinausläuft, seine Sache sich auf eine Art, die ihm Ehre brächte, verderben würde, und sieh, Tejan kam angezogen mit einem Vorschlage, der sogleich den unumschränktesten Beifall der Verständigen erhielt, und dem zu seinem Ruhme nichts fehlte, als, was selbst der wahrheitsliebende Tejan nicht verneinte, daß er den Freund Phonion zum Urheber habe.

Was nun Phonion vorschlug, war, daß man das Volk zum Gehorsam ermahnen, und selbem die gebührende Ehrerbietung gegen eine Verordnung von so ausnehmender Weisheit auf das schärfeste einprägen, auch allenfalls, um der Stadt eine kleine Unterhaltung zu geben, ein paar der gröbsten Maulaufreiser beim Kopf nehmen, und an den hellichten Galgen ein bischen befestigen soll. Was aber die Ausübung des Mandats betrift, so soll

man

man kund thun, daß sich der Rath entschlossen habe, sich circa modum pro und contra referiren, und indessen alle Stände in ruhiger Possession des Nichtaufstehens bleiben zu lassen. Bei diesem Einfall war Phonion versichert, daß die Sache so gut, als vollendet sei; denn da, vermög der hergebrachten Kanzleigewohnheit, das erste Referat vor einem halben Jahre vermuthlich nicht zu Stande kommen, da wahrscheinlich binnen einem andern halben Jahre die Sache nicht zur Proposition gelangen, und die erste Rathsresolution, welche in dem Auftrag, daß man sich binnen vier Monaten Frist näher erklären soll, bestehen wird, vor einem weitern halben Jahre von dem Secretair nicht concipirt, und vor einem andern und fernern halben Jahre weder von dem Consulisten abgeschrieben, noch anderweitig expedirt, und endlich von dem Kanzleiboten nicht stante pede an den gehörigen Ort gebracht werden würde: so war es ganz natürlich, daß von den Jeztlebenden keine Seele den Ausgang der Sache erleben, und indessen gleichwohl den Anwesenden die Ehre bleiben würde, von einer so wichtigen Sache, als das frühe Aufstehen wäre, gesprochen, oder wenigstens geträumt zu haben.

Dem zu Folge wurde sogleich eine ernstliche Anstalt gemacht, und wenn den Nachrichten der gleichzeitigen Statistiker, welche alle Jahre die Bevölke-

rungs-

rungslisten von Rom herausgaben, zu glauben ist, so haben sich um diese Zeit etliche hundert Juristen verheyrathet, als welche bei dem künftigen Proceß, den die Republik mit sich selbst führen, und die Kammer bestreiten würde, erbötig waren, der gerechten und billigen Sache ihre Advokatendienste pro und contra, wie sich die Gelegenheit geben würde, zu leisten.

Wie die Römer nicht wußten, nach welcher Gerichtsstelle der Schlafproceß gebracht werden sollte, und die Dikasterien unter sich selbst Processe führten.

Bei dem Entschlusse, daß man einen Proceß führen müßte, hatte man vergessen, zu bestimmen, bei welchem Dikasterio man ihn anhängig machen, und von wem man ihn eigentlich instruiren lassen sollte. Dies war in Absicht auf eine gegründete Hofnung, daß die Untersuchung einmal einen Anfang oder ein Ende nehmen sollte, ein gröserer Verstoß, als man wohl glauben kann. Die Verfassung der verschiedenen Rathsstellen erlaubte schlechterdings nicht, den nächsten den besten Weg einzuschlagen, und sich über den Vorfall etwa gütlich und persönlich zu vertragen. So bald es eine Sache, welche in das Kanzleiwesen einschlug, betraf; so hörte alle persönliche Bekanntschaft und Verträglichkeit auf, und

eine

eine Angelegenheit, welche in ein paar Minuten hätte vernommen und entschieden seyn können, mußte in Forma behandelt, von einem Konsulisten aufgenommen, dann von einem Rath bei Gelegenheit proponirt, und so wieder den nämlichen Weg zurückgeleitet werden; allein, wer sollte hier anfangen? Wer nicht anfangen? Wer jenes thun wollte, lief Gefahr, eine andere Gerichtsstelle vor den Kopf zu stosen, in ihre Rechte einzugreifen, und sich dem Schimpf auszusezen, daß man entweder seine Resolution gar nicht annehmen, oder selbe perhorresciren würde. Und wer so lange zusehen wollte, bis andere den Anfang gemacht, und sich vielleicht gar in Possession des fori congrui gesezt haben würden: der war nicht weniger dem Vorwurf ausgesezt, seine eigenen Rechte mißkannt, und durch eine sträfliche Nachläsigkeit vergeben zu haben. Es lag hierin eine ganz eigene Politik der Römer, unter ihren unzähligen Gerichtsstellen immer eine heimliche Eifersucht zu unterhalten, und sie in Betref der Schranken, wo sich die Auctorität des einen und andern enden sollte, in einer gar heilsamen Suspension zu lassen. Sie wußten gemeiniglich selbst am wenigsten, was sie zu thun, und was sie nicht zu thun befugt wären, und wenn etwas Neues, wo sie gern ihre Hände darin gehabt hätten, vorkam: so pflegten sie, es auf gerad Glück, ob es angehen

würde,

würde, zu wagen: und hatte es gelungen, so dienten ihnen in der Folge dergleichen Fälle zum Beweise, daß man ihnen dieses und jenes Vorrecht von jeher zuerkannt, und sich allemal nach ihren Verordnungen gefüget habe. Einen Proceß, der viele Familien und ganze Gemeinden ruinirte, offenbar ungerecht entschieden, jemand an den Galgen gebracht, oder sich durch einen erzdummen Streich bei dem Auslande lächerlich gemacht zu haben, das war eine Kleinigkeit, über die man in den römischen Kanzleien es nicht der Mühe werth hielt, nur die Nase zu rümpfen; aber wer sich einen Fehler wider jene Politik hätte zu Schulden kommen, oder nur einen solchen Verdacht auf seiner Person eine Nacht hätte haften lassen, der konnte versichert seyn, allen Credit verloren zu haben. Diese Politik war der Mittelpunkt, um welchen sich der römische Wiz und Erfindungsgeist drehte, und kleine Siege dieser Art waren die Stufen, worauf man die wichtigsten Ehrenposten bestieg. Nichts übertraf das Entzücken eines solchen Raths, wenn er seinen Freunden sub Rosa erzählte, welcher Gestalt er durch eine einzige Clausel der Sache einen Trieb, woraus man mit der Zeit diesen und jenen Gebrauch machen könnte, gegeben habe, und war er etwa vollends so glücklich, der ganzen hocherlauchten Republik einen derben Streich gespielt zu haben:

o, o! dann wars nicht anders, als wollte die Gesellschaft vor Gelächter ersticken. „Das war fein! das war politisch! und was das Schönste ist, keine Seele läßt dabei etwas Arges sich träumen!" Man kann sich leicht denken, daß sich diese Politik vorzüglich auf das gesellschaftliche Leben und auf das Ceremoniel im Umgang erstreckt haben werde. Für einen Fremden war die Bemerkung so vieler und mancherlei Kunstgriffe der Römer eine rechte Ergözung. Wenn es darauf ankam, wer der erste nach einem Gerichte langen, den Hut abziehen, oder einem andern ein Zeichen seiner Hochachtung, so unschuldig es seyn mochte, geben sollte: so hatte man Gelegenheit, wahre Meisterstücke römischer Finessen zu sehen. Und wer so was nicht selbst mit seinen eignen Augen sah, der kann sich unmöglich eine Vorstellung machen, mit welcher ausgesuchten Feinheit man zu Werke gieng, um z. B. jemand die rechte Seite abzugewinnen, in der Kutsche den Vorsiz zu behaupten, oder voraus zu gehen, wenn man durch eine Thür paßiren mußte. Das hieß dann dem andern zeigen, daß man keineswegs geringer, dann er, und daß man allerdings, und bei jeder Gelegenheit es mit ihm aufzunehmen, gefaßt sei. Was soll ich hier von den Gemahlinnen dieser vortreflichen Politiker sagen? Eine Abschilderung ihres Betragens, so buchstäblich es auch seyn möchte,

würde bei der Nachwelt allen Glauben verlieren. Wenn die Frau eines Rathsherrn über das Holzwesen, ein Band auf dem Kopfe trug, so wars natürlich, daß die Frau eines Rathsherrn über die pontinischen und andere Sümpfe den andern Morgen zwei tragen mußte und durch diesen Wetteifer kam es, daß sich zulezt die stärkern derselben gezwungen sahen, ganze Vorstellungen, ja Märkte und Städte samt Thürmen und Laufgräben auf ihren Köpfen zu tragen. Ehe eine der andern, wenn gähling ein Paar der Zufall zusammenbrachte, die Ehre anthat, die erste sie anzureden, blieben sie lieber stumm, und ehe eine sich nachsagen lies, der andern in ihre Wohnung gefolgt zu seyn, blieben sie lieber daheim. Gassen, welche nicht wenigstens zwanzig Schuh breit waren, betraten sie niemals, aus Furcht, einander ausweichen zu müssen; und da ein solcher Fall alle Römer in Verlegenheit gesezt haben würde: so hat man ihm, wie viele nicht wissen mögen, die Verordnung zu danken, alle römische Gassen erweitern zu lassen.

Wenn sich nun meine Leser, wie ich hoffe, einen Begrif machen können, wie der Zweifel entstehen konnte, wo der Schlafproceß hin gehöre: so müssen dieselben noch einen Umstand, der bei keiner andern Causa so einzig obwalten konnte, betrachten. Dieser Umstand war in nichts geringerm, als selbst

in

in der natürlichen Beschaffenheit der Sache, und dessen, was man früh Auffseyn nennet, gelegen. Man mochte nun die Praxin zu Rath ziehen, wie man wollte: so fanden sich hierin bei allen römischen Gerichtsstellen gleiche Prätensionen, gleiche Jura oder Privilegia, durch verjährte Ausübungen erlangt und bestättigt, und wer noch so unerfahren seyn mochte, hierein den geringsten Zweifel zu sezen, durfte nur die braunen und schwarzgelben Registraturen besuchen, um sich davon zu überzeugen. Ein ungeschickter Protokolist des Rathskollegii über den Landbau prahlte sich in einem Rausch, daß er die Ehre hätte, an einer schrecklich langen Instruktion zu schreiben, und da sich Ausspäher und Kundschafter der andern Kollegien aller Orten befanden, sohin eine solche Aussage nicht lange verborgen bleiben konnte, so wurde, zumal in Betracht, daß das Kollegium, welches sich so was unterstünde, eines der unansehnlichsten sei, dem Streit plözlich ein Anfang gemacht. Man schrie, widerlegte, protestirte, schimpfte, legte eine neue Vorstadt der Papierer und Federschneider an, und die Sache wurde so heftig, und mit einer solchen Menge von wahren und Scheingründen betrieben, daß wahrscheinlich nie etwas zu Ende gekommen seyn würde, wenn sich nicht endlich Phonion ins Mittel gelegt, und den Herren die Unmöglichkeit eines solchen Zan-

kes in puncto fori damit begreiflich gemacht hätte, daß er sie versicherte, wie, wenn der Proceß nun in forma behandelt würde, ohnehin kein forum seyn würde, wo derselbe, vermög einer Appellation, oder Information, oder Testifikation u. s. w. nicht von selbst nach und nach hinkommen, und daselbst, so lange man Lust hätte, verweilen würde. Ueber dieser Vorstellung gaben sich die Herren zufrieden, und der Proceß wurde dem Rathskollegio des Landbaues einsweilen zur Instruktion überlassen.

Hier enden sich die Nachrichten, welche ich in Betref dieser leztern Begebenheit unter den Fragmenten des Aninius bisher habe finden können. Wahrscheinlich ist diese nicht die einzige und lezte Geschichte, worin er nach jenem unglücklichen Banquerot, den er bei den Römern als Generalverstandspachter machte, eine wichtige Rolle gespielt hat, und ich hoffe im Stande zu seyn, meinen Landsleuten noch manche Scene mittheilen zu können, welche dazu dienen soll, theils um uns die Thorheiten des Alterthums aufzuklären, theils, und vorzüglich, um uns unsere eigenen begreiflicher, als sie uns bisher waren, zu machen.

Wie daraus ein ewiger Proceß entstund, und die streitenden Partheien bis diese Stunde in Possession bleiben.

Indeß ist es meine Schuldigkeit, dem gütigen

Leser

Leser nach Möglichkeit Bericht zu ertheilen, wie sich der Proceß gewendet, und ob sich selber jemals geendet hat. Was ich davon, nach mühsam angestellten Erforschungen, und meist aus Datis habe in Erfahrung bringen können, ist, daß, nachdem der Proceß dreihundert Jahre fortgeführt, die römischen Kassen rein ausgeleret, auch beinahe aus der ganzen Nazion ein hungerndes Advokatengeschlecht gemacht, und endlich die Römer bis zu dem Grad von Verzweiflung gebracht worden, daß sie sich eines Tags entschlossen, sich mit verhüllten Gesichtern, sammt Weib und Kindern, und sammt allen ihren Akten in die Tyber, da, wo sie am tiefsten wäre, zu stürzen, selben ein unsichtbarer Genius den Rath gegeben, welcher nachmals zur Gerichtsform, mit der unsere Voráltern ihre Processe abthaten, geworden, sie sollten nämlich ihre Streitigkeiten, den langen und faulen Schlaf betreffend, in der Welt herumziehen, und die Partheien gleichwohl auf Kosten der Länder, wo man sie aufnehmen würde, recessiren lassen. Daß die Römer diesem heilsamen Rath nicht widerstrebet, und die Schlafpartheien wirklich ausgezogen seien, davon sind die deutlichen Spuren und Denkmäler, welche man in so vielen Ländern antrift, unwidersprechliche Zeugen. Nirgends wurde die Sache geschlichtet, und die Völker bleiben ungestöret in Possession,

vermög welcher jedem fremdem Wagen, sollte er auch die köstlichste Waare mit sich führen, aus Furcht, sein Lermen möchte jemand vor der Zeit aufwecken, verboten ist, sich den Städten zu nähern; und nur denjenigen, welche auf den Einfall kamen, ihre Räder, um nicht gehört zu werden, mit Filz zu beschlagen, hat es manchmal geglückt, etwas dahin zu bringen. Am wenigsten darf man ihnen, und wärs auch nur ein einspänniger Wagen, vor welchem ein unschuldiges Samenroß arglos dahinschweilte, durch ihre meist übel bestellten Gründe, und durch ihre oft höchst elenden Wälder, oder Füchs- und Hasenlöcher fahren, um darin ja niemand zu wecken, und fahrt man einem Gerichtshofe, einer Kanzlei, auch nur mit ein bischen Philosophie oder gesunden Menschenverstande beladen, zu, macht man Miene, als wollte man daselbst etwas absezen: o dem, der das thun wollte, rathe ich, (wie man sich ausdrückt) seine Füße bei Zeiten über die Schulter zu nehmen, oder wenn es noch möglich ist, die Stricke abzuhauen, und mit seinem Gaul in Galopp davon zu jagen, wenn er sich nicht beschuldigen lassen will, der öffentlichen Ruhe und dem Herkommen nahe getretten zu seyn. Und will er sich nicht als ein Uebelgesinnter, ihrer Protection vollends verlustig machen: so rathe ich ihm wohlmeinend, in seinem Zimmer einen wohlgefütterten

Schlaf-

Schlafsessel, oder sonst etwas, das trübe und müde Augen anzeigt, zu sezen, was er redet, immer, als geschähe es im Schlafe, zu reden, und besonders nie zu vergessen, am Morgen seinen Freund nie mit der unhöflichen und albernen Frage, oder dem Wunsch z. B. ich wünsche dir einen heitern Kopf zu Geschäften, zu quälen, sondern ihn mit wichtigern Dingen, als: wie hast du geschlafen? ich wünsche dir, wohl geschlafen zu haben, zu begrüßen. Sollte aber gähling ein Lermen von Aussen, der über die Stadtthore hineinfliegt, entstehen: so ziehe er, wenn er denselben Tag gut gegessen und gut getrunken hat, und wenn er auch auf Morgen und Uebermorgen etwas Gutes zu essen und zu trinken hat, (gemäß der izigen vortreflichen Philosophie,) seine warme Schlafmüze mit beiden Händen über die Augen, und über die Ohren, und, ist er ein vornehmer Mann, über das ganze Gesicht herab, lege sich dann sanft und friedfertig in eine bequeme Lage, kaue hübsch fort, und wünsche allen seinen Freunden eine gute Nacht!

Westenrieder.

Mannheim den 8. Christmon. 1782.

Liebster Kosmas!

Endlich, liebster Freund! kan ich ihnen von dem Fortgang meiner voriges Jahr schon errichte-

ten Krankenwärterschule wahre Nachricht geben. Es mangelte nicht an Splitterrichtern, welche dieser Erstgeburt allerhand Mutterflecken andichteten. Man will (hies es) Krankenwärter bilden, und es werden medicinische Pfuscher werden, man rümpfte die Nase, zukte die Achseln, wizelte und spöttelte über das Unternehmen, ehe man noch den Plan, die Lehrart, und das Lesebuch eingesehen hatte. Sie wissen wohl, mein Bester! es giebt so eine Gattung Leutgen, die sich einbilden, sie seien dafür besoldet, alles mit Bitterkeit zu tadlen, was den Zoll ihrer Genehmigung umgehet, und den Stempel der Neuerung trägt; Neuerungen, schreien sie mit voller Kehle, weil sie von jeher gewohnt sind, ihren Schneckengang fortzuwallen, ohne jemal an eine Verbesserung zu denken. Man hat so lang, sagen sie, ohne zünftige Krankenwärter Krankheiten geheilet, man wird dieselben auch in Zukunft entbehren können. Diese wohlweise Herren bringen aber jene Kranke nicht in Anschlag, welche aus Mangel einer vernünftigen sorgfältigen Wartung, troz aller ihrer Gelehrsamkeit und angewendeten Fleises, frühzeitige Engelgen geworden sind. Das war ein Theil der Belohnung für die Mühe, die ich mir gab, diese wissenschaftliche Lücke auszufüllen. So sehr mich dieses Gemurmel hätte niederschlagen können, so aufmunternd war die höchste

Ge-

Genehmigung und Unterstüzung der Kurfürstlichen hohen Regierung.

Ueberzeugt von dem offenbaren Nuzen dieser Lehrschule legten die würdigen Mitglieder dieser hohen Stelle Geldbeiträge zusammen, um zur Aufmunterung der Lehrlinge silberne Denkmünzen prägen, und die Bestbestandenen bei der öffentlichen Prüfung damit bekrönen zu lassen.

Damit Sie aber, liebster Kosmas! völlig überzeugt werden mögten, wie sehr ich bemühet war, keine Quacksalber, keine Abergläubler, sondern vernünftige Krankenwärter zu bilden, will ich Ihnen zwei Punkte aus denjenigen hieher sezen, welche die Lehrlinge bei ihrer Entlassung haben beschwören müssen.

Der Krankenwärter (so lautet der zweite Punkt) soll sich sorgfältig nach den in der Lehre empfangenen Grundsäzen von allem Aberglauben, Segensprechen und lächerlicher Simpathie enthalten, zwar den Kranken nicht hindern, Gott, dem alles möglich, um seinen Segen zur gedeihlichen Mitwürkung der Arzneimittel anzurufen, aber doch mit Bescheidenheit den Kranken abmahnen, daß er sich nicht von Andächtlern und Afterärzten, von Segensprechern und Beschwörern betrügen lasse, sondern die von dem Allmächtigen erschaffenen, von redlichen erfahrnen Aerzten vorgeschriebenen Kräuter

allen Lukaszettelchen, Hexen- und Teufelsamuletten und andern aus Mißbrauch geweiheten Tändeleien vorziehe, und nach der Vorschrift gebrauche.

Sollte der Krankenwärter wahrnehmen, daß der Kranke, auf Zureden unvernünftiger Leute, seinen Harn zum prophetischen Scharfrichter überbringen lies, und heimlich Mittel gebrauchte, welche, wie gemeiniglich geschiehet, die Krankheit verschlimmern, so ist es seine Pflicht, solche Betrügereien bei Zeit dem Arzt anzuzeigen, damit dieser den üblen Folgen dieses Unterschleifs so frühzeitig als möglich vorbeugen könne.

Der vierte Punkt, welchen die gelernten Krankenwärter eidlich angeloben mußten, war folgender:

So nüzlich der rechtschaffene Krankenwärter dem Kranken ist, wenn er in den Schranken seiner erlernten Wissenschaft fortwandelt, so gefährlich kan er dem kranken Nebenmenschen werden, wenn er, wie es je zuweilen durch langen Umgang mit Aerzten geschiehet, in einen unbändigen Quacksalber ausartet, seine hie und da erhaschte Mittelgen bei den Kranken auskramet, und mit Verachtung würdiger Aerzte seine eigenen Pulver und Pillen, seine Pflaster und Salben zum Nachtheil der Kranken anrühmet und aufdringet. Der vernünftige Krankenwärter soll sich von dieser gelehrten Ausschweifung enthalten, und wenn er ja etwas mit Grund anzu-

rathen

rathen oder vorzuschlagen glaubt, niemal ohne den Rath eines vernünftigen Arztes, vielweniger hinterlistig Arzneimittel gebrauchen; weil auch öfters ein unschuldiges Hausmittel, wenn dasselbe zur Unzeit angewendet wird, schädlich werden kan. Man lasse sich niemal von seinen eingebildeten Kenntnissen täuschen. Sogar ein Handwerk muß ordentlich und stufenweis erlernet werden, sonst bleibt man immer ein elender Pfuscher.

Jener Krankenwärter, welcher sich unterfangen würde, zu quacksalben, soll als ein gefährlicher Bürger angesehen und von seinem vorgesezten Medicinalrath mit angemessener Strafe behandelt werden, u. s. w.

Aus diesen beiden Beschwörungspunkten können Sie, mein Bester! deutlich sehen, wie sehr ich bei der Lehre der Krankenwärter entfernt war, Pfuscher zu erziehen, und wie ungereimt die Vorwürfe waren, womit man dieses heilsame Institut verunglimpfen wollte. Meine Hauptabsicht war, gute hippokratische Beobachter ans Krankenbett zu sezen, welche den meistens zu viel beschäftigten Arzt gedeihlich unterstüzen könnten. Welcher praktische Arzt ist wohl im Stande, bei einem jeden seiner Kranken Stunden lang sizen zu bleiben, und ganze Nächte durchzuwachen; gleichwohl können in seiner Abwesenheit Zufälle erscheinen, die ihm zu wissen

sehr

sehr nöthig sind. Ich will mich bei diesen sonnenklaren Wahrheiten nicht länger aufhalten, und ihnen nur noch von dem wohlthätigen Einfluß Nachricht geben, womit dieses Institut auf dürftige Kranken in hiesiger Stadt würket.

Ich sahe gleich beim Anfange der Lehre ein, daß die gelernten Krankenwärter nur jenen Mitbürgern nüzen würden, welche das Vermögen haben, ihre Dienste zu belohnen; damit also auch dürftige Kranken in ihrem Nothstande bedienet würden, so forderte ich die Wohlthätigkeit und Grosmuth guter Mitmenschen auf, durch gefällige Geldbeiträge eine besondere Armenkasse zu stiften, woraus jene Krankenwärter, welche dürftigen Mitbürgern mit Fleis und Menschenliebe in ihren Krankheiten beispringen, ihren Taglohn erhalten könnten. Auf diese Art kan der dürftige Kranke bei dem Institut um einen Krankenwärter bitten; dieser bringt nach geendigter Krankheit ein von dem Arzte und Kranken bestätigtes Verzeichniß der Täge und durchgewachten Nächte, und erhält von dem Kassierer dieser Armenkasse, welches Geschäft unser würdiger Regierungsrath Herr von Lamezan übernahm, seine Bezahlung. Vielleicht, mein Bester! ist unsere Armenkasse, durch die Wohlthätigkeit unsers gnädigsten Landesherrn unterstüzet, in einigen Jahren im Stande, wiedergenesende Armen mit Beiträgen

zu

zu nöthigen Erholungsspeisen zu laben. Unsere Durchlauchtigste Kurfürstin war die erste gnädigste Wohlthäterin dieser Armenkasse; Höchstdieselbe haben einen jährlichen beträchtlichen Beitrag hiezu bestimmt. Viele unserer rechtschaffenen Mitbürger folgten diesem erhabenen Beispiele, Segen des Himmels scheinet diesen Plan zu unterstüzen.

Damit aber auch die Krankenwärterlehre sich nach und nach unter das Landvolk verbreiten, und dadurch mancher rechtschaffene Hausvatter und manche brave Mutter erhalten werden möge, so bin ich gesinnt, zu derselbigen Zeit, wo die Dorfhebammen dahier unterrichtet werden, zugleich den Krankenwartdienst zu lehren, wenigstens werden dadurch schädliche Mißbräuche und Vorurtheile bei den Krankheiten des Landvolkes ausgerottet werden können. Der Unterricht für Krankenwärter, dessen ich mich bei den öffentlichen Vorlesungen bediene, und welcher dem Begriffe einer jeden Hausmutter angemessen ist, soll, dem sichern Vernehmen nach, von Kurfürstlicher hoher Regierung unentgeltlich im ganzen Lande an die Pfarrer, Schulmeister, Wundärzte und Hebammen abgereichet werden, um die Fehler bei Wartung der Kranken, wodurch so mancher brave Bürger vor der Zeit hinweggeraft wird, nach und nach abzuwenden.

Sie werden begierig seyn, mein Freund! zu erfahren,

fahren, welche Gattung Inwohner sich diesem harten Berufe widme. Sie wissen, mein Bester! in jeder Stadt giebt es eine grose Menge wohlernährter Faullenzer, welche sich auf das Allmosen verlassen, die Kirchenthüren belagern, und die Gutherzigkeit der Inwohner schändlich mißbrauchen. Aus diesem Haufen unthätiger Menschen fange ich zum Krankenwartdienst diejenigen aus, welche nach dem Alter und Leibeskräften die Fähigkeit haben, Kranke zu bedienen; weigern sich solche ausgeartete Faullenzer der Lehre beizuwohnen und auf diese Art ihr Brod zu gewinnen, so werden dieselben von dem wöchentlichen Allmosen so lange ausgeschlossen, bis sie von mir ein Zeugniß ihres Fleises bei dem armen Pflegamt aufweisen. Auf diese Art wird zugleich ein Theil wohlgemästeter Müsiggänger zur Arbeit angehalten. Die ansehnlichere Klasse der Lehrlinge bestehet aus jungen Wundärzten, Wittwen und Kindsfrauen, aus den Krankenwärtern der Hospitäler und Waisenhäuser. Die Judenkrankenwärter sind von der Lehre nicht ausgeschlossen. Ich muß es unserer hiesigen Judenschaft zum Ruhme nachsagen, daß sie gegen ihre Kranke besonders wohlthätig und dienstwillig ist. Zwei Jüdinnen haben dem ersten Lehrgang der Krankenwärterlehre beigewohnet, worunter besonders die Jungfer Glückge Hallin bei der öffentlichen Prüfung durch geschickte unerwartete Antworten sich auszeichnete.

Wird unsere Armenkasse mit der Zeit, wie ich hoffe, zunehmen, so bin ich, mit Genehmigung des Instituts, gesinnt, den jährlichen Ueberrest, der für die Belohnung der Armenkrankenwärter bestimmten Gelder unter die fleisigsten Krankenwärter, ohne Unterschied der Religion, zur Aufmunterung ihres Diensteifers, auszutheilen, auch die zum Krankendienst gemächlichen und nöthigen Kleidungsstücke für die Krankenwärter daraus anzuschaffen.

Hier haben Sie, mein Bester! den ganzen sehr einfachen Plan der neuen Lehrschule für Krankenwärter; finden Sie diese Einrichtung nüzlich, so legen Sie in ihrer Gegend eine ähnliche Pflanzschule nüzlicher Mitmenschen an, und theilen Sie mir Ihre etwan entdeckten Verbesserungen mit. Wir können nie den Absichten des allgütigen Schöpfers gemäser handlen, als wenn wir Aerzte besonders uns bestreben, gegen unsere unglückliche Mitbrüder wohlthätig zu sein. Leben Sie wohl, Liebster Kosmas, und, sofern Ihnen unerträgliche Neujahrsgratulanten mit seichten Wünschen die Ohren vollbrummen, so zehnten Sie einen jeden um einen Gulden zum Besten der Krankenwärterskasse, denn bei den meisten ist doch der Neujahrswunsch keinen rothen Heller werth. Ich bin ohne Neujahrswunsch

Ihr allzeit redlicher
Mai.

III. Versuche über den Thau, vom Herrn geistlichen Rath Hemmer.

Diese Versuche stellete ich vor einigen Jahren in Gesellschaft des unermüdeten Forschers der Natur, Herrn Licentiaten Köstler, in dem hiesigen Kurfürstlichen Schloßgarten an, nicht in der Absicht, sie der gelehrten Welt einst mitzutheilen, sondern blos um mich und meinen jeztgenannten Freund durch den Augenschein von dem zu überzeugen, was andere vor mir gesehen hatten. Schon der berühmte Herr Düffay hat viele Versuche über den Thau gemacht, so, daß die meinigen über eben diesen Gegenstand keineswegs für neu angesehen werden können. Doch bekräftigen sie die alte Wahrheit ungemein, die nicht nur dem grösten Haufen derer, die nie ein Geschäft aus der Naturforschung gemacht haben, sondern selbst manchen Männern, die sich auf diese Wissenschaft gelegt haben, noch unbekannt ist, wie mich die Erfahrung gelehret hat. Sie sind auch mit nicht wenig neuen Umständen begleitet, überhaupt aber so wunderbar, daß, wenn man nicht auf die Treue der erzählenden Naturforscher völlige Rechnung machen könnte, man beinahe in Versuchung kommen möchte, einigen Zweifeln über ihre Richtigkeit Plaz zu geben. Aus dieser Ursache habe ich geglaubt, ich würde den Lesern dieser Beiträge

träge keinen unangenehmen Dienst thun, wenn ich ihnen besagte Versuche hier mittheile.

Den 5. Erndemonat, der ein schöner Tag war, lies ich den Gartenwagen, dessen sich die Gärtner bei dem Heckenschneiden bedienen, auf einen gepuzten breiten Weg des Gartens führen, und nicht weit von dannen auf einem Grasplaze eine doppelte Gartenleiter aufrichten. Gegen 7 Uhr des Abends legte ich sowohl auf die Tritte der Leiter, als auf die Querhölzer des Wagens, in verschiedener Höhe, Glastafeln von solcher Gröse, daß ein merklicher Theil davon über diese Unterlagen frei hervor ragte. Eben solche Glastafeln legte ich auch auf den Grasboden; auf den Tisch oder das Blatt des Wagens aber verschiedene andere Körper, deren Namen unten vorkommen werden. Nach dieser Vorbereitung fieng ich meine Beobachtungen an, und fand folgendes:

1) Gegen 8 Uhr zeigte sich einige Feuchtigkeit an der Unterfläche der auf dem Grase ligenden Tafeln; aber an ihrer Oberfläche sowohl, als an allen übrigen Körpern noch nichts.

2) Um 9 Uhr hatte sich an der Glastafel, die auf einem der untern Tritte der Leiter, 1 Schuh hoch über der Erde lag, etwas Thau angesezt, aber nichts an ihrer Oberfläche, noch an den zwei übrigen Glastafeln dieser Leiter, deren eine 4, die andere 12 Schuhe von der Erde entfernt war.

3) Um 10 Uhr fand sich ein feiner Thau an der Unterfläche der zweiten Glastafel der Leiter, der aber viel schwächer war, als derjenige, der zu eben der Zeit an der Unterfläche der ersten Glastafel hieng. Indessen waren die Oberflächen dieser beiden Tafeln, wie auch die dritte ganze Tafel sammt allen denen, die ich auf die Querhölzer des Wagens gelegt hatte, noch völlig trocken.

4) Erst um 10 1/2 Uhr bemerkte ich einigen Ansaz an der Unterfläche der ersten Glastafel des Wagens, welche 4 Schuhe über der Erde erhaben war. An allen übrigen Tafeln und Körpern der Leiter und des Wagens war noch nichts zu sehen.

Aus diesen Beobachtungen, die weiter nichts auffallendes in sich enthalten, folget, 1) daß der Thau Abends und die Nacht über aus der Erde aufsteige; 2) daß ein bepflanzter Boden denselben in weit gröserer Menge liefere, als ein kahler trokener Boden, wie die Wege des Gartens sind. Daß er auch früher aus dem erstern Boden aufsteige, als aus dem leztern, scheint eben nicht aus diesen Beobachtungen geschlossen werden zu können. Vielleicht habe ich blos darum an der untersten Glastafel des Wagens so spat einigen Ansaz gefunden, weil er vorher für meine Sinne noch zu fein, nicht aber, weil gar keiner da war.

Den folgenden Morgen um 5 Uhr kam ich in

den

den Garten, wo ich einen Wächter gelassen hatte, zurück, und untersuchte alle ausgesezte Körper genau. Was ich dabei wahrgenommen habe, besteht in folgenden Stücken.

1) Nicht nur die Unterflächen aller Glastafeln auf dem Grase, der Leiter und dem Wagen, sondern auch ihre Oberflächen waren mit häufigem Thaue benezet.

2) Als ich die Körper betrachtete, die ich auf dem 18 Schuhe hoch liegenden Blatte des Wagens ausgesezet hatte: fand ich alle diejenigen voll Thau, die man in der Elektricitätskunde Nichtleiter nennet. Von diesen war daselbst ein gläserner Spiegel, ein Schwefelkuchen, eine Harzscheibe, eine Stange Siegellack, eine Lage Baumwolle, ein hölzernes Brett, ein Stück Taffet, ein Riemen Leder, verschiedene Gläser von allerlei Farben.

3) Aber alle auf diesem Wagenblatte befindliche Leiter, oder solche Körper, welche die elektrische Materie gerne durchlassen, nämlich alles, was sich vom Metalle darauf befand, war so trocken, als wenn kein Tropfen Thau gefallen wäre. Dahin gehöret ein silbernes, inwendig vergoldetes Salzfaß, ein ausgespanntes Goldpapier, ein metallener Holspiegel, dessen hölzerne Einfassung aber sehr bethauet war, jenen Theil davon ausgenommen, der an das Metall sties. Auf der ledernen Decke eines

Buches lag viel Thau, aber keiner auf dem darauf gedrückten goldenen Wappen, nicht einmal in den ledernen Zwischenräumchen dieses Wappens, verschiedenes gefirnistes Metall hatte einen feinen, kaum merklichen Ueberzug von Thaue; hingegen war ein gefirnister hölzerner Teller, der daneben stund, mit häufigem Thaue gefüllet. In den Hals einer gläsernen Flasche, der oben mit einem dicken bleiernen Ringe versehen war, hatte ich einen gläsernen Trichter gestecket, und mit Klebwachse befestiget. Die ganze innere Fläche des Trichters war von oben bis an jenen Ort seines Halses, der den bleiernen Ring gegen über hatte, mit Thaue benezet; aber von diesem Theile an bis unten hin war der Trichter, so wie die ganze innere Flasche, völlig trocken. Desgleichen war auch sowohl in einem metallenen Gefäse, als an dem darauf steckenden metallenen Trichter, kein Tröpfchen Thau, da doch diese Flüssigkeit häufig in gläserne Flaschen dringet, auf welche gläserne Trichter, ohne einiges Metall, geküttet sind.

4) Bei Untersuchung der übrigen, oben nicht genannten Körper auf dem Grasboden fand ich gleiche Erscheinungen. Die Vergoldung einer daselbst liegenden Glastafel war ganz trocken, wiewohl der unvergoldete zollbreite Rand derselben sehr bethauet war, ausgenommen ein schmaler Streif

davon,

davon, der an das Gold gränzte, denn auf diesem waren kaum einige, hie und da zerstreute, unendlich feine Tröpfchen zu sehen. Auf eine Glastafel, die mit keinem Metalle belegt war, hatte ich einen silbernen mit einem offenen Halse versehenen Spiegel gesezet, den ich an das dellebarrische Vergröserungsglas, zur Beleuchtung der Gegenstände, zu schrauben pflege. Dieser Spiegel war ganz trocken, die Tafel aber so naß, daß man das Wasser mit dem Finger davon streichen konnte, doch zwei Oerter ausgenommen, nämlich: 1) einen an den Spiegel anstosenden Kreis von einigen Linien in der Breite, der eben so wenig bethauet war, als der kurz oben gemeldete Streif auf der vergoldeten Glastafel; 2) die ganze vom Umkreise des Spiegels umschlossene Fläche der Tafel, welche noch eben so trocken war, als des Abends zuvor die ganze Tafel, obschon der Thau durch den mehr als halbzollbreiten Hals des Spiegels häufig hätte dahin dringen können.

Diese Beobachtungen zeigen, 1) daß der Thau, der des Nachts aufsteiget, des Morgens gegen Tag wieder herabfalle; 2) daß er die Metalle von allerlei Gattung nicht nur nicht berühre, sondern auch in einer gewissen Entfernung von demselben gleichsam zurück gestosen werde. Man frage mich nicht um die Ursache dieser wunderbaren Erscheinung.

Wahrscheinlich kommt sie von der Luftelektricität her. Um dieses aber entscheidend sagen zu können, müssen noch verschiedene Versuche vorhergehen, die ich mir unter gewissen, bei mir schon bestimmten Umständen, dereinst anzustellen vornehme.

Mannheim den = = =

Liebster Kosmas!

So eben, mein Bester! komme ich voll Wehmuth von der Bühne, wo die innersten Falten des leidenschaftlichen Menschenherzes zur Besserung der Sitten, zum Vergnügen und Erbauung meiner Mitbürger wöchentlich dreimal zergliedert werden. Man stellte das schauerliche Meisterstück, die Räuber, vor, ein Stück, mein Freund! wobei das Menschenblut erfrieren, und die Nerven, sowohl beim Schauspieler als Zuschauer, erstarren müssen, wenn ihre Urahnen nicht von Pantoffelholz gewesen sind. Nicht als bloser Zuschauer stand ich da, der nur zum Zeitvertreibe die Schaubühne besucht, und manchesmal, je nachdem die Witterung ist, unbarmherzig tadelt, oder sinnlos klatschet; als Arzt machte ich medicinische Betrachtungen über das Schicksal der Schauspieler, über die vorbereitenden Ursachen ihrer unvermeidlichen Krankheiten, über die Schwierigkeiten, dieselben zu heilen, über die nothwendige aber unglückliche Empfindsamkeit ih-

ihrer Nerven, über die Gefahren, welchen der gefühlvolle Schauspieler unmöglich ausweichen kan, über das auf die Nerven heftig würkende Gewühl abwechslender Leidenschaften, und in diesem Augenblicke, wo sich alle diese Bilder in meine Einbildung hindrängten, fühlte ich Hochachtung und Mitleiden für diese Gattung Nervenmartirer, welche zu unserer Unterhaltung, zu unserm Besten, sehr wohlfeile Schlachtopfer ihrer Kunst, und unsers Vergnügens werden.

Hier ist freilich die Rede nicht von jenen Schauspielern, welche der Zauberton des Orpheus, ohngeachtet ihrer Nerven und Muskeln, niemal hätte tanzen machen können, welche als gefühllose Strohmänner die Ermahnungs- und Strafpredigt des Prinzen Hamlets verdienen; von jenen Schauspielern rede ich, welche durch die lebhafte Vorstellung, durch den natürlichsten Ausdruck der Leidenschaften wie ein elektrischer Funken in das Gefühl der Zuschauer hinblizen, und ihr ganzes Nervengebäude zur Mitleidenschaft erschüttern. Diese Kraft des Spiels, mein Bester! nagt an den Nerven, an der Gesundheit des Schauspielers, und legt den Grund zu verschiedenen sehr wunderbaren Zufällen. Betrachtet man, nebst diesem, die ewige Anstrengung des Gedächtnisses, die Gefahren des Schminkens, die Verkältungen im Winter, die Erhizungen

im Sommer, überdenket man die gewohnheitliche Leichtigkeit, mit welcher der Schauspieler durch das Spiel selbst vorbereitet, auch ausser der Bühne, bei der geringsten Gelegenheit, von allen Gattungen Leidenschaften kan überraschet werden, so entdecken sich von selbst die Quellen ihrer unbändigen Krankheiten, und man hat hinreichenden Stoff, gute Schauspieler hoch zu schäzen, und dieselben als Leibeigene unsers Vergnügens zu bedauren.

Sehr übel würde ich mit der Zeit wirthschaften, wenn ich ihnen hier, liebster Freund! die Wirkung der Leidenschaften und Seelenarbeit auf unsere Gesundheit erklären wollte. Nur gar zu lebhaft fühlt jeder die Macht, womit sie uns anfallen, und Zerrüttung der Gesundheit zurücklassen. Fühlende Verstellung, nicht bloser Wortlärmen, würkt sehr lebhaft auf die Nerven, wenn sie nur von weitem das Urbild der natürlichen Aufwallung nachahmen will. So bald der Schauspieler die Mitleidenschaft der Nerven des Zuschauers fortreißt, so waren seine eigene Nervenfasern in dem Augenblicke der Ueberraschung in derselbigen Stimmung, welche von der abgemalten Leidenschaft unzertrennlich ist. Wie oft war ich ein ungetäuschter Zeuge, daß dem Herzog Albert, dem Kaspar Thoringer, der fortgeschlepten mißhandelten Agnes Bernauerin, der wüthenden Medea, der verzweiflenden Ariadne auf Naxos das

Herz

Herz im Leibe zitterte, der Puls tobte, alle Glieder des Leibes schwankten, nachdem sie bei lebhaften Auftritten der Natur allen täuschenden Zauber geplündert hatten. So wirket fühlende Verstellung. Kalte Verstellung des Schauspielers läßt den Puls in ruhigen Schwingungen, sträubet niemals die Haare des Scheidels, macht die Oberfläche des Körpers niemals höckericht, läßt dem Auge seine Thränen, dem Zwerchfell das Schluchzen, hat hingegen die mächtige Wirkung auf den Zuschauer, ihn so recht aus der Tiefe der Brusthöhle gähnen zu machen. Solche eiskalte unempfindsame Schauspieler können freilich bei ihrem Brodschweiß so kugelrund, so gesund bleiben, als wenn jeder unter ihnen sechs Präbenden jährlich zu verschmausen hätte. Oft, sehr oft erstaune ich, daß nicht auf der Stelle bei unsern meisterlichen Schauspielern das Blut aus dem Halse stürzet, und schreckende Entkräftungen nachfolgen, wenn ihre Meisterspiele wie ein Donner einherstürzen, jeden Zuschauer in voller Täuschung überraschen, und sich wie eine elektrische Flasche mit sprüzenden Funken entladen.

Ich will Ihnen, mein Bester! wenn Sie Laune haben, mich anzuhören, einige Erfahrungen und Bemerkungen über die Krankheiten der Schauspieler mittheilen. Wir wollen, von Mitleid über diese Sklaven unsers Vergnügens gerührt, aus den Quellen,

aus besondern Umständen ihrer Krankheiten, die Maaßregeln herleiten, wie sich diese Nervenmartirer verhalten müssen, um bei ihrer harten Seelenarbeit, bei den von ihrem Beruf unzertrennlichen Entkräftungen gesund zu bleiben. Wir wollen aber auch bei diesem Unternehmen nicht unterlassen, die gewöhnlichsten Fehler ihrer Lebensordnung zu untersuchen, um angemessene Vorschriften für dieselben entwerfen zu können.

Liebster Kosmas! die Schauspieler sind meistens so gute, so empfindsame Geschöpfe, sie sind Aerzte der Sitten, Mitarbeiter an Bildung des Menschenherzens und der Tugend, sie sind Geislen der Lasterhaften, folgsam nüzliche Mitbürger des Staats, unendlich nüzlicher, als mancher Sittenprediger, bei dem die eine Hälfte der auferbaulichen Zuhörer gähnet, die andere schnarchet. Wir wollen die Leiden ihres Standes durch guten Rath erleichtern. Vielleicht kan unsere schriftliche Unterredung manchem braven Musensohne die Gesundheit erhalten, welche ihm zu seinem schweren Berufe, zu unserem vergnügten Zeitvertreibe so unentbehrlich ist.

Mehrmalen habe ich bei den Krankheiten empfindsamer Schauspieler wahrgenommen, daß ihre Nerven empfindlicher sind, als jene des zärtlichsten Frauenzimmers. In Wahrheit es wäre eine betrübte Belustigung für die Liebhaber der Bühne,

wenn

wenn die Schauspieler Kutschers- oder Holzhackers-Nerven hätten. Wie auferbaulich würde in diesem Falle der erste Liebhaber, der empfindsame Vatter, die zärtliche Geliebte ihre Rolle auftischen, so hinreissend auftischen, daß man vor Vergnügen die Mundsperre bekommen mögte. Aber eben diese ganz ausserordentliche, guten Schauspielern so eigene, Empfindlichkeit der Nerven, ist der mächtige Feind, wider welchen der Arzt in ihren Krankheiten zu kämpfen hat. Sie wissen, mein Freuud! daß die Nerven überhaupt die Werkzeuge sind, wodurch die Natur in Krankheiten zur Zeit der Gährung Lärmen schlägt, aber auch schädliche Theile durch heilsame Ausleerungen aus der Blutmasse ausleeret, und eben dadurch die sanften Schwingungen des Herzens und der Pulsadern wieder herstellet. So nothwendig die Empfindlichkeit der Nerven zu diesem Geschäfte ist, so schädlich ist die Ueberspannung derselben, wodurch leicht krämpfigte Zusammenschnürrungen, und dadurch Unterdrückung heilsamer Ausleerungen entstehen können. Eben diese unglückliche Empfindsamkeit der gar zu kraussen Schauspielernerven, hat mich bisweilen genöthiget, starke Gaben Mohnsaft (Opium) mit den übrigen Ausleerungsmitteln zu verbinden, wenn ich haben wollte, daß heilsame Ausleerungen durch Schweiß oder Urin, durch Stuhlgänge oder Erbrechen

brechen folgen sollten. Ich nahm aus demselbigen Grunde manchesmal, bei der zur Zeit der Fieberhize entstandenen Nervenraserei, gegen die gemeine Heilart, meine Zuflucht, mit dem besten Erfolge, zum Opium; der Schweiß erfolgte ehender, und das rasende Kopfweh verschwand mit der Fieberhize. Dieselbige gar zu überspannte Empfindlichkeit der Nerven ist auch die Ursache, warum die meisten Schauspieler Schwermüthlinge sind. Ihr Unterleib ist so empfindlich, daß man die sanftesten Abführungsmittel wählen muß, wenn man krämpfigten Gelbsuchten vorbeugen will. Die Rückfälle in Wechselfiebern sind bei unsern Schauspielern sehr gemein, weil die leichteste Uebertrettung der Speiseordnung, eine angreifende Rolle die Verdauungskräfte schwächet, nöthige Ausleerungen unterdrücket, und dadurch den Fieberstoff aufs neue aufwecket. Die Vollblütigkeit ist eine seltene Erscheinung bei ihnen, ich würde auch bei wahren Entzündungskrankheiten der Schauspieler sehr häuslich mit den Aderlässen wirthschaften. Blasenpflaster, Opium, stärkende Arzneien, genaue Diät sind Heldenmittel in ihren Krankheiten. Nach völlig geheilten Wechselfiebern der Schauspieler bleibt öfters eine solche Schwäche zurück, daß man, wie bei bleichsüchtigen Töchtern, Stahlmittel vorschreiben muß, um den Gefäsen ihre Schnellkraft, und dem

Blute

Blute seine natürliche Röthe wieder zu geben. Der Graf Karl und Franz Mohr in den Räubern verdämpfen wenigstens auf acht Täge den Nervensaft, und entkräften Leib und Seele. Ist es alsdann ein Wunder, wenn nach solchen heftigen Rollen, Rückfälle von Fiebern, Entkräftungen erfolgen? ist es ein Wunder, wenn sie den Tag nach solcher überspannten Seelenarbeit, blaß, wie die Gespenster, daher schweben, da gemeiniglich auf die Entkräftungen des Geistes ein unruhiger, mit Träumen durchwebter Schlaf folget. Hierin liegt eben der Grund, warum gute Schauspieler so oft von Unverdaulichkeiten heimgesucht werden. Ihre Rolle hat, wie ein trockener Schwamm, alle ihre Geisteskräfte, allen Vorrath von Nervensaft eingesaugt, ein Theil davon ist durch übertriebene Ausdünstung verraucht. Die erschöpfte Natur lächzet nach Labung; man spürt dringende Bedürfnisse, frisches Oel in die erloschene Lampe zu giesen, man will diesem Gefühle der äussersten Entkräftung zu Hülfe eilen, man sezt sich zu Tische, und wird, besonders in Gesellschaft lockerer Herzensbrüdergen und Schicksalsgesellen, beim Nachtessen unvermerkt ein Schwelger, bildet sich dabei irrig ein, der Magen werde diese Kraftschüsseln, wie ihr Kopf die gespielten Rollen, verdauen können. Es ist leider nur zu wahr, daß die Geistesarbeit die Verdauungskräfte

unend-

unendlich schwäche, denn zu einer guten vollkommenen Verdauung wird auch ein gewisser Vorrath von Nervensaft erfordert. Denkende Köpfe haben beinah immer einen schlechten Magen und murrende Luftbäuche, daher sind scharf studierende Staatsmänner und Gerechtigkeitspriester, Naturforscher, Mathematiker, unermüdete Rechner und Schaubühnenmeister gemeiniglich seufzende Schwermüthlinge, und ergiebige Kundschaften für Aerzte und Arzneihändler. Hier muß ich erinnern, daß der Gebrauch der Ruhewochen bei Gerichtshöfen für die Gesundheit dieser Staatssklaven so nöthig als nüzlich sei, um den erschöpften Geist, durch Entfernung von Kopfarbeit, und den geschwächten Leib, durch Bewegung, durch erquickende Landluft, durch Jagen zu stärken, und zu künftigen Geistesarbeiten wieder geschickt zu machen. Bei der Betrachtung dieser so vernünftigen Anordnung, wünschte ich, aus guten Gründen, daß man eben so gerecht, eben so menschlich gegen die Sklaven unsers Vergnügens, gegen die Schauspieler gesinnet seyn mögte; ihre Arbeit, besonders die ewige Anstrengung des Gedächtnisses, ist eben so entkräftend für den Geist, als das Aktendreschen und Urtheilschmieden für den Staatsmann; darin sind Schauspieler noch unglücklicher als die übrigen Seelentaglöhner, weil nicht ihre Laune den Tag und die Gattung des Schauspiels, sondern der Tag

und die Gattung des Schauspiels ihre Laune bestimmt. Mit einem halbgesunden Körper, mit niedergeschlagenem grämigen Herzen bei traurigem Regenwetter den Junker Ackerland, den süsen Liebhaber auskramen, ist härter als holzhacken, mein Freund! Sollten nicht die Vorsteher solcher Gesellschaften, zur Erholung der Geisteskräfte, jährlich zweimal einige Ruhewochen bestimmen? Ich, als Arzt, bin überzeugt, daß dadurch vielen Krankheiten dieser Nervenmartirer vorgebogen, und das Publikum durch standhaftere Gesundheit der Schauspieler besser bedienet würde. Erschöpfte Leibeskräfte erfordern Erholungsstunden, sonst dörren frühzeitig die Fleischfasern aus und werden steif, zur Arbeit unbequem. Immer angestrengte Seelenkräfte schwächen die Nerven, und schon in männlichen Jahren erscheinet das graue sinnlose Seelenalter.

So gefährlich der Fehler ist, wenn der entkräftete Schauspieler nach einer heftigen Rolle den Magen, gegen die natürlichen Bedürfnisse, überladet, so schädlich ist es, wenn er durch hizige starke Getränke dem Gefühle seiner Entkräftung übermäsig zu Hülfe kommen will. Freilich stärket nichts geschwinder als ein gutes Gläsgen Wein; aber sich berauschen, oder auch nur bis zu den ersten Anwandlungen der Sinnlosigkeit trinken, ist für arbeitende Köpfe gefährlich,

fährlich; statt den andern Tag Erquickung zu fühlen, spürt man neue Entkräftungen, Säure im Magen, und öfters rasendes Kopfweh, ein Gast, welcher zur Arbeit des Gedächtnisses unerträglich ist.

Noch bedenklicher ist es, wenn der halbgesunde Schauspieler, nebst den durch seinen Beruf ohnehin schon genug abgeriebenen Lebenskräften, ein Wollüstling ist, und den Liebhaber, den er mit Anstand auf der Bühne vorstellte, in einen Ausschweifling ausser der Bühne ausarten läßt. Schrecklich ist die Verwüstung, die durch diese Gattung Entkräftung auf Mark und Nerven wüthet; schauervoll sind die Aussichten für die Gesundheit. Wenn je die Tugend der Enthaltsamkeit einem Jünglinge nöthig ist, so ist es gewiß der Schauspieler, der sie am nöthigsten bedarf, wenn er mit Männerkraft als Schauspieler, sich Ruhm und Beifall erwerben will. Heimliche Sünden sind zehrendes Gift für Musensöhne! wer an dieser Wahrheit zweifelt, dem predige der Wahrsager Tissot tief ins Herz, und lerne ihn seine Thorheiten, seinen Selbstmord beweinen. — Eingesunkene Augen, blasse Farbe, schlaffe Muskeln, schwacher Magen, Erschöpfungen der Seelen- und Leibeskräfte sind ohnehin das traurige Berufserbtheil guter Schauspieler, kommen noch die Tändeleien mit herzigen Pantoffelpüpgen hinzu, o so mag der Wollüstling ambosen und den Apotheker mit

seinen

seinen stärkenden Büchsen fressen, der Arzt wird doch mit all seiner Zauberkraft, mit all seiner Mühe dem Todengräber seine Meisterkur verzollen. Beschuldigen Sie mich, liebster Kosmas! einer Lüge, wenn Sie bei dem Gemählde dieser schrecklichen Folgen einen einzigen Schatten übertriebener Kolorit wahrnehmen. Traurig ist es bei dieser Betrachtung für junge glühende Schauspieler, daß oft das Spiel selbst ihre Leidenschaft elektrisiret, und die mächtige Anlage zu Ausschweifungen zubereitet. Mich deucht aber das kräftigste Mittel gegen diese Versuchungen sei die lebhafte Vorstellung des Scheermessers und Höllensteins, der Klistirblasen und Quecksilbersalben, der Apothekerrechnungen, und des hintennachfolgenden tissottischen Todengeripps. Hilft diese Vorbeugungskur nichts, so sind alle übrige Mittel für den Schwächling verlohren.

Nicht wahr, liebster Kosmas! beinah wär ich ein mittelmäsiger Fastenprediger geworden; so viel kan ich Ihnen sagen, mein Bester! daß in meinen Augen jener Arzt ein Mörder, kein Freund seiner Pflegbefohlenen ist, welcher mit sträflicher Gefälligkeit die Folgen ihrer Lieblingsleidenschaften verschweigt. Schweigen war nie meine Schwäche, aber der Hang, Wahrheit zu sagen, ist stärker als ich selbst. Je nun, jeder Mensch hat halt seine Fehler.

Lassen Sie uns wieder einlenken, liebster Kosmas! und die Lebensart betrachten, womit sich der Schauspieler, gegen die seinem schweren Berufe eigene Krankheiten verwahren kan. Wir wollen einige Grundsäze vorausschicken, und aus diesen die Maaßregeln des Verhaltens folgern und bestimmen.

Ruhe ist der Seele bei ihren Beschäftigungen eben so nöthig, als dem Körper bei den seinigen. Die Ruhetäge der Schauspieler sind Beschäftigung und Anstrengung des Gedächtnisses. Das Auswendiglernen der Kinder ist blos mechanisch, weil sie mit den Worten weder Begriffe noch Gefühl verbinden. Der Schauspieler aber muß sein Gefühl mit jenem des Verfassers zusammenschmelzen, mit jedem wörtlichen Ausdrucke den Abdruck fremder Empfindungen verweben, dieses kostet Nervensaft und Geistesarbeit. Die Schauspieler haben daher die schmeichelnde Hofnung, von den Krankheiten der Gelehrten, von ihrer Nervenschwäche heimgesucht und geplagt zu werden.

Das Spiel des Schauspielers soll ein treffender lebendiger Abdruck der vorzustellenden Leidenschaften seyn. Die Nerven des Schauspielers müssen also in dieselbige Schwingungen versezt werden, welche der Leidenschaft wesentlich und von derselben unzertrennlich sind; sonst friert der Zuschauer bei der Wärme des Liebhabers, gähnet bei der

Grosthat des Helden, und lachet bei dem Schmerze des Unglücklichen.

Wenn das Spiel des Schauspielers täuschen soll, so muß seine Einbildungskraft alles Ruhige, alles Gleichgültige der Seelenstimmung hinweg zaubern, er muß ein wachender Träumer werden, sich in eine ganz andere Lage denken und hineinschwingen. Dieser Zustand schwächet unendlich die Nerven, weil ihnen Gewalt geschieht.

Zwischen der wahren und verstellten Leidenschaft ist der einzige Unterschied, daß bei der ersten die Wallungen des Blutes und Erschütterungen der Nerven länger, als bei der zweiten dauern, weil der Gegenstand länger gegenwärtig bleibt, und die erhizte Einbildung mehr theilnehmend ist.

Das Nervengebäude guter Schauspieler wird nach und nach ausserordentlich empfindlich.

Der natürliche Abdruck der Leidenschaften auf der Schaubühne hinterläst bei dem Schauspieler eine gewohnheitliche Leichtigkeit und Neigung zu denselben ausser der Bühne.

Die Verdauungskräfte leiden unendlich durch Anstrengung der Seelenkräfte.

Die Brust des Schauspielers wird durch das erzwungene Athemholen und Einhalten, durch die abwechslenden Töne und den vollen Ausbruch der Sprache sehr geschwächt.

Sänger und Sängerinnen haben mehr für diesen Theil zu besorgen.

Jeder Schauspieler spürt nach einer heftigen Rolle eine gewisse Gattung Leibes- und Seelen-Entkräftung.

Nebst der vorzustellenden Leidenschaft naget auch untadelhafte Ruhmsucht an der Empfindsamkeit des meisterlichen Schauspielers.

Nicht die Menge kräftiger Speisen und stärkender Getränke, sondern eine vernünftige Wahl und Mäsigung erfezen die erschöpften Lebensgeister.

Beinahe jeder Schauspieler ist oder wird ein Schwermüthling.

Jede Gattung ausschweifender Leidenschaften schwächet die Nerven.

Nichts entkräftet den Geist mehr als Abwechslung heftiger Leidenschaften in einem kurzen Zeitraum.

Aus diesen Quellen, liebster Kosmas! wird es nun leicht seyn, die Lebensart und die Speiseordnung zu bestimmen, welche der gute Schauspieler zu befolgen hat, wenn es ihm daran gelegen ist, bei seinem harten Berufe, die zu Seelengeschäften so nöthige Gesundheit zu erhalten. Der Schauspieler muß dahero

1. überhaupt alle Gattungen von Schwelgereien meiden.

2. Nach

2. Nach einer heftigen Rolle muß er dem Gefühl der Entkräftung, und dem Bedürfnisse, sich zu stärken, nicht zu viel trauen, sonst überladet er den Magen, und störet den Schlaf, welcher für Leibes- und Seelenentkräftung das beste Kraftmittel ist. Eine gute Fleischsuppe mit geröstetem Weisbrod und dem Gelben von einigen frischen Eiern, ein Stück gebratenes zartes Fleisch, ein gutes Glas Wein mit gut gebackenem Weißbrod, sei das ganze Nachtessen. Gekochtes Obst ist selten dienlich, und macht Säure im Magen. Alle Gattungen Sallat sind schwachen Mägen ungesund, statt dessen dienet zeitiges Obst mäsig gegessen.

3. Das beste Frühstück für Schauspieler ist, im Winter, eine gute Suppe von Zwieback und Fleischbrühe; eine Tasse Chocolate ohne Gewürz. Im Sommer, Schwalbacher oder Pirmonterwasser mit frisch gemolkener ungesottener Kuhmilch, und etwas abgeriebenen Citronzucker. Zeitiges Obst im Sommer und Spatjahr mit gut gebackenem Weißbrod, ist ebenfalls ein sehr nüzliches Frühstück für den gesunden Schauspieler.

4. Das Mittagessen kan aus einer guten mit Reiß, Sagokörner, Perlengerste, Habermehl, Zwiback bereiteten Fleischbrühsuppe, aus einer leichten Weinsuppe, aus Gemüsern, welche weder zu fett noch zu stark gewürzt sind, bestehen. Stark blä-

hende Gemüser, z. B. Blumenkohl, Sparglen, Blick- und Zuckererbsen, Bohnen, Weiskraut, sind Schwermüthlingen schädlich. Ich will lieber gute Kartoffeln mit Mäsigkeit, als alle sogenannte zarte Krankenspeisen und gedämpfte Aepfel erlauben. Sparglen sind empfindlichen Nerven ganz besonders nachtheilig. Alle Generationen von Würsten, mit den übrigen Leckerbissen von Schweinenfleich, sie mögen einheimisch oder Ausländer seyn, sollen von der Tafel der Schauspieler relegiret seyn. Kalbsfüse, Kalbshirn, Kalbsdrüsen und Gekröse können verabschiedet werden, hingegen ist gebratenes Kalb, Hammel, Rindfleisch, roth Wildpreth, Geflügel, wovon die Gänse und Enten jedoch ausgeschlossen werden, ohne scharfe Saucen erlaubt; unter den Fischen sind Forellen, Hecht und Bersch unschädlich. Die meisten Zuckerwaaren sind beim Nachtisch gefährlich. Nicht mehr als drei gesunde Schüsseln sollten auf der Tafel der Schauspieler erscheinen, das übrige ist Ueberfluß, schadet dem Magen und dem Geldbeutel. Milchspeisen, wozu keine Butter kömmt, z. B. Reißbrei, Kinderbrei mit ein wenig Zucker und Zimmet, sind erlaubte Schüsseln, nach den Milchspeisen darf man jedoch keinen andern als süsen Wein trinken. Alles Back- und Taigwerk, z. B. Pasteten, Torten sind unverdaulich. Guter Caffee nach dem Essen ist jenen erlaubt, welche

kein

kein Zittern, keine Bangigkeiten und Schlaflosigkeit darnach spüren.

5. Warme Getränke sind überhaupt dem schwachen Magen schädlich. Am Tisch ist reines Bronnenwasser, mit oder ohne Wein dienlich. Der rothe Wein ist für schwache Mägen nüzlicher als weisser starker Rheinwein. Fremde Weine, der Burgunder ausgenommen, sind meistens schädlich. Sobald man nach getrunkenem Wein Sodbrennen oder saures Aufstosen, üble Laune, Zornmüthigkeit und Zanksucht spürt, so ist derselbe gänzlich zu meiden. In diesen Fällen ist Schwallbacher Wasser der beste Trank. Im Sommer sollte der Schauspieler seinen Trank in Eiswasser stellen. Nichts stärket den Magen und die Nerven besser als Eis. Gefrornes von Mandeln, von Milch, von Himbeersaft, von Choccolate sind die einzigen gedeihlichen Leckerbissen.

6. Ruhiger Schlaf ist Balsam für die Nerven der Theatermartirer. Kalte Schlafzimmer sind stärkender als eingeheizte. Nächtliches Wachen ist ausserordentlich schädlich. Niemals soll der Schauspieler auf dem Rücken liegend schlafen, weil alles, was entkräftet, schädlich ist.

7. Reitende und fahrende Bewegungen in freier, mit der Ausdünstung blühender Ackerfelder angefüllter Luft, oder auch bei heiteren Wintertägen, ist für Schauspieler Lebensbalsam. Statt das Geld

mit dem Kartenspiel zu verprassen, dabei das Geblüt zu erhizen, und das Gallenbläsgen zu überladen, wär dasselbe viel besser an das Reiten und Fahren angewendet.

8. Die Beschäftigung des Gedächtnisses bei vollem Magen ist gefährlich.

9. Kalter Trunk nach einer heftigen Rolle, wobei die Seele tobte, und der Leib schwizte, ist schädlich, der Schauspieler halte im Winter die Füse warm, und schlafe nie mit gar zu viel eingehülltem Kopf.

10. Das kalte Waschen im Sommer am ganzen Leib, in den Augenblicken, wo der Körper nicht erhizet ist, stärket ungemein die Nerven. Kalte Fußbäder sind, nach heftiger Anstrengung des Kopfes, sehr gedeihlich, besonders wenn man ein spannendes ziehendes Kopfweh und Brennen in den Augen fühlet. Wenn es die Haare zulassen, sollte sich der Schauspieler angewöhnen, täglich einigemal, den Kopf mit kaltem Wasser zu waschen.

11. Die Vermählungen ohne priesterliche Einsegnung, alle übrige Thorheiten der Wollüstlinge sind schleichendes Gift für den Schauspieler. Man lache nicht über diese Anmerkung; sie ist reine, unumstößliche Wahrheit. Eine gute Dosis Religion und gesunder Philosophie, sollten, wie es leicht möglich ist, zwei Herzensfreunde und Begleiter aller

ler Hagenstolzen seyn. Die Vorschriften der christlichen Religion sind schon deswegen verehrungswürdig, weil sie die herrlichsten Gesundheitsregeln sind.

12. Der Schauspieler benuze die Ruhestunden, entfernt von allen Ausschweifungen, mit Lesung solcher Bücher, die sein Herz ermuntern, ohne den Kopf anzugreifen. Er wähle sich solche Gesellschafter, die keine Wollüstlinge, aber aufgewekte Geister, philosophische Köpfe und Menschenkenner sind.

Mit dieser Lebensordnung, glaube ich, liebster Kosmas! könnte der Schauspieler, bei seinem beschwerlichen Berufsgeschäfte, seine Gesundheit in ziemlich gutem Stand erhalten. Wollte man den Krankheiten der Schauspieler noch besser vorbeugen, so sind folgende Maaßregeln zu ergreifen:

1. Die Schaubühne müßte wenigstens jährlich zweimal, drei bis vier Wochen lang, geschlossen bleiben. Das Früh- und Spathjahr müßte dazu bestimmt werden.

2. Diese Ruhewochen muß der Schauspieler nicht zu Ausschweifungen, sondern zur Erholung seiner erschöpften Lebenskräfte, anwenden, gesunde Landluft geniesen, mäsig essen und trinken, durch Spaa- oder Pirmonterwasser, etwa durch den Gebrauch kalter Bäder seine Nerven stärken.

3. Vorbeugungsaderlässe und Laxirmittel muß der Schauspieler meiden, sie schwächen die Nerven

und dörfen nur im äussersten Nothfall zur Hülfe genommen werden.

4. Eben diese Ruhewochen sollten mit Reiten, Fahren, und sonstigen ehrbaren Belustigungen benuzet werden. Durch diese Vorbeugungsmittel würde die Schaubühne mit blühenden Liebhabern und bezaubernden Musentöchtern, mit kernhaften Helden und männlichen Vättern, überhaupt mit gesunden Schauspielern und Spielerinnen versehen werden.

Nicht Schicksal genug ist es für den Schauspieler, daß seine Gesundheit durch das Spielen selbst abgerieben und geschwächet wird; oft sind dieselben noch der Gefahr ausgesezt, sich durch schädliche Schminken und Farben Krankheiten zu zuziehen. Die Römer schmierten den Jupiter mit Mennige (minium) nur auf ihre Festtäge, ihre Triumphatoren beim feierlichen Einzug, um sie desto ansehnlicher zu machen; aber der Schauspieler ist beinahe täglich im Fall, sein Gesicht mit Farben zu verunstalten, um den Zuschauer desto besser zu täuschen.

Wir wollen, liebster Freund! zum Besten dieser bedaurungswürdigen Menschenklasse die Farben bestimmen, womit sie sich wenigstens ohne offenbaren Schaden ihrer Gesundheit mahlen können.

Alle Gattungen weiser Schminke, welche aus Queckſilber und Blei bereitet werden, sind der Gesundheit schädlich.

Das feinste mehrmal abgewaschene venetianische Bleiweis ist jedoch weniger schädlich, wenn man zuvor die Haut mit einer Salbe, welche aus zwei Loth Jungfernwachs, eben so viel Rosenpomade, und ein halb Loth Spermaceti bereitet ist, wohl einschmieret.

Unschädlich ist das Wismuthpulver (magisterium marcasitæ), jenes von Austernschaalen, feine oftmal geschlemmte Kreide, Störkmehl, und feiner weiser Bolus.

Zur rothen Schminke können die sogenannten Schminkläppgen, Zinnober, eingetrocknetes Färberroth, Ochsenzungenwurzel, Kermesbeerensaft, ferner Kugellack und Coccinellenschminke sicher gegebraucht werden; der Mennig, womit die römimischen Sieger ihr Gesicht beschmierten, ist unsicher. Ueberhaupt ist es rathsam, vor dem Auflegen jeder Schminke, vorher die Haut mit der obigen Salbe einzusalben.

Gelbe Farben können von Gelbwurz, Süßholz und Safransaft gemacht werden.

Graue schlesische Erde, oder auch gebrannte Schaalen von Aprikosenkernen mit feiner Kreide gemischt, ist eine sichere graue Farbe.

Braune Farben werden aus Eisensafran oder Rost am Besten bereitet.

Zur blauen Farbe ist Indig und Berlinerblau zu gebrauchen.

Die schwarze Farbe endlich kan aus gebranntem Stöpferholz, oder aus den Schaalen der Aprikosenkerne nüzlich und unschädlich bereitet werden.

Hier, liebster Kosmas! haben Sie einen unschädlichen Farbenvorrath, womit sich der Schauspieler reizende Schönheit, und heßliche Frazengesichter, ohne Schaden der Gesundheit, zulegen kan. Wie vergnügt wär ich, liebster Freund! wenn diese schriftliche Unterredung die Gesundheit eines einzigen rechtschaffenen Schauspielers wiederherstellen oder erhalten könnte. Es ist ein groses Verdienst, mein Bester! den schwermüthigen Staatsmann lachen, den Hartherzigen weinen, den Schurken rechtschaffen, den Feigen heldenmüthig, den Geizigen wohlthätig, den gefühllosen Bösewicht, gegen das Schöne, das Reizende der Tugend, wieder emfindsam zu machen; alle diese Zauberkraft liegt auf Unkosten seiner Gesundheit in dem Meisterspiel eines empfindsamen Schauspielers. Die weisesten Gesezgeber Griechenlands haben sich dieser Mitarbeiter an den Sitten, zum Besten des Staats bedienet. Ist es nicht unsere Pflicht, mein Freund! diese Seelenäskulapen zu erhalten, ihr Schicksal zu erleichtern, ihre Leiden zu lindern? Würken Sie nicht mittelbar auf die Gesundheit der Mitbürger, da sie das Laster lächerlich und die Tugend reizend machen? Liebster Kosmas! Hochachtung Freundschaft, und Mitleid

leid verdienen diese gute Menschenseelen, diese Martyrer des Publikums, so wahr ich von ganzem Herzen bin

Ihr aufrichtiger
Mai.

Anmerkung des Sezers. Vor hundert Jahren wäre vielleicht dieser Schuzbrief für Schauspieler unter die Schriften der schwärzesten Kezer herabgedonnert worden. Heil der Aufklärung!

V. Kurze Untersuchung der Frage: In wie ferne kann man sagen, daß die schönen Künste Nachahmung der Natur sind?

von

M. Johann Adam Mayer,
Diakon zu Speier.

Man kan wohl mit Grunde der Wahrheit behaupten, daß man keinen Saz, der in das unübersehbare Feld der schönen Wissenschaften einschlägt, so sehr herumgedreht habe, als eben den, dessen Erörterung den Gegenstand nachfolgender Abhandlung ausmachen soll. Man verfiel bei der Beantwortung der Frage: In wie ferne sind dieschönen Künste Nachahmung der Natur oder nicht? auf zween einander ganz entgegengesezte Fehler, die bei ihrer grosen Ver-

schie-

schiedenheit eine eben so manchfaltige Wirkung auf die Gemüther derer, die diese Materie erforschen wollten, machen mußten. Ein groser Theil von denjenigen, welche diese Wahrheit untersuchten, glaubten, die schönen Künste seien ingesammt nichts als blose Nachahmung der Natur, und ihre Gründe, die sie zur Bestätigung ihrer Meinung vortrugen, sind kürzlich folgende: „Schon in der Natur unsrer Empfindungen liegt der Grund, alle diejenigen Gegenstände, welche sich unsern Augen sichtbar zeigen und einen gewissen Eindruck auf unsre Sinnen gemacht haben, nachzuahmen. Kaum erblickt der Mensch einen etwas anziehenden Gegenstand in der Natur, alsbald wünscht er etwas dergleichen zu besizen, und dieser Wunsch — kan er auf keine andre Weise befriediget werden — verleitet ihn zuweilen, einen Versuch zu machen, dasjenige nachzuahmen, was er gesehen und was bei dem ersten Anblick einen so starken Eindruck auf seine Empfindungen gemacht hat. Auch der Erwachsene ist in diesem Stücke oft Kindern ähnlich, die alles, was sie sehen, nachzuahmen bemühet sind, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob auch ihre Kräfte zur Hervorbringung und Ausführung eines solchen Werks hinreichend sind.“ Hiezu sezen sie noch den Umstand: „daß von unserm Geiste nur im uneigentlichen Verstande gesagt werden könne, er sei der Schöpfer irgend einer

Sache.

Sache. Stets muß etwas vorhanden seyn, woran er sich halten kan, wenn er etwas erfinden und neue Bilder zusammensezen will; alle seine Werke, die er hervorbringt, tragen die Spuren eines Vorbildes an sich, das er sich zu seinem Muster gewählt und nach welchem er sein Produkt zur Welt gebracht hat. Und dieses Vorbild soll und darf nach ihnen kein anders seyn, als die Natur. Diese darf der Geist des Künstlers weder schaffen noch vernichten; er kan weiter nichts thun, als ihr nachfolgen." Dies sind die Grundsäze aller derjenigen, die da behaupteten: die schönen Künste seien insgesammt blos Nachahmung der Natur. Selbst **Batteux**, in seiner fürtreflichen Einleitung in die schönen Wissenschaften, nimmt diese Regeln an, und alle seine Nachfolger haben mit ihm die nämliche Bahn in diesem Punkte eingeschlagen.

Allein es schien bald, als ob sich diese Lehrart nicht lange in ihrer Ruhe ganz ungestört erhalten könnte. Man sahe nach und nach die Schwierigkeiten dieses Grundsazes ein, und bestimmte, um ihnen auszuweichen, andere Regeln, in Absicht auf die Nachahmung der schönen Künste. Zwar war man nicht im Stande ihn als ganz falsch zu verwerfen; aber man hielt es doch für nöthig, ihm eine nähere Bestimmung zu ertheilen, und verfiel dabei, wie es scheint, in einen neuen Fehler. Man

gestand

gestand zu — und wer würde denn auch an der Richtigkeit dieses Sazes nur einmal zweifeln wollen? — man gestand es also zu, daß die zeichnenden Künste aus der Nachahmung der Natur entstanden sind. Die Bildhauerkunst, die Malerei, und andere in diese Klasse einschlagende Künste mehr, wirken freilich nicht anders, als durch Darstellung sichtbarer Formen auf die Gemüther der Menschen, und die Zeichnung dieser Formen ist es mithin auch, welche das Wesentliche derselben ausmacht. Wer hier im Stande ist, dasjenige, was sich durch die strenge Beobachtung seiner Augen tief und mit Empfindung in seine Seele eingeprägt hat, auch wieder gut auszudrücken, so daß ein Dritter das Ideal in dem Ausdrucke des zweiten zu finden glaubt, von dem kann man mit Recht sagen, daß er die Natur mit glücklichem Erfolge nachgeahmt habe. Allein, wie schon gesagt, diesen Grundsaz lassen sie blos von dem Zeichnen, den Künsten, von der Malerei, Bildhauerkunst und was dieser am nächsten kommt, gelten und glauben, daß diejenigen, welche denselben auch über die übrigen ausdehnen wollten, einen gleichen Fehler mit andern begehen würden, welche annahmen, die schönen Künste seien insgesammt blos Nachahmung der Natur. Sie verwerfen nämlich diesen Grundsaz alsdann, wenn sich die Nachahmung der Natur auch über die Be-

redtsamkeit, Dichtkunst, Musik und Tanz erstrecken soll. Die Gründe, welche ein unsterblicher Sulzer, und mit ihm alle seine Verehrer, zur Beschönigung ihrer Meinung vorbringen, sind folgende: „Diese so eben genannten Künste, sagen sie, sind offenbar aus der Fülle lebhafter Empfindungen entstanden, aus der Begierde sie zu äussern, sich selbst und andre darin zu unterhalten. Die ersten Dichter, Sänger und Tänzer haben unstreitig wirklich in ihnen vorhandene, nicht nachgeahmte Empfindungen ausgedrückt. Und wir haben die unsterblichen Werke eines Demosthenes, eines Cicero und anderer, keiner Nachahmung der Natur; sondern der heftigen Begierde, Freiheit und Recht zu vertheidigen, zu verdanken. Die Gedichte eines Homers, eines Pindars u. a. m. haben ihren ersten Grund nicht in der Nachahmung der Natur; sondern in den besondern Gegenständen, unter welchen die Dichter ihre Werke verfertiget haben." Wie vieles an diesen leztern Urtheilen wahr seyn möge, ist jezt die Absicht meiner Untersuchung. Und mir scheint es, als ob sichs immerhin ergeben würde, daß vieles Unbestimmte in den Säzen beeder Theile liege.

Um mich denn nun aber bei der Untersuchung und Prüfung des Sazes: in wie ferne die schönen Künste Nachahmung der Natur seien oder nicht? in keine neue Schwierigkeiten zu verwickeln,

wird es höchst nöthig seyn, daß ich die Künste selbst theile, eine nach der andern vornehme, und mit wenigem darzuthun mich bemühe, wo bei den Künsten Nachahmung der Natur statt finden könne, und wo nicht. Bei den **mechanischen** soll der Anfang gemacht, und von denselben zu den eigentlich so genannten **schönen Künsten** hinaufgestiegen werden. Die **Baukunst** und der **Tanz** sollen unter jenen diejenigen seyn, auf welche wir zuerst unser Augenmerk richten wollen. Mit Recht können wir von einem vollkommenen Baumeister verlangen, daß er, so wie jeder andere Künstler, die eigentliche Schule der Natur müsse durchwandert haben. Die ersten Gebäude, welche man anfangs gehabt hatte, waren meistentheils Nachahmungen solcher Oerter, welche die wohlthätige Natur dem Menschen selbst zu seinem Aufenthalte bestimmte. Nur nach und nach gerieth ein vor seinen Mitbrüdern etwas glücklicheres Genie auf den Einfall, eine Hütte zu verfertigen, in welcher ein gewisses schicklicheres Verhältniß der Theile angebracht wäre, als bisher beobachtet worden war. Daher kam es denn nun auch, daß die ersten Aufenthaltsörter der Menschen blos zu ihrem Nuzen eingerichtet waren. Erst nachdem man in seinen Empfindungen etwas delikater zu werden anfieng, sorgte man auch, bei Verfertigung

der

der Gebäude, für Bequemlichkeit und Vergnügen, und verband daher die Kunst mit den Gesezen, welche die Natur anfangs den Menschen vorgeschrieben hatte, so daß zwar, bei unsrer heutigen Art zu bauen, die Natur den ersten Grundstoff zu den aufzuführenden Gebäuden hergiebt, die Kunst hingegen dasjenige Werkzeug ist, durch welches gleichsam das ganze Gebäude Vollkommenheit, Ordnung, Schicklichkeit der innern Einrichtung Schönheit der Form, Regelmäsigkeit, guten Geschmack in den Verzierungen von innen und aussen, erhalten muß. Hieraus ergiebt sich, wie mir deucht, ganz klar und deutlich, daß die blose Nachahmung der Natur zwar Gebäude hervorzubringen im Stande sei; die aber bei einer gewissen Gröse weder Bequemlichkeit noch Regelmäsigkeit hätten, bei denen zuweilen widersinnige Veranstaltungen, abendtheuerliche Verhältnisse und andere Mängel dieser Art, durchgehends herrschen würden; die aber durch Kunst, Geschmack und Ueberlegung leicht können vermieden werden.

Die nämliche Bewandtniß hat es nun auch mit dem Tanz. Soll dieser nichts anders seyn, als ein Ausdruck der Freude und der Fülle des Herzens, nichts anders als eine Aeusserung eines Affektes in der Seele, der sich durch nichts unterdrücken läßt, und der sogar auch bei dem unerwachsenen Kinde statt findet — wer würde wohl hier be-

haupten wollen, daß die Bewegung des Leibes, die dadurch veranlaßt wird, Nachahmung der Natur sei? Es ist ein roher noch unausgebildeter Trieb der Seele, der sich dem andern kennbar zeigen und sich ihm auf irgend eine Weise mittheilen will; es ist ein Affekt, der mit in den Gränzen der Natur selbst liegt. Aber die besondere Stellung des Leibes, das Verhältnißmäsige in dem Gange, der auf das Genaueste nach dem Takte in der Musik muß eingerichtet werden, ist freilich wieder ein Werk, das durch feinen Geschmack und Genie allmählig zur Kunst erhoben werden muß. Ich glaube nicht, daß es nöthig seyn werde, mehrere Beispiele aus den mechanischen Künsten anzuführen, um zu zeigen, was in denselben Nachahmung der Natur sei oder nicht. Dies Wenige, was ich bisher von Bau- und Tanzkunst vorgetragen habe, wird uns leicht einen Schluß auf die übrigen, in der Anwendung der Regeln, die wir hier zu beobachten haben, können machen lassen.

Ich wende mich daher jezt sogleich, meinem Versprechen gemäß, zu den eigentlich sogenannten schönen Künsten, und mache einen Versuch, ob der einmal von mir angenommene Grundsaz auch bei ihnen glücklich angewandt werden könne. Die wohlthätigste unter allen, ich meine die Beredsamkeit, sei es denn vor allen andern, welcher wir

unsere Untersuchung widmen wollen. Betrachtet man diese blos in so ferne, als sie uns die Natur selbst gelehret hat: so dürfte wohl der nämliche Schluß zu machen seyn, den wir vorhin bei dem natürlichen Tanz gemacht haben. Womit hier unser Herz angefüllt ist, was unsere Seele denkt, das suchen wir auch andern mitzutheilen, und man kan mit Recht sagen, daß aus der Fülle des Herzens unser Mund redet. Hier findet man nichts Gezwungenes; nichts, das sich das Ansehen der Kunst geben wollte; gerade die Gedanken, die in unsrer Seele aufsteigen, suchen wir auch mit Worten auszudrücken. Und wenn man auch die Beredsamkeit von ihrer erhabenen Seite ansieht, und den verschiedenen Endzweck, den man durch dieselbe zu erreichen bemühet ist, betrachtet: so wird man finden, daß, wenn sie denselben erreichen soll, sie zwar durch die Kunst müsse verschönert und ausgebildet werden; daß sie aber doch, jemehr sie sich im Ausdrucke sowohl als in der Reihe der Gedanken zur simplen Natur herunterläßt, nur um destomehr nüzen und gefallen wird. Je mehr man das, was man denkt und empfindet, durch die gemeine Sprache des Lebens auszudrücken weis, desto mehr wird man auch andere von dem, was man vortragen will, zu überzeugen im Stande seyn. Die Absicht, die die Beredsamkeit allemal hat, entweder zu unterrichten oder zu über-

zeugen, oder zu rühren, sucht sie durch den geraden Weg der Natur zu erreichen. Im Unterrichte sezt sie die wahre Beschaffenheit der Sachen in das helleste Licht, ohne Schmuck, ohne Gepränge der Worte, ohne Zusäze; hat sie sich vorgenommen, andere zu überzeugen: so nimmt sie ihre Beweise aus der Natur der Sache, ohne alle Art von Spizfindigkeit; zerstreut die Nebel der Unwissenheit und des Vorurtheils; benimmt dem Falschen den Schein des Wahren und reißt dem Bösen gerade zu die Larve des Guten mit Gewalt ab. Sie fühlt zwar den Grad ihrer Würdigkeit und sucht denselben auch in einem so grosen Maase, als möglich ist, zu erlangen. Aber wodurch wird sie denn nun wohl zu dieser ihrer Höhe hinanglimmen? Etwa blos und allein durch Nachahmung der Natur? Mir deucht, daß diese zwar nicht ganz und gar dörfe hintangesezt werden; daß aber die Art und Weise zu dieser höhern Stufe zu gelangen, eigentlich mit in der Kunst liege. Diese weißt dem Redner die Mittel an, wie er die Kräfte und Gaben seines Geistes, seine Kenntnisse und Fähigkeiten recht gebrauchen soll. Folglich ist dies der Schluß, den ich aus dem bisher Vorgetragenen zu ziehen im Stande bin, folglich sind freilich die Werke eines Demosthenes, eines Cicero u. a. m. nicht blos aus der Nachahmung dee Natur entstanden; aber sie gab ihnen

doch,

doch, wenn ich mich anders so ausdrücken darf, gleichsam ihr Leben, und die Kunst schmückte nur die einzelnen Theile derselben besonders aus. Daher jene Gemälde, die wir in ihren Werken antreffen; jene Unterredungen, die sie zwischen allerhand Gattungen von Leuten anstellet, die besondern Abwechslungen der Leidenschaften unter einander und alle einzelne Züge der Natur, die aus ihren unsterblichen Werken hervorblicken.

Den zweeten Rang unter den schönen Künsten verdient die Dichtkunst, und es müssen jezt die nöthigen Untersuchungen über dieselbe, in so weit sie nämlich zur Bestimmung unserer Frage gehören, angestellt werden. Man kan zuverläsig behaupten, daß sich von keiner Kunst weniger, als eben von dieser ein allgemein geltendes Urtheil fällen lasse. Es ist unmöglich, alle Arten von Gedichten unter einerlei Klasse zu bringen, und eben daher kan man auch nicht ganz allgemein sagen, daß die Nachahmung der Natur dieselbe hervorgebracht habe. Ich will es daher, um der Deutlichkeit willen, versuchen, die besondern Gattungen der Dichtkunst einzeln durchzugehen und zu zeigen, in wie ferne sie Nachahmung der Natur sind oder nicht.

Den erzählenden Gedichten kan wohl diese Nachahmung der Natur niemand streitig machen. Wem ist es unbekannt, daß der Endzweck des Fa-

heldichters sei, Vernunft und Thorheit, Tugend und Laster von der Seite vorzustellen, daß in dem Leser der Gedanke entsteht: so denken doch aber wirklich die Menschen, so handeln sie doch in der That, oder im Gegentheile, so handeln sie nicht, so denken sie auch nicht. Auf eine ähnliche Weise sucht der Idillendichter das Landleben mit allen seinen Annehmlichkeiten und Reizungen abzuschildern, und seine Lieder sind nichts anders, als Gemälde der ungekünstelten sittlichen Natur, die alsdann um so reizender sind, wenn sie uns den Menschen in der liebenswürdigen Einfalt einer natürlichen Sinnesart vorstellen. Wie schön schickt sich nicht die Sprache in der eilften Idylle der Hirtenlieder des Theokrits für einen Cyklopen, dessen Fähigkeit einen Grad unter der Fähigkeit anderer Schäfer seyn kan. Er härmte sich an dem schilfreichen Gestade, vom frühen Morgen an, um seine Galathee, und nährte in seiner Brust die unglückselige Wunde, die ihm der Pfeil der mächtigen Cypria geschlagen hatte, bis er endlich ein Mittel, seine Qual zu lindern, ausfindig gemacht, sich auf den Gipfel eines Berges hinkniete, sein Angesicht gegen das Meer wandte, wo er die Nymphe, die er anbetet, zu erblicken glaubt, die Reize und Vorzüge seiner Galathee zu besingen anfängt, sie durch allerhand Versuchungen zu gewinnen sucht, sie in

seine

seine Grotte einlädt und auf dieselbe folgenden Lobgesang anstimmt. „Da in meiner Grotte wirst du ein recht angenehmes Leben führen können. Hier sind Lorbeere und hohe Cypressen, da ist dunkelgrüner Epheu und Weinstöcke mit füsen Beeren. Da ist auch ein kühler Quell, ein rechter Göttertrank, der nur aus dem Aetnawalde von dem allerreinsten Schnee zufließt.“ Oder wenn Geßner, der beste Idyllendichter unsers Jahrhunderts, seinen Damon also nach geendigtem Donnerwetter seiner Daphne zurufen läßt: „Es ist vorübergegangen Daphne, das schwarze Gewitter; die schreckende Stimme des Donners schweigt. Zittre nicht, Daphne! die Blize schlingen sich nicht mehr durchs schwarze Gewölk: laß uns die Höhle verlassen; die Schafe, die sich ängstlich unter diesem Laubdach gesammelt, schütteln den Regen von der triefenden Wolle und zerstreuen sich wieder auf der erfrischten Weide. Laß uns hervorgehen und sehen, wie schön die Gegend im Sonnenschein glänzt.

Hier traten sie Hand in Hand aus der schüzenden Grotte hervor. Wie herrlich, rief Daphne, dem Hirten die Hand drückend, wie herrlich glänzet die Gegend! wie herrlich schimmert das Blau des Himmels durch das zerrissene Gewölb! Sie fliehen, die Wolken! wie sie ihren Schatten in der sonnebeglänzten Gegend zerstreuen! Sieh, Damon,

dort liegt der Hügel mit seinen Hütten und Heerden im Schatten; jezt flieht der Schatten und läßt ihn im Sonnenglanz; sieh, wie er durchs Thal hin über die blumichten Wiesen läuft.

Wie schimmert dort, rief Damon, wie schimmert dort der Bogen der Iris, von einem glänzenden Hügel zum andern ausgespannt; am Rucken das graue Gewölk, verkündigt die freundliche Gattin von ihrem Bogen der Gegend die Ruhe und lächelt durchs unbeschädigte Thal hin. Daphne antwortete, mit zartem Arm ihn umschlingend: Sieh' die Zephyre kommen zurück und spielen froher mit den Blumen, die verjüngt mit den hellblizenden Regentropfen prangen, und die bunten Schmetterlinge und die beflügelten Würmgen fliegen wieder froher im Sonnenschein; und der nahe Teich — sieh, wie die genezten Büsche, in die Weiden zitternd, um ihn her glänzen! — er empfängt wieder ruhig das Bild des hellen Himmels und der Bäume umher."

So singt der Dichter in diesem Hirtenliede. Und wer hier die Nachahmung der simplen Natur vermissen wollte, müßte mit offenen Augen nicht sehen wollen.

Mit was mehrern Schwierigkeiten ist unsere Untersuchung bei der höchsten Gattung der erzählenden Gedichte, ich meine die Epopee, verbunden. Es ist bekannt, was eigentlich den Gegenstand derselben

ben

ben ausmacht, und was für hohe Absichten der Dichter zuweilen durch dieselbe zu erreichen sucht. Aber so viel scheint doch auch aus allen ihren Werken hervorzuleuchten, daß der erste Keim zum Heldengedicht in der Natur, in dem uns angebornen Trieb liegt, merkwürdige Auftritte, die man mit Empfindung und Theilnehmung des Herzens gesehen hat, wieder zu erzählen, die verschiedenen Eindrücke desselben in uns selbst zu erneuen und in andern zu erwecken, und dies auf eine Art, wie es der Natur am nächsten kömmt. Daher finden wir in den Beschreibungen des Heldengedichtes alles so recht sinnlich vor unsere Augen hingemalt. Wie emsig ist nicht Vulkan, wenn ihn Homer den Schild des Achilles verfertigen läßt? Ist es doch, als ob wir ihn zu seiner Feuerstätte hineilen und an dieser Waffenrüstung arbeiten sähen. Kaum bat ihn die Göttin Thetis, daß er ihr für den Achilles Helm, Schild, Küras und Beinkleid verfertigen sollte: so sucht er sich schnell von ihr los zu machen, geht zu seinem Ambos und

Hier bläßt er
Glut mit den Bälgen auf, sie arbeiten mächtig ins Feuer.
Zwanzig Bälge verschickten in zwanzig Oefen den Athem,
Stärker und schwächer bald, jezt schnell, dann langsam, verschiedlich

Wie es zu jedem Stück, das er machen wollte, bequem war;
Gab dem Feuer das Erz zu zähmen, das Zinn und das Silber
Und das edlere Gold, dann pfropft er den mächtigen Ambos
Fest in den Stock, er faßt in die Rechte den eisernen Hammer
In die Linke die Zang! Er verwendet den Schild zu vollenden
Seine vielfältige Kunst. Um die schimmernde Scheibe des Schildes
Macht er den Rand von dreifachen Reifen; die Riemen von Silber
Hängt er daran; fünf Platten, die über einander gelegt sind,
Hat die Scheibe des Schildes und auf der obersten Platte
Gräbt er mit sinnigem Wiz viel künstliche Bilder; die Erde
Gräbt er darauf, den Himmel, das Meer, die rastlose Sonne
Und den Mond in vollem Licht, das Gestirne des Himmels,
Das ihn bekränzt, Pleiad, Hyade, den grosen Orion,
Und den Bären, der bei dem Namen des Wagens bekannt ist,

Der um den Pol sich dreht und der zum Orion hinanschaut.

Wer diese ganze Stelle im Original gelesen hat, wird fühlen, wie viel dieselbe durch eine Uebersezung von ihrer natürlichen Stärke verliert, und wie man noch weit mehr in ihrer eigenen Sprache die ungekünstelte Natur erkennen wird. Eben diese wird man denn auch in den Reden und Handlungen des epischen Gedichtes finden, und ich könnte, wenn es nöthig wäre, eine Menge Beispiele aus Homers u. a. Werken anführen, um zu zeigen, daß auch allerdings in dem Heldengedichte die Natur nachgeahmt worden sei, nur mit dem Zusaz, daß Kunst und Geschmack dieselbe bisweilen verdrungen und über die ihr sonst eigene Spähre erhoben haben.

Die dramatische Poesie kan ich füglich ganz übergehen. Sie ist und bleibt Nachahmung der Natur, und sie wäre das nicht, was sie seyn soll, wenn nicht die handelnden Personen gerade so redeten und handelten, als wenn die wirkliche Natur spräche und handelte. Aber bei der Ode muß ich noch etwas verweilen und zeigen, in wie weit unser Grundsaz bei den verschiedenen Arten derselben anzuwenden sei. Daß sie auch ihren Ursprung der Nachahmung der Natur zu verdanken habe, wird jedermann eingestehen, der die Endzwecke, die man durch dieselbe zu erreichen sucht, überdenkt. Man

findet

findet darin eine vorzüglich lebhafte Empfindung der Liebe, des Zorns, der Freude, Bewunderung und Traurigkeit; aber was nun die besondern Gattungen anlangt: so können solche unmöglich blos von dem Geseze der Nachahmung der Natur abhängen. Es ist aber hier hauptsächlich folgender Unterschied zu merken: Sollen in einer Ode die Empfindungen anderer ausgedrückt werden; so giebt es sich von selbst, daß dies nicht anders als durch Nachahmung jener Empfindungen geschehen könne; so wie man im Gegentheil andern seine eigenen Gedanken nicht anders mittheilen kan, als durch die Kunst. Und nun, wende man doch diesen Grundsaz auf die verschiedenen Arten von Oden an; man untersuche nach ihm die manchfaltigen Gattungen derselben, damit man sehe, wo den Dichter blos der Ausdruck seiner Seele belebt, oder wo ihn eine höhere Muse begeistert hat. Wenn er in einer Hymne die Gröse, Macht und Weisheit des höchsten Wesens bewundert: so wird er seinen Gedanken einen ganz andern Schwung geben müssen, als wenn er blos das Vergnügen und die Freude seines Herzens andern schildern will. Anders dichtet Horaz, wenn er den grosen Kaiser August oder seinen Mäcen; anders, wenn er die Diane oder Chloe besingt. Dort erfüllt ihn Ehrfurcht und Hochachtung; hier Freude und Liebe; dort schildert er Vorzüge, die

sich

sich jene um das Vaterland erworben haben; hier nimmt er auf Schönheiten Rücksicht, die seine Augen bezaubern und ladet sie durch seine Leier ein, seine Geliebte zu werden. Hier ist die Nachahmung der Natur, dort auch; aber nur mit dem Unterschiede, daß der Dichter noch einen höhern Gedanken mit dem Ausdrucke seiner Empfindungen zu verbinden bemühet war. Das nämliche liese sich auch an den Gedichten eines Pindars, Anakreons, und in unsern Zeiten an den Oden eines Uzens, eines Lange, Gleims u. a. m. beweisen; allein die Sache redet für sich. Nur noch dieses einzige will ich hinzusezen, daß sich eben dieses Grundgesez auch bei der Elegie und dem Lehrgedichte anwenden lasse. Die Nachahmung der Natur findet sich alsdann bei ihr, wenn sie die Klagen eines Geliebten, die Untreue eines Freundes, die Ungerechtigkeiten der Menschen, die harten Schicksale derselben und dergleichen mehr, wobei sich die Seele ganz leidend fühlet, besingt. Sobald aber jemand seine eigenen Empfindungen, sie mögen nun traurige oder freudige seyn, ausdrücken will: so bald muß der Dichter seiner Seele eine andre Stimmung geben, als blos durch die Nachahmung der Natur geschehen kan.

Die nämliche Bewandtniß hat es auch mit dem Lehrgedichte, in welchem dem Menschen nüzliche Lehren gegeben und dem Verstande wichtige Wahr-

heiten

heiten eingeprägt werden. Wenn z. E. **Horaz** in einer seiner Satyren den Schwäzer beschreibt: so thut er es so, daß er ihn in seiner Gestalt und Gröse mit sammt seinem mühsamen Geschäfte recht vor die Augen hinmalt, so daß einem, wenn man jene Stelle liest, ordentlich bange um das Herz wird, als ob sichs vielleicht auch einmal zutragen könnte, auf einige Zeit mit dergleichen lästigen Personen dörfen gestraft zu werden. Die Kunstrichter insgesammt haben es bemerkt, daß **Horaz** den Charakter eines Schwäzers nicht besser hätte schildern können. Er hat die Natur durchaus glücklich nachgeahmt. Und bei dieser Art von Gedichten verhält sichs mit den Neuern eben so, wie mit den Alten, nur mit dem Unterschied, daß jene fast insgesammt weniger Nachahmung der Natur; an deren Stelle aber mehr Lehrreiches in diesen ernsthaften Gedichten einfliesen lassen. Nur alsdann wird man bei **Hagedorn, Gellerten, Klopstock** und **Cramern** die Natur nachgeahmt finden, wenn sie Personen redend oder handelnd einführen wollen.

Doch dies dürfte meiner Absicht nach schon genug seyn, um zu beweisen, daß die schönen Künste insgesammt nicht blos und allein Nachahmung der Natur sind; daß sie auch nicht blos aus der Fülle lebhafter Empfindungen herrühren; sondern daß Natur und Kunst zusammen wirken müssen, wenn ein vollkommenes Werk heraus kommen soll Aber dürfte vielleicht jemand fragen, wenn doch so vieles in den schönen Künsten Nachahmung der Natur ist, welches sind denn wohl die Regeln, die derjenige zu beobachten hat, der die Natur nachahmen will?

(Hievon soll in dem nächsten Stücke gehandelt werden.)

Pfalzbaierische Beiträge zur Gelehrsamkeit.

12tes Heft. Den 1. Christmonat 1782.

I. Ist es erlaubt, eine Leidenschaft zu haben?

Unter den Dingen, welche das Schicksal haben, daß man sie zur gleichen Zeit als ein höchst rühmliches Gut mit übertriebenem Eifer anpreißt, und als ein schädliches Uebel verdammet und verabscheuet, steht das, was man sich gewöhnlich bei dem Namen Leidenschaft vorstellt, oben an. Die beinahe eingeführten Begriffe, welche wir von diesem Ausdruck haben, kommen darin überein, daß — Leidenschaften das Wort reden, so viel sei, als zügellose Begierden begünstigen, und sittenlose Ausschweifungen anpreisen. Es ist indessen nicht blos um den Mißbrauch dieses Worts, sondern um praktische Grundsäze des Lebens zu thun, nach welchen man einzelne Menschen und ganze Stände zu bilden, und ihre Geistesstimmung zu lenken pflegt. Diese Grundsäze sind, man soll das Herz an nichts Irrdisches hängen, nichts, was entrissen werden kan,

mit dem Maase lieben, daß es uns beunruhigt, falls es uns entrissen wird, man soll sich, mit einem Wort, gleichgültig und leidend, gegen alles, was nothwendig und zufällig ist, und so, als wärs eine Sache ohne Werth und Bedeutung, verhalten. Man geht noch weiter, indem man lehrt, man müsse keinen Willen und kein Herz haben, und blinden Gehorsam haben gegen den Vorgesezten, ja seinen Verstand, und sein Gefühl, und seine Sinnen in die Hände eines Obern legen. Mit diesem leztern ist fast immer die Verachtung aller irrdischen Schönheit, die Ertödtung aller Sinnen für irrdische Gegenstände, und eine Gefühllosigkeit des Geistes verbunden, wobei man aufhört, etwas, wozu ein ungewöhnlicher Eifer gehört, zu unternehmen, und für Dinge zeitlichen Wohls und Ruhms sich anzustrengen. Man sieht leicht, daß diese Vorschriften aus dem Mittel solcher Gesellschaften kommen, wo, keinen eigenen Willen zu haben, die Ruhe und die Seele ihrer gegenwärtigen Verfassung ausmacht, und wo die Hofnungslosigkeit, daß man sich je durch weitwirkende Geschäfte werde hervorthun können, die Klugheit unentbehrlich macht, sein Gemüth von allem, was solches fesseln und unaussprechlich elend machen könnte, loszureißen. Man sieht aber eben so bald, daß diesen Begriffen die wahre Weisheit, und die vollkommenste Lebensregel, welche von allen

Philo-

Philosophen immmer zum Antheil und Kennzeichen des Weisen festgesezt worden, zum Grund liege, und daß es bei der ganzen Sache nur darauf ankomme, jene Mittellinie, welche das Ziel aller Dinge ist, zu finden, und jene Mäsigung sich eigen zu machen, bei der man weder Gefahr läuft, vor Kälte zu erstarren, oder von aufbrausender Hize auf der Stelle sich, und was man erreichen kan, zu verderben.

Es liegt uns daran, etwas zu thun, daß gesunde Begriffe über den Werth und Unwerth des leidenschaftlichen Eifers bekannter und bestimmter unter uns werden, als sie es gegenwärtig sind, wo im nämlichen Stat ein Theil alles, was den Namen Leidenschaft führt, verwirft, und ein anderer alles rechtfertigt, wo bei der häuslichen Erziehung, und bei der öffentlichen Bildung die Grundsäze der Empfindungslosigkeit und der Schwärmerei wechselsweise die Oberhand behalten, und durch schlimme, nicht selten unersezliche Folgen, manche Seele voll guter Anlage verunstalten.

Man darf nur einen Augenblick das Wesen dessen, was unter einer Leidenschaft verstanden werden muß, betrachten, um zu sehen, was davon zu halten sei. Sie ist nämlich ein in der Seele des Menschen herrschendes Verlangen, sich einer Sache, die man als ein Gut lieb gewonnen hat, zu

bemächtigen. Aus dieser Erklärung läßt sich für jeden, was jeder nöthig hat, abziehen. Da es bei jedem Ding darauf ankömmt, aus welchem Gesichtspunkt man es zu sehen bekömmt, da falsche Begriffe, verderbliche Beispiele oft aller Ueberlegung zuvorkommen, und uns etwas als ein Gut empfehlen, das keines ist, da die groben Gefühle der Sinnlichkeit, der Eigenliebe u. s. w. die Einbildungskraft verfälschen und entkräften, und dem gleichsam betäubten Geist alle Ruhe, und Besinnung, und die Kraft, wider sich selbst für sein eignes beßres Wohl zu streiten, verwüsten: so folgt hieraus, daß es auch böse, lasterhafte Leidenschaften gebe, welche, wie ich nicht zu sagen brauche, mit eben der Sorgfalt zu vermeiden und auszurotten, wie entgegen die guten und wohlthätigen zu pflegen sind. Ein wiederholtes Gefühl des Vergnügens, dessen man sich bei einer Handlung (denn zu blosen Ideen und Vorstellungen bekömmt man keine Leidenschaften) bewußt wird, eine wiederholte Vorstellung der Vollkommenheiten und des Vergnügens darüber, welches man von ferne erblickt, und zu erreichen gereizt wird, bildet bald jenes Eigenthümliche, jenes Herrschende im Charakter des Menschen, das mit ihm wächst, sich mit ihm verwebt, und mit einem Wort, in ihm zum Fleisch und Blut wird. Grose, feurige Seelen empfinden gar bald, oft

ohne

ohne alles Befehlen und Anweisen, ein unaussprechliches Behagen im Bewußtseyn großmüthiger Gefühle, und ihre Neigungen heben sich empor, um im Reich der Unternehmungen irgend ein edles Geschäft sich eigen zu machen. Bei vielen verräth sich die innere Anlage durch ungestümere Bewegungen, bei vielen durch eine edlere Traurigkeit, wenn man sie von dem Kreise wegführt, worin sie zu wirken vorzüglich bestimmt sind. Andere erhalten durch Unterricht, der tief ins Herz gelegt wird, durch fortgesezte Ausübungen, welche zur Fertigkeit erwachsen, diejenige Neigung, den befestigten Hang nach Handlungen, den man Leidenschaft nennt. Diesem Hang sind alle übrige Begierden in dem Herzen des Menschen gleichsam untergeordnet, und unterthan, und alle Gegenstände der Schöpfung erhalten auf gewisse Art seine Farbe. Er ist seine eigne Ermunterung, und nicht selten seine eigne Belohnung. Er ist stark, und in Beschwernissen abgehärtet, und oft überwindlich. Je nachdem er einer guten und tugendhaften, oder einer bösen Natur ist; je nachdem er das Herz erweitert oder verenget: ist er im äusersten Grad grosmüthig, oder auf eine thierische Weise eigennüzig. Eine blose Gewohnheit ist daher an und für sich noch keine Leidenschaft, so wie ein Geschäft, das weder schlimmer noch merklicher besser worden, nicht fähig ist,

etwas leidenschaftliches zu erwecken. Daher führen viele Stände oder Beschäftigungen die Eigenschaft mit sich, die Seele kalt und unthätig zu machen. Was soll einen Kopisten in Feuer sezen? Und so ist es überhaupt eine Regel, wo bei Verrichtung eines Amts alle Seelenkräfte gleichsam einschlafen, und keine Begierden, sich und seine Sache zu veredeln, geweckt werden, da hat dasselbe den Geist verloren. Dies ist heute zu Tage in manchem Land das Schicksal unsrer Juristen und Sachwalter. Sie verlieren dabei die Empfindung für alles Grose und Edle, und verlieren nicht selten den gesunden Verstand.

Außer dem, wenn ein Geschäft beseelt, wenn es an sich nahrhaft und gut, und einer Verbesserung fähig ist: so ist es ganz der Natur des Menschen gemäß, daß er anfange, selbes mit näherm Eifer zu lieben; und darin, wie in seinem Eigenthum, mit partheiischem Eifer zu wirken. Je gröser und uneingeschränkter das Herz eines Menschen ist, desto mehrere Gegenstände umfaßt und pflegt er mit stärkerem Eifer, und destomehr wird die Aufnahme und der Wohlstand derselben zum Bedürfniß seiner Ruhe und Zufriedenheit. Wie vielen Dingen ein ausserordentliches Gefühl von Schmerzen oder Vergnügen gegeben ist, das die nothwendige Sorge um selbe aufmuntert und stärket: so ist mit den Fähigkeiten und Bemühungen um geistreiche, oder besonders nüzliche Dinge,

ein

ein belebender Trieb verwandtschaftlicher Neigung verbunden, welcher den Geist sinnreich thätig und unermüdet macht, die Glückseligkeit, die Ausbreitung und Vervollkommnung derselben, wie seine einzige Angelegenheit zu besorgen, und, wo der Besiz und ein Eigenthum statt findet, sich im Genuß desselben unendlich glücklich zu achten. Nach meinen Begriffen, sagt Sallust, lebt allein derjenige, geneißt allein derjenige seines Geistes, der mit Eifer nach einem gewissen Geschäfte strebt, und sich nach dem Ruhm einer herrlichen That oder nüzlichen Arbeit sehnt.

Wer an den Beruf seines Lebens nicht mit leidenschaftlicher Liebe geht, wird nie etwas Groses hervorbringen. Die Schwierigkeiten, welche er dabei antrift, werden ihn bald ermüden, oder die vielen Hindernisse werden ihn, ehe er anfängt, verlegen und zaghaft machen. Was soll den Einzelnen aufmuntern, zu hoffen, daß er durch seine Stimme schlummernde Gemüther wecken, daß er eine vergeßne Sache in Bewegung sezen, und für eine andere, gänzlich mißkannte, Achtung einflösen werde? Was soll den Einzelnen bei einer allgemeinen Trägheit eines gefühllosen Zeitalters befeuern, was bei einer allgemeinen Geschmacklosigkeit ihn aufrecht halten, ihn wider alles Beispiel in dem Zutrauen, daß er Recht habe, fest erhalten? Was soll den

Einzelnen, dem seine Glücksumstände, auch bei aller Gemächlichkeit des Lebens, Ruhe und Vergnügen verschaffen würden, dahin vermögen, sich anzustrengen, sich es bei freiwilligen Bemühungen, wofür ihn vielleicht bei seiner Lebenszeit niemand lohnt, hart werden lassen? Was soll alle die ausserordentlichen Unternehmungen, und die Werke einer langwierigen Arbeit, die Werke eines unermüdeten Erfindungsgeists, welche durch keine Befehle erhalten werden können, hervorbringen, wenn nicht in dem Innersten des Herzens jene Wärme, welche immer wirken und hervorbringen will, lebt, und es bei aller fremder Gleichgültigkeit schadlos hält.

Bei guten Erziehungen soll es die erste und lezte Sorge seyn, die Art der leidenschaftlichen Triebe, welche sich in den jungen Seelen frühzeitig äußern, zu beobachten, und den Ungestüm derselben nach Bemühungen um nüzliche Dinge zu lenken. Wo man dies vernachläßigt, übel verstanden, oder mißbraucht hat: da war fast immer alles Uebrige, was man für die Bildung, und den Unterricht gethan hat, verloren. Die leidenschaftliche Neigung schlich indessen heimlich in allen Adern herum, und kaum ward sie sich selbst überlassen: wurde sie in vollen Flammen sichtbar. So wurde der unruhige und kriegerische Geist, die Eroberungssucht, die über-

trie-

triebene Jagdlust, und alle die vielbedeutenden Leidenschaften in den Gemüthern der Fürsten reif, wodurch nachmals die Schicksale ganzer Länder bestimmt wurden. Die Meisten derjenigen, welche Provinzen durch unselige Kriege, oder auf eine langsame Art durch zügellose Ausschweifungen verwüsteten, würden mit eben der lebenslänglichen Hize das Gute befördert, die Talente und die Industrie ihrer Unterthanen ermuntert, und an dem Wohlseyn derselben gearbeitet haben, wenn ihre Erzieher die Kunst verstanden hätten, die Spuren künftiger Leidenschaften wahrzunehmen, und denselben durch die gehörigen Mittel an bessern Dingen Nahrung zu geben.

So besteht hierin auch ein vorzüglicher Rath, den die Vernunft kranken Gemüthern ertheilt, der Rath nämlich, schmerzhaften Empfindungen andere entgegen zu sezen, und schädliche Leidenschaften durch andere und bessere zu entkräften und auszulöschen. Wo zuweilen weder die Entfernung, noch eine ganze Sammlung von Gründen vermag: da ist dies Mittel hinreichend, fesselnde Eindrücke zu zerstreuen, der Einbildungskraft aufzuhelfen, und der Ueberlegung Plaz zu machen. Aber wessen Herz von irgend einer ruhmwürdigen Sache so eingenommen, und erfüllt ist, daß sie seine Sorge und gleichsam die Bedingniß seiner Ruhe und Zufriedenheit

ausmacht, der wird selten Gefahr laufen, von einer schwachen Leidenschaft niedergedrückt, und seiner Lust und Kraft, zu handeln, beraubt zu werden. Er wird die Anfälle, bei deren Anblick unbeschäftigte Herzen unterliegen, nicht fühlen, und die Pfeile abstreifen, mit denen ihn die Ueppigkeit, und das Beispiel seines Zeitalters zu verwunden suchen wird.

Wie sichs bei einzelnen Menschen verhält, so bei ganzen Nazionen. Wo eine Regierung auf Grundsäze gegründet ist, da wird man sich immer angelegen seyn lassen, grose Leidenschaften, durch welche grose Thaten gezeugt werden, zu wecken, und der Menge etwas Charakteristisches, wodurch man zu ihr reden kann, zu geben. Auch werden alle öffentliche Verordnungen diese Seite berühren, und wo man immer etwas, wozu eigne Unternehmung gehört, erhalten will, wird man es durch solche Mittel zu erzielen bemühet seyn. Die Reden groser Staatsmänner, des Demostenes und Cicero, die Anreden groser Feldherren an ihre Heere, sind von Meisterzügen dieser Art voll. Sie belehren uns, was man voraussezen müsse, Menschen nach grosen Absichten zu lenken.

Wenn ich indessen guten Leidenschaften das Wort rede, so geschieht dies nicht ohne Einschränkung. Es gilt hier jenes, was überall beobachtet werden muß,

muß, daß nichts sein Maas überschreite. Eine gänzliche Windstille ist schädlich; aber ein wütender Sturm ist es nicht minder. Bei jener ist die Seele unthätig und handelt nichts, bei diesem raset sie, und begehet, gleich einem Menschen, der im hizigen Fieber krank liegt, mächtige Thorheiten. Man nennt dies leztere die Schwärmerei, und sie ist von dem, was den Namen einer leidenschaftlichen und gesunden Wärme verdient, gänzlich verschieden. Bei der Schwärmerei ist Schwäche des Geistes, und Mangel an Rath und Ueberlegung. Sie ist eine Krankheit, und ergreift nicht selten die seichtesten Köpfe. Sie verursacht in dem Gehirn des Menschen gewaltige Zerrüttungen, und treibt den Unglücklichen an, in überspannten Dingen, und im dunkeln, unordentlichen Wesen seine Glückseligkeit zu suchen. Sie sieht nicht, was vor ihr liegt, und jagt Schattenbildern nach, und ruft immer nach Welten ihrer Phantasie. Sie gleicht der Stärke im Schrecken, und ist keiner Dauer noch Anstrengung fähig. Auch die übrigen Eigenschaften, welche zur Ausführung eines grosen Geschäftes unentbehrlich sind, fehlen ihr. Sie läuft, auch wenn sie niemand sehen wollte, mit brennenden Fackeln durch die Gasse, und schreiet: das bin ich!

Nie hat ein Schwärmer (oder es that der Zufall das Meiste) eine wahrhaft edle That verrichtet;

wohl

wohl aber hat mancher ganze Zeitalter angestecket, und Menschen, wie Heerden, vor sich hergetrieben. Wo sich die gesunde Vernunft weigerte, Dienste zu thun und Absichten auszuführen, da haben Verrückungen des Kopfs, und der Fanatismus grose Werke der Zerstörung, wie in einem Augenblick, vollendet, aber niemals Werke des Lebens und der Wohlthätigkeit. Verheerende Kriege, nächtlichen Ueberschwemmungen ähnlich, hat diese Wuth aufgewühlt; aber niemals hat sie weise Staatssysteme, Plane vollendeter Regierungen hergestellt, und in Dingen, wozu Ruhe und Tiefsinn des Geistes gehört, wichtige Erfindungen gemacht.

Indessen ist nicht alles Schwärmerei zu nennen, was dem Kalten und Empfindungslosen oder was der Seele des Sünders so däucht. Ich sah, wie hektische Männer mit ausgelöschten Herzen jeder Emporhebung der Seele über das Gemeine, und jeder Empfindung höhnelten, und den Eifer, dem Guten überall das Wort zu reden, übertrieben und schwärmerisch nannten. So sah ich auch Männer, welche jedem, an dem sie keine gewaltsamen, gleichsam convultivische Bewegungen, sondern Gelassenheit und Gesundheit der Seele wahrnahmen, alles leidenschaftliche Gefühl absprachen, und ihn unfähig für alles, was in ihren Augen gros war, erklärten. Die Linie, wie die Trockenheit und Lang-

weil

weil des Herzens von der durch wahre Weisheit gemäsigten und geordneten Empfindung, und wie die ungewöhnlichere Erhebung dieser lezteren von den Anfällen einer schwärmerischen Hize abgehe, ist freilich manchmal auch dem Dichter schwer, zu bestimmen; aber desto leichter ist es, so bald man auf Thaten sieht, sich dessen zu versichern. Der gesunde Enthusiasmus begleitet den Menschen, wie die wahre Freundschaft, durch alle Stufen des Lebens, und er wird nie müde, die Aufnahme dessen, wofür er glüht, zu befördern. Ihm haben wir die ersten und nüzlichsten der menschlichen Erfindungen, die grosen und wichtigen Werke der Gelehrsamkeit, und die Ausbildung der Künste zu danken. Er läßt sich durch seine Beharrlichkeit auf dem Weg guter Unternehmungen, und durch die Uneigennüzigkeit seines Verfahrens erkennen, und durch die edelsten Beweggründe zu grosen Opfern ermuntern.

Und endlich kömmt, wie man sieht, alles auf die Wahl, und Bestimmung, und auf Mäsigung an. Wohin jeder taugt, und wo jeder zu wirken vermögend ist, dafür soll sich jeder bestreben, sein Herz zu gewinnen, und mit Begeisterung zu erfüllen. Wehe dem, der sich mit Begierden nach einem Gut vertraut macht, das er nicht zu erreichen vermag! Es ist thöricht, seine Aussichten nach einer Glückseligkeit zu richten, die einem nie werden

wird,

wird, oder nach einem entfernten Ziel hinan zu laufen, wo über Abgründe keine Brücke gebaut ist. Aber auch da, wo ein höherer und leidenschaftlicher Trieb wahrhaft nüzlich und wohlthätig ist, ist es aus eben dem Grunde nicht minder thöricht, alle Schranken hintan zu sezen, und von den Grundsäzen, welche eine weise Mäsigung anrathen, nichts hören zu wollen. Und leider ist die Zahl derjenigen, welche durch Mangel an Maas und Klugheit des Eifers fehlen, eben so gros, als die Menge der Eiferlosen; und es geschieht eben darum, daß die Kälte den Unthätigen, oft auch der eifrigsten, aber unzeitigen Thätigkeit das Gleichgewicht hält. Die besten Grundsäze des Verhaltens suchte die alte Tragödie zu erzielen, indem sie durch Hülfe zweckmäsiger Vorstellungen in dem menschlichen Herzen Leidenschaften erwecken und sie dann reinigen, oder, welches eben so viel ist, zur wahren Mäsigung zurück führen wollte. Auch ist der hohe Stiel der Kunst an dem Gepräge dieser Weisheit zu erkennen. Bei einem äußerst empfindsamen Bau erscheint in den Geberden und dem Umrisse dieser Bilder eine Ruhe, wie man sie an Weisen, die sich vollkommen in ihrer Gewalt haben, zu sehen gewohnt ist. Wer über alles in Flammen geräth, und alles, statt es zu erwärmen, verzehrt, schadet sich und seinem Geschäft; aber wer sich nie in seinem Eifer bis zur

Lei=

Leidenschaft erhebt, der wird es nicht einmal dahin bringen ein groses Geschäft zu veranlassen.

II. Fortsezung des Lebens der Theodore von der Linden.

Von Heinrich Stilling.

Die Fürstin Charlotte von Rheinau gehörte unter die Klasse von Frauenzimmer, welchen man einen hohen Grad der süsen Schwärmerei nicht absprechen kan; dies werden meine Leser schon in ihrer Geschichte bemerkt haben. Theodore, Clementine, und nun auch Caroline wurden von dem nämlichen Geist belebt, sie hatten alle Menschen lieb, und unsern lieben Herr Gott von ganzer Seelen dazu; hätte es in ihren Kräften gestanden, so hätten sie die ganze Welt zu einem Blumengärtgen gemacht. Richtig ists immer, daß das weiche gefühlvolle Herz eines solchen Frauenzimmers, besonders so lang es noch nicht verheirathet ist, einem Lämmgen in einem Wald voller reissender Thiere gleich ist, besonders wenn das Bild der Tugend nicht sehr hoch durch den Glanz der Schwärmerei erleuchtet wird; dennoch aber gestehe ich gern, daß mir ein solches edles zartes Geschöpf mitten unter seinen Abirrungen unendlich schäzbarer ist, als ein strenges

ges Tugenbild, welches gerad, in der Saloppe, jeden Predigttag daher zur Kirchen steigt, kein Mannsbild ansehen, geschweige anlächeln darf, und bei allem seinen geraden Gang doch endlich mitten in den Morast hinein plumpt. Freilich hütet man sich wohl, daß niemand das Plumpen erfährt, allein ich habe doch eine so feine Nase, daß ichs schon von ferne rieche, man mag sich so sehr geschminkt und gewaschen haben, als man will, und der Leute giebts mehr.

Ich stehe niemand dafür, daß sich nicht ehmalen eine Gattung platonischer Liebe in dem Herzen der Fürstin gegen ihren Hofmeister Heimburg eingenistet hatte; und je platonischer diese Leidenschaft hinauf idealisirt wird, desto gefährlicher wird sie; aber die Vorsehung wachte über das edle Herz, weil es aufrichtig fromm war, und keinen Fehler machen wollte. Theodore war verwahrloßt, indem man alle Zugänge zu ihrem Herzen verwahrt hatte, ohne es mit etwas würdigen anzufüllen, die erste Neigung, die Zutritt zu ihm fand, erfüllte es ganz, zu gutem Glück wars Ehrenfried, der sie anfochte. Clementine wurde freilich von der Liebe nicht überrascht, denn sie suchte ein Fünklein, legte es an den Heerd, wachte sehr ernstlich darüber, daß es nicht auslöschte, bis es ein groses Feuer geworden war, denn sie fand, daß die ganze Sache

höchst

höchst schicklich war. Dem allem ungeachtet schlich sich doch nun allmälig ein kleiner Schelm von Schwärmer in ihrer Seele ein, der sich an ihrem Feuer wärmte und nährte, und darüber zu einem dicken rothwangigten Jungen wurde. Unter dieser Metaphre verstehe ich ihren Hang über Land zu streichen, bald hier, bald dort bei einem Bauern Milch zu essen, diese Art Menschen zu studiren, und öfters sehr gute Leute zu finden, die sie sich dann zu Menschen der Unschuld im Paradies träumte, und allerhand mit ihnen anfieng, das sie Aufklären hieß, und ich (nehmt mir nicht übel, empfindsame Geistergen!) ich nenne es den Kopf verrücken; sogleich will ich ein Beispiel von ihr erzählen. Caroline endlich war auch an dem empfindsamen Maimorgen, wo ihre ganze Seele lauter Frühling war, von dem Liedgen, hernach von Dultmann selber, wie er da so stand im Wäldgen, umglänzt von der Frühlingssonne und der jauchzenden Natur, dergestalt bezaubert worden, daß sie sich bei Wasser und Brod, mit Dultmann ein Elysium träumte. Dennoch wurde keins von diesen Frauenzimmern unglücklich, ihre Seelen waren voller Unschuld, voller Zutrauen zu Gott, voller Gebeth um Bewahrung, darum lenkte er's auch so, daß ihr Gang für dem Straucheln bewahrt blieb; doch ich erzähle.

Daß Clementine oft Langeweile hatte, das läßt

sich leicht begreifen: denn der Zeitraum zwischen Verspruch und Hochzeit kriecht doch schneckenmäsig herum, und wanns auch nur drei Tage wären. Diese Langeweile zu vertreiben, strich sie oft aufs Land, wie ich so eben gesagt habe.

Nachdem ihr **Hans Jakob** zu **Utrecht** wieder in Sicherheit war, so wurde ihr ganz wohl. Ihr Enthusiasmus stieg, und sie gläubte, sie könnte ihre Dankbarkeit gegen Gott nicht besser an den Tag legen, als durch Wohlthätigkeit gegen seine Menschen. Ihr Bruder warnte sie oft, und sagte ihr, es sei für ein Frauenzimmer gefährlich, sich so unbeschüzt in die freie Welt zu wagen; allein sie lachte darüber und folgte nicht. Jezt, da sie nun **Carolinens** Geschichte mit **Dultmann** wußte, brannte sie für Verlangen, diesen Mann zu kennen, und wenn sie ihn edel fand, Barmherzigkeit an ihm zu erzeigen; sie entschloß sich also nach Frauenbrück zu reisen und sich ein paar Tage dort aufzuhalten. An einem Morgen früh ließ sie ihr ungerisch Wägelgen anspannen, zog ihr Amazonenkleid an, nahm ihren Stab in die Hand, und fort war sie. Einige Tage hernach kam ein Bote und brachte folgenden Brief an **Theodoren**:

Frauenbrück rc.

Du weist, Holde süse Schwester! daß ich meine größte Freude daran finde, wenn ich Dir meine länd=

ländlichen Reisen beschreiben kan; und ich weis, daß Du diese Art Briefe von mir gern liesest; so ist uns also beiden geholfen. Ich fuhr am Mitwoch morgen, mit aller nur möglichen Seelenruhe erfüllt, das herrliche Rheinauer Thal herauf; ich kan mir nichts schöners denken als einen Sommermorgen; kein Wölkgen trübte den Himmel, und von Südosten her strich mir ein angenehmer Wind durchs Haar und kühlte mir den Hals, denn ich hatte das Wägelgen zurückgeschlagen. Der Weg geht gegen Mitternacht das Thal hinauf; rechter Hand gegen Morgen streicht ein steiles waldigtes Gebirge fort, an dessen hüglichten Fuß bald Wald, bald Gebüsche, bald Feld und dann wieder ein Wiesenthälgen die angenehmsten Abwechslungen machen. Langs dieses Gebirges geht mehrentheils der Weg hin; zur Linken hat man die schönsten Wiesen, hin und wieder ein Dorf, dessen Kirch- oder Kappellen-Spize aus einem Wäldgen von Obstbäumen hervorgukt; das westliche Gebirge ist flacher, und mehrentheils lauter Ackerland. Der Vogelgesang, die Betglocken hin und wieder, das Morgenlied des Ackermanns, das Horn des austreibenden Hirten, das Schellengeklingel seiner braunen scheckigten Heerden, das Rauschen des nahen Bachs, das Geklapper der Mühlen, und endlich das einzelne Bellen hie und da eines zottigten

Pommers, alles das zusammen drunge so harmonisch durch meine Seele, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Morgengesang mit voller Kehle mit einzustimmen. Guter Gott! dachte ich, und sagte es auch zu mir selbst, warum sizt man doch oft so unempfindlich gegen die Schönheiten der Natur zwischen den vier Wänden und hat Langeweile? ein solcher Morgen wie der war, empört die ganze Seele zum Wonnegesang, zum Gefühl, zur Erhebung über alles Irrdische zu Gott; ich sage mit Fleis — empört — dies Wort schickt sich zum Drang meines Herzens, den ich empfand. Nach und nach stieg die Sonne empor, und brannte so lebhaft auf mich, daß ich nun froh war, die Wagendecke wieder über mich ziehen zu können. Ueberall schlenderten nun die Mäher mit den Sensen auf der Schulter nach Haus, und die Mädgen spreiteten lange Streifen gemäheten Grases aus einander, noch an einem andern Orte lagen Mäher und Mädgen im Schatten rund um ein ausgespreitetes Tuch, und langten wechselsweis mit ihren hölzernen Löffeln in ein hohes braunes irrdenes Töpfen nach dem warmen süsen Milchbrei, ich hörte sie von ferne essen, so wohl schmeckte es ihnen; das machte mir auch Appetit; wir fuhren in ein Dorf, wo ich dem Kutscher ein Glas Brannteweín gab, mir aber ein Schüsselgen süser Weckmilch geben lies, die mir trefflich schmeckte.

schmeckte. Nun reisten wir weiter, und um zwei Uhr Nachmittags kam ich hier in Frauenbrück an; ich kehrte im Wirthshause ein, und lies nun mein Fuhrwerk wieder zurück kehren. Sei so gut und schicke mir ihn den Montag wieder, damit ich wieder zu euch komme.

Nun will ich Dir auch erzählen, was ich seit den dreien Tagen, die ich hier bin, Gutes geschaft habe. Nachdem ich zu Mittag gespeist hatte, so gieng ich im Dorfe herum spazieren und guckte so in die Häuser hinein, wo ich vorbeigieng; allmählig kam ich ans Ende des Dorfs, wo es an die Wiese und an den Bach stößt; an der Wiese und am Bach steht ein kleines, aber wohlgeweistes ordentliches Häusgen, auf der einen Seite hat es einen schönen Baumhof, auf der andern ein Gärtgen, vorn ist die Strase, hinter dem Haus der rauschende Bach, jenseit demselben die Wiese, dann Felder, dann ein herrlicher schöner Maibuchenwald, über welchem in dieser Jahreszeit die Sonne aufgeht. Vor der Thüre dieses Häusgens saß eine junge, schöne, sehr reinliche aber ärmlich gekleidete Frau, sie schälte Kartoffeln, und an der Seite stund ein Knäbgen im blosen Hemdgen, barfus, und um den schönen, runden, braunaugigten Kopf hiengen weise Locken. Ich weiß nicht, wie es war, die ganze Gruppe da zog mich an; ich gieng bei die Frau, redete

sie freundlich an, der Knabe kam lächelnd, und gab mir eine Patschhand und hieng sich an meinen Rock. Ich fragte nach den Umständen, und hörte bald, daß sie eine Wittwe war, ihr Mann war ein Schneider gewesen, und sie die einzige Tocher auch eines Schneiders. Vatter und Mutter waren lange tod, sie hatte den Gesellen geheirathet, den Buben mit ihm gezeugt, und nun war er seit einem halben Jahre auch tod. Die Frau erzählte mir das alles so rührend, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Dies machte wieder Eindruck auf die Wittwe, so daß sie noch mehr weinte, mir einen Stuhl holte, und mich bat, mich bei sie zu sezen. Ich fragte sie, ob sie denn ganz allein mit dem Kind in dem Haus wohnte, sie antwortete ja, denn sie hätte keine Magd nöthig, sie könne sie auch nicht bezahlen, sie habe nichts, als das Haus, den Baumhof und das Gärtgen, aber auch keine Schulden, sie nähre sich mit Nähen, so daß sie doch ordentlich mit ihrem Kinde leben könnte; ich fragte sie, ob sie noch ein reines hübsches Bett hätte? O ja! sagte sie. Ich wünschte es zu sehen, flugs sprang sie auf und ersuchte mich, mitzugehen, ich folgte ihr, und sie führte mich auf ein niedliches kleines Stübgen, mit einem Tisch, ein paar Stühlen und einem guten Federbett mit grünen Vorhängen. Das Stübgen hat zwei kleine Fenster, eins geht gegen Mor-

gen

gen nach dem Bach und der Wiesen zu, das andere aber ist in der Wand nach dem Baumhof hin. Höre sie, fieng ich an, es gefällt mir bei ihr, ich gehe oft gern meiner Gesundheit wegen einige Tage aufs Land, und dann will ich zu ihr kommen und hier auf diesem Kämmergen wohnen, so lange ich hier bin, ich werde sie bezahlen, so daß sie mit mir zufrieden seyn soll, und was das Essen betrifft, da helf ich ihr kochen und so essen wir mit einander, und was es kostet, das bezahl ich. Die gute Frau freute sich sehr über diesen Vorschlag und war von Herzen damit zufrieden; flugs gieng ich hin ins Wirthshaus, holte mein Päckgen und zog bei die Wittwe. Sieh, Schwestergen! da hause ich jezt; und würklich schreibe ich hier auf dem Kämmergen, auf dem schwarzgrauen eichenen Tisch, und zu meiner Linken am Fenster schwabbeln lauter Schatten von Aesten und Blättern in der schönen Morgensonne, gleich wird wohl meine Maria eine Schüssel voll Milchsuppe und ihren Buben bringen, wo wir uns dann alle drei recht satt frühstücken wollen. Ich habe allerhand Plane mit dieser Frau vor, denn sie ist ein braves liebes Weib, und in der That ich muß und will sie glücklich machen. Freilich, sie nährt sich wohl, aber doch kümmerlich, und dann soll auch eine junge schöne Frau von 24 Jahren nicht ledig bleiben, wenn sie anders glücklich heisen soll.

Nun genug von meiner Maria; aber jezt spiz die Ohren: ich kenne auch **Carolinens Dultmann** schon; ohne mich in ihn verliebt zu haben, muß ich aufrichtig gestehen, daß ich nie einen edlern jungen Mann gesehen habe. Ehegestern Morgen wekte mich die Sonne, sie schien schon um halb fünf so schön auf meinen grünen Vorhang, daß ich mir allen Schlaf aus den Augen wischte und aufsprang. Ich zog mich an, und weil Maria gerad unter mir schläft, so hört sie allemal am Gehen, wenn ich aufstehe; sie kam im Augenblick herauf und fragte mich, wie ich geschlafen hätte? ich antwortete, vortreflich! die erste Nacht sei mir so angenehm gewesen, daß ich ihrer, geliebts Gott! noch viele so zu zubringen hofte, Maria war sehr vergnügt darüber. Ich stund am Fenster, und schaute über die Wiese hin, wie die Mäher das Gras mähten und die Mädgen hinter ihnen her streuten; nun ist gegen die rechte Hand hin, eine grose hölzerne Brücke über den Bach, auf derselben spazierte ein wohlgewachsener Mann in einem Frack von Bibertuch hin und her und rauchte eine Pfeife Tobak, wie es schien, sehr ruhig und zufrieden; ich fragte Maria, wer der Mann sei? sie antwortete: es sei ein fremder Herr, welcher sich seit einiger Zeit da im Dorfe aufgehalten hätte, niemand wüßte aber wo er her sei, er sei ein gar lieber braver Mann, alle Kinder im Dorfe hätten

ihn

ihn lieb, weil er ihnen immer allerhand Gutes sagte, u. s. w. Jezt merkte ich, wers sei, heißt er nicht Dultmann? fragte ich; ja, antwortete sie, so heißt er. Nun mit dem muß ich reden, fuhr ich fort, denn ich habe Bestellung an ihn; ich zog mich geschwind an, spazierte auch hinaus auf die Brücke zu und that so, als wenn ich bei ihm vorbei spazieren wollte; doch gieng ich langsam und grüßte ihn freundlich, er antwortete mir mit Ehrfurcht, ich lies mich mit ihm in ein Gespräch ein, und fand zu meinem Erstaunen einen erhabenen, vortreflichen, mit vielen Kenntnissen und Religion versehenen Geist an ihm. Kurz, Dultmann ist ein sehr seltener Mann, so wie ich noch wenige kenne; gestern habe ich ihn wieder gesprochen und meine Hochachtung gegen ihn ist noch um vieles gestiegen, er muß besondere Schicksale gehabt haben, ich kan aber nicht das Mindeste aus ihm bringen; doch vermuthe ich nicht, daß er Fehltritte gemacht hat, denn ich merke an allen seinen Reden, daß er reines Herzens ist, so viel schliese ich aus dem, was er mir gesagt hat, daß hohe Personen ihn zum Opfer der Politik gemacht haben müssen. Von Carolinen haben wir auch gesprochen, denn ich war so offenherzig, daß ich ihm gleich sagte, ich sei des Kammerrath Ehrenfrieds Schwester, er kennt den Bruder nur aus dem Gerüchte. Ich fragte ihn, ob er denn nicht Hofnung habe,

noch glücklich zu werden? Keine andere als die, antwortete er, daß ich höchstunschuldig bin, und mich in allen Prüfungen fest auf die Vorsehung verlasse, die wird nicht zugeben, daß ich die Talente, die sie mir gegeben hat, vergraben soll, ich traue auf sie, auch in den dunkelsten Stunden, und ich weiß, daß dies Vertrauen nicht unbelohnt bleibt. Er liebt Carolinen würklich recht sehr, er hat sich insgeheim nach ihr erkundiget und ist mit ihr sehr zufrieden, ich glaube gewiß, der Mann wird noch eine grose Rolle in der Welt spielen und unser gutes Mädgen noch recht glücklich machen.

Meine Maria wünscht mich immer bei sich zu haben, mir ists auch wohl hier, allein so viel spüre ich doch, daß das so sehr gepriesene Landleben von ferne grösere Reize hat, als in der Nähe; ich wünsche doch bald wieder in deinen Armen zu seyn; hör! bist Du denn nicht auch ein bisgen neugierig? möchtest du denn deinen künftigen Schwager nicht kennen? Komm, hol mich am Montag ab, mein Bette ist gros genug für uns beide. Ich küsse Dich, meinen Bruder, und Carolinen im Geist, und bin ꝛc.

Wenn sich ein Ding schicken soll, so muß sich alles darnach einrichten. Den Samstag Mittag bekam Theodore den Brief über Tisch, sie las ihn ihrem Bruder und Carolinen vor und leztere hatte

beson-

besonders innige Freude darüber. Gleich nach Tisch kam ein Kammerdiener von der Fürstin, und lud die Kammerräthin ein, zu ihr zu kommen; das war nun eine Seelenfreude für sie, denn sie konnte wohl denken, daß es wieder auf eine innige Zusammenkunft auf der Einsiedelei angesehen sei. Sie gieng also hin, und ihre Vermuthung traf ein.

Als nun die beiden dort waren, und so nach gewohnter Weise vertraulich mit einander redeten, so zog Theodore den Brief von Clementinen heraus und las ihn der Fürstin vor. Diese vortreffliche Dame nahm vorzüglich an Dultmanns Schicksal Antheil, sie hatte das Vermögen, dem Manne sein Glück zu machen, und sie brannte für Verlangen, es zu thun. Theodore unterstüzte diese Gesinnung aus allen Kräften, und daß ichs kurz mache, die beiden beschlossen den Montag ganz incognito nach Frauenbrück zu fahren, Clementinen abzuholen, und zugleich zu sehen, wie dem braven Dultmann zu helfen seyn möchte.

Den folgenden Montag Morgens früh verfügte sich also Theodore an Hof, sie fand schon eine viersizige Kutsche mit vier Pferden angespannt und den Kutscher auf dem Bock sizen; sie gieng hinauf zu der Fürstin, welche noch eine Tasse Chocolade trank, Theodore trank noch eine mit, und nun sezten sie sich beide ein und fuhren fort, doch ritte ein Kourier,

aber ohne Livree, vor dem Wagen her. Gegen Mittag kamen sie zu Frauenbrück an, sie liesen den Kutscher mit den Pferden im Wirthshaus, nahmen ein Mädgen, das ihnen das Haus der Maria zeigen mußte, und wanderten nun Hand an Hand dahin. Die Fürstin hatte sich ganz ländlich angezogen und kein Mensch dachte daran, daß es die Fürstin sei. So traten sie in die arme Hütte der Wittwe hinein, auf die Stubenthüre zu, Theodore war voran, öfnete sie und die Fürstin folgte. Hier trafen sie die Maria mit ihrem Buben auf den Schoos, Clementine sas gegen ihr über, beide hatten auf den ländlichen, reinlich bedeckten Tisch, ein Gerücht wohlbereiteter Kartoffeln vor sich, daneben stand noch eine hübsche bunte irrdene Schüssel voll süser Milch, steif voll Weck gebrockt, und dann goldgelbe Butter mit starkriechendem Käse und gutes Schwarzbrod dazu, sie asen ganz vergnügt zusammen. So wie die beiden Damen zur Thüre hereintraten, erschrak Maria und sprang auf. Clementine erstaunte über den Anblick der Fürstin, doch sie wurde französisch von ihrem Incognito unterrichtet und ihr befohlen, sie, wie ihres Gleichen, zu behandeln. Clementine gehorchte. Jezt nahm die Fürstin einen Stuhl und sezte sich an den Tisch, Theodore und Clementine sezten sich auch, und alle fiengen an zu essen, Maria mußte sich auch wieder sezen, doch die

war

war schüchtern, bis sie mit überhäufter Freundlichkeit vertraulich gemacht wurde. Die Fürstin kostete erst behutsam das ländliche Gericht, fand es aber so schmackhaft (denn Clementine hatte gekocht) daß sie endlich herzhaft mitaß. Nach dem Essen war die Rede von Dultmann, die Frauenzimmer wünschten ihn bei sich, und sie ersuchten Maria, ihn zu rufen. Während ihrer Abwesenheit äuserte Clementine ihr hohes Vergnügen über die Gnade der vortreflichsten Fürstin. Weil Clementine eingezogen lebte und selten an Hof kam, so kannte sie die Fürstin nicht genug, jezt aber lernte sie das edle Mädgen recht kennen, und gewann sie aus der Masen lieb.

Nun kam Dultmann; so wie er in die Stube trat, sahe man in dem Gesicht der Fürstin das frohe Erstaunen aus allen Zügen hervorleuchten. Wenn sie mich kennen, Herr Dultmann, fieng die grose Dame an, so verrathen sie mich nicht. Dultmann stand und starrte sie an, so wie ein Mensch aus dem Traume erwacht und nicht weiß, ob er recht sieht; endlich fuhr er zurück, schlug die Hände zusammen, Gott im Himmel! rief er, ja ich kenne — ich kenne sie! — Nun dann, Herr Heimburg, fuhr die Fürstin fort, so sezen sie sich zu uns, denn in diesem Augenblick hören sie auf, Dultmann zu heisen. Nun kannte ihn Theodore auch aus der Geschichte der Fürstin, auch Clementine hatte von Theodo-

ren so viel vernommen, daß sie auch wußte, wer er war. Heimburg sezte sich also ganz schüchtern herzu, während der Zeit wurde Caffee gemacht, denn Theodore hatte ihn mit dem Geräthe mitgebracht und Maria konnte ihn zubereiten. Als der Caffee getrunken war, so schlug Theodore einen Spaziergang vor, der auch von allen Seiten angenommen wurde.

Diese vier Personen spazierten also über die Brücke und über die Wiese hin. Nun fieng die Fürstin an: Sagen Sie mir doch erst, Herr Heimburg, warum sind Sie so schüchtern? das waren Sie ja sonst nicht, Sie hatten sonst so etwas Groses an sich, so daß Sie über allen Unterschied des Standes sich weggesezt hatten, das erklären Sie mir zuerst, und dann muß ich auch Ihre ganze Geschichte wissen.

Verzeihen Sie mir, gnädigste Frau! antwortete Heimburg, mir ist in Ew. Durchlaucht Gegenwart nicht meh so wohl zu Muth, als ehemals, und dazu habe ich gegründete Ursachen. Die Fürstin versezte: diese Ursachen will ich wissen, Herr Heimburg! reden Sie frei, ich habe für diese Frauenzimmer kein Geheimniß. Heimburg erwiederte: so will ich denn meine Geschichte kurz erzählen; alsdann wird sichs aufklären, warum ich so schüchtern in Dero Gegenwart bin.

Ew.

Ew. Durchlaucht wissen, wie ungerecht ich ehemals bei den Hochseligen Eltern in Verdacht kam, und wer die Ursache davon war. Mein Vatter fand für gut, daß ich mich entfernte, allein weil er kein groses Vermögen hatte, so war nun die Frage, wohin ich mich wenden und was ich anfangen sollte. Nun hatte er einen Freund im Herzogthum C . . . der ehmals mit ihm studiert hatte, und von dem er glaubte, daß er ein rechtschaffener Mann sei; dieser Freund war ein Beamter auf dem Lande, der sehr viel Geschäfte hatte und sonst sehr reich war, er hies Vollenberg. Dieser hatte kurz vorher an meinen Vatter geschrieben: er möchte ihm doch einen geschickten Mann schicken, der ihm in seinen Geschäften an die Hand gienge, denn er habe sehr viel mit Gerichtssachen zu thun, zugleich habe er ein groses Rittergut, welches sein Eigenthum sei und das er selber betreiben möchte, und endlich sei er auch noch vielen Edelleuten in ihren Sachen bedient, so daß er mit ein paar Schreibern nicht auskommen könnte, sondern er habe noch überdas einen Gelehrten nöthig, dem er Sachen zur Ausarbeitung übertragen könnte. Nun hatte ich erst Theologie studiert, fand mich aber zum öffentlichen Vortrag ungeschickt, und wandte mich daher zur Rechtsgelehrsamkeit, mithin glaubte mein Vatter, diese Stelle sei gut für mich, weil ich mich da im prakti-

schen

schen recht ausbilden und nach und nach brauchbar machen könnte, wenigstens sahen wirs als eine Fügung Gottes an, die mich jezt bei diesem mislichen Vorfall zu versorgen schien. Mein Vatter schrieb also an Herrn Vollenberg, erzälte ihm mein Schicksal, und ersuchte ihn, mich, seinen Sohn, zu sich zu nehmen. Vollenberg antwortete bald wieder, und freuete sich über diesen Antrag, er bat meinen Vatter, mich je eher je lieber zu schicken, vom Lohn und dergleichen wolle er gar nichts sagen, ich sollte mit ihm zufrieden seyn. Kurz, ich war froh, dankte Gott für diese Gelegenheit, und gieng. Mein Vatter gab mir beim Abschied zehen Louisd'or mit auf den Weg, weinte und sagte: geh mein Sohn! ich will dir keine Lehren mehr geben, du weist alles, was ich dir sagen kan, ich bin mit dir zufrieden, du wirst gesegnet seyn und bleiben; nur das muß ich noch sagen: so viel ich vermuthe, stehen dir schwere Prüfungen bevor, denn du bist zu etwas Grosem von Gott versehen, und da liegen noch so einige Unarten, Steifsinn, Stolz und dergleichen in deiner Seele, die die ewige Güte durch Leiden noch wegbeizen muß, ehe sie dich recht brauchen kan. Diese Worte drungen mir tief in meine Seele, ich werde sie nie vergessen, besonders da es die lezten sind, die mein vortreflicher Vatter zu mir gesprochen hat, denn er ist seit der Zeit gestorben.

Nun

Nun reiste ich fort, und kam nach ein paar Tagen auf meinen neuen Posten. Ich trat kaum zur Thüre hinein, so sah ich schon mein Elend grünen; ich fand den Herrn Rath am Tische sizen, die Frau Räthin an seiner Seite, darnach folgten ein paar Töchter und ein Sohn, der etwa vierzehn Jahre alt war. Kein Mensch stund auf, als ich kam, alle sahen mich an, und der Herr Rath sagte: Er wird der junge Heimburg seyn? Zu dienen! antwortete ich, und stund da wie Butter an der Sonne, ich brachte ihm Empfehlungen von meinem Vatter. Ich danke! ich danke! antwortete er darauf. Die Räthin redete leise mit ihm. Ich verstund aber wohl, wovon die Rede war. Die Frage war, zu entscheiden, ob ich allein, oder da am Tische speisen sollte? Lezteres wurde endlich zur Noth beschlossen, und darauf klingelte man. Es wurde Teller und Serviette gebracht, und auf Befehl mir ganz unten an den Tisch gestellt. Ich wurde nun durch einen Wink beordert, mich zu sezen, ich schwieg, sezte mich und aß, aber ich redete kein Wort, ausser wenn man mich fragte, und das geschah nicht viel. Während dem Essen machte ich meine Anmerkungen über mein künftiges Leben, und wurde recht innig traurig, ich wünschte darauf, man möchte mir zeigen, wo ich schlafen sollte, denn ich sei müde; eine Magd leuchtete mir zu Bette, ich bekam ein Zimmergen im

im dritten Stock, wo es weder warm, noch bequem war. Kurz, ich wurde wie die andern Schreiber behandelt, nur daß ich am Tische essen durfte.

Ich will Ew. Durchl. nicht mit einer weitläuftigen Erzählung aller Kleinigkeiten aufhalten; ich wurde anfänglich auf alle nur mögliche Weise gemißbraucht; hundertmal war ich fast entschlossen wegzugehen und Soldat zu werden; allein meines Vatters lezte Rede und sein Segen war so tief in meine Seele gedrungen, und ich war von der Wahrheit seines Sazes so überzeugt, daß ich beschloß, auszuhalten, es möchte auch kosten, was es wollte. Ich fühlte tief in meiner Seele, daß meine Unarten, mein Stolz, den ich sonst für Ehrliebe gehalten hatte, mich auf immer unglücklich machen würden, wenn ich nicht durch viele Uebungen geprüft und geläutert und so zu allerhand Schicksalen, die auch dem Grösten bevorstehen, bereitet würde. Daher gab ich nie Widerworte, ich hielt alles aus, ich that alle Geschäfte unverdrossen, und alles, was ich that, war gesegnet. Dieser Zustand dauerte so zwei Jahre fort; nun starb mein Vatter. Jezt fieng Vollenberg an, andere Saiten aufzuspannen, allmählig machte er mich zu seinem Vertrauten; gab mir mehr Lohn und behandelte mich edler, ich glaubte, meine schwerste Prüfungszeit sei nun vorbei; allein zu meinem grösten Schrecken fand sich ein Jahr später ein

Um-

Umstand, der mich in noch grösere Leiden stürzte. Die älteste Tochter meines Beamten war ein ausserordentlich versäumtes Mädgen, so wie alle seine Kinder: sie war ein gutes Geschöpf, allein ganz ohne Erkänntniß und ohne Erziehung; diese hatte sich mit einem Schreiber zu weit eingelassen, sie wurde schwanger. Die Eltern entdeckten dies Unglück bald, und glaubten wegen dieser Schande zu vergehen; aber die Maasregeln, welche sie nahmen, waren eben so schimpflich. Einsmals an einem Nachmittag sasen die beiden Eltern zusammen, sie hatten sich eingeschlossen, und hielten Rath mit einander; gegen fünf Uhr wurde ich hinein gerufen, der Vatter war nun allein und hatte eine Flasche Burgunderwein vor sich stehen nebst zweien Gläsern; er war gar freundlich, stund auf, nahm mich bei der Hand und führte mich neben sich auf einen Stuhl; Herr Heimburg, fieng er an, sie sind nun schon lange bei mir, sie haben mir treu gedient, und nun möchte ich sie auch gern glücklich machen, jezt bietet sich eine Gelegenheit dazu dar; damit schenkte er mir Wein ein und ersuchte mich mit ihm zu trinken; so vertraulich war er noch nie gewesen, ich wunderte mich darüber, und glaubte fast meine Leiden seien zu Ende, ich trank ein Gläsgen, weigerte mich aber mehr zu trinken, weil ich nie den Wein geliebt habe. So sehr mich mein Beamter nöthigte,

so wenig lies ich mich überreden, und da ich sahe, daß er darüber betretten wurde, so wurde er mir mit seinen Glücksanträgen verdächtig, und ich fieng an, auf meiner Hut zu seyn. Doch wollte er seinen Plan nicht aufgeben, er fieng an von seiner Tochter und von ihrem Unglück zu reden, ja, sagte er, wenn sich jemand fände, der sie heirathete, ich wollte ihm zwanzig Tausend Gulden sogleich baar vorab geben. Der Schreiber hatte sich davon gemacht, so bald als die Schwangerschaft sich zeigte, der war also nicht mehr zu haben.

Jezt verstund ich, was Vollenberg wollte, ich sollte für Geld sein Mädgen ehrlich, und mich lebenslang unglücklich machen. Nun fühlte ich aber in meiner Seele nicht die mindeste Pflicht, diesen Antrag anzunehmen, im Gegentheil war es meine Pflicht, es nicht zu thun. Feierlich und ernst fieng ich an, nachdem ich ihn ganz verstanden und er mir den Antrag ganz deutlich gemacht hatte: Herr Vollenberg, ich bin der Sohn eines rechtschaffenen Mannes, von gutem ehrlichen Herkommen, aber ohne Vermögen. Mein Vatter war nie zwanzig Tausend Gulden reich, ich habe nichts als meine Kenntnisse und ein gutes Gewissen vor Gott und Menschen, und noch dazu einen guten ehrlichen Namen; diese meine Lage ist mir lieber als jede andere in der Welt, und ich werde allen Fleis anwenden,

daß

daß ich ja keinen Schritt thue, der mich reuen könnte; eine Person zu heirathen, die schon einem andern ihr Herz geschenkt hat, ja dessen Frau sie wirklich in den Augen Gottes ist, das wäre eine ehebrecherische Sünde, dafür mich Gott bewahren wird; und überdem schicken wir uns auf keinerlei Weise zusammen. Sparen sie also alle nur mögliche Mühe, denn in diesem Stück bin ich ganz unüberwindlich. Sie wissen, wie treulich ich ihnen gedienet habe, und daß ich niemals in billigen Dingen ihnen zuwider war, in solchem Fall aber bin ich ein Mann, der seine Würde kennt, und sich auf die entfernteste Weise nicht zu Niederträchtigkeiten versteht, die alles Gold der Welt nicht adeln kan.

Vollenberg, der keinen Seelenadel kannte, und glaubte, es sei alles mit Geld auszurichten, weil er noch keine Erfahrung vom Gegentheil hatte, gerieth in eine solche Schaam, daß er bis an die Ohren roth wurde, er wußte nicht, was er sagen sollte, denn er war bestürzt und verwirrt, und auch nicht schlau genug, sich sogleich herauszuhelfen, er schwieg eine Weile, sah vor sich nieder, und ich schwieg auch. Endlich stund er auf und sagte zornig, nun so will ich sie auch nicht lange bitten, ich meinte es gut mit ihnen, jezt können sie denn auch sehen, wie es ihnen noch in der Welt gehen wird. Gut! antwortete ich: entlassen sie mich nur dieses mir widri-

gen Gesuchs, und erlauben sie mir nur, meine Geschäfte, wie bisher, ruhig fortzusezen. Nun so gehen sie denn an ihre Arbeit, sezte er noch schnaubend hinzu, und ich stand auf und folgte seinem Befehl. Als ich in der Einsamkeit war, so machte ich meine Anmerkungen über meine Umstände, ich wäre gern aus diesem Dienste gegangen, wenn ich hätte wissen an Brod zu kommen. In meinem Vatterland wars unmöglich, denn dort hatte ich unschuldiger Weise allen Kredit verloren, und anderwärts war auch keine Hofnung dazu, besonders weil ich da auf dem Lande lag, und niemand etwas von mir wußte; auch hütete sich Vollenberg gar sehr, rühmlich von mir zu reden, oder mich zu empfehlen, denn er konnte mich herrlich brauchen, und er wußte gar wohl, was er an mir hatte. Ich wußte also nicht wohin, auch glaubte ich, es sei meine Schuldigkeit, so lange auszuhalten, bis mir die Vorsehung einen Ausweg zeigen würde. Ich spürte nun auch die Wirkungen des Korbs, den ich meinem Herrn gegeben hatte, ich wurde nachläsiger behandelt, wie vorher, und ich hatte sehr vieles zu leiden. Aber der Schlag, der mich jezt erwartete, übertraf alle Leiden, die ich noch bis dahin erfahren hatte.

An einem Morgen kam ein Bedienter auf die Schreibstube und rief mich schleunig zum Herrn Vollenberg, mir ahndete nichts Gutes. Ich gieng hin,

und fand ihn, seine Frau und die schwangere Tochter beisammen. Mit einer Miene, die Erstaunen und Grimm anzeigte, redete er mich so an: Nun, du Erzheuchler! ist denn doch deine Schande einmal an den Tag kommen, du hast mein Kind geschwängert, sie überredet, die That auf den armen Schreiber zu wälzen, und den hast du aus dem Wege gebracht und fortgeschaft — O das ist abscheulich! abscheulich! du stellest einen Christen, einen Mann von Ehre vor, lügst also allen Menschen ins Angesicht. — Du hast mein Haus geschändet, jezt nimm auch die Schande wieder weg, oder du sollst dein Elend nicht übersehen können; das schwöre ich dir hier bei meinem grauen Kopf. Auch die Frau Räthin that noch ihr Scherflein dazu, indem sie sagte: Pfuy, Herr Heimburg! wie konnten sie mein armes Kind so verführen, das hätte ich nimmermehr hinter ihnen gesucht, ich hätte Häuser auf sie gebaut, machen sie nun auch ihre Sache wieder gut. Die Tochter saß während der Zeit da mit niedergeschlagenem und dickgeweintem Gesicht. Und ich, ich war fast wie Loths Weib über dieser greulichen Bosheit zur Salzsäule geworden. Ich wußte nicht, was ich sagen oder denken sollte, mein Blut kochte; aber das half nichts, alle drei waren von meiner Unschuld überzeugt, mithin half auch kein Entschuldigen; doch wagte ich einen Versuch. Ich

trat dem Mädgen unter die Augen, sah sie scharf an und fragte: Können Sie das, was Sie da gegen mich zeugen, auch vor dem Gericht Gottes behaupten? Können Sie in ihrer lezten Todesstunde, die Sie leicht in Kurzem überraschen kan, können Sie da froh abscheiden und sagen: Heimburg ist Vatter meines Kindes. Ich merkte, daß sie blaß wurde und zitterte; und doch war die Ueberredung ihrer Eltern, vielleicht auch ein wichtiges Versprechen oder Geschenk von ihnen, und endlich auch das Verlangen, mich zu bekommen und dadurch ihre Ehre wieder zu erlangen, alles dies war zu stark und zu reizend für sie, sie faßte sich wieder, und sagte mir kühn und keck unter die Augen, ich sei der Mann, der sie entehrt habe, und ich sollte sie jezt nun auch heirathen, oder sie würde vor der Obrigkeit wider mich zeugen. Ja fiel der Alte wieder ein, zum Eid lassen wir sie nicht kommen, denn ich weiß wohl, daß ein Mann von eurem Schlag sich wenig aus einem Eide macht, und da wäre mein armes Kind verlohren. Nein, so gehts nicht, gestehen sie mir im Augenblick, daß sie Vatter von der Leibesfrucht meiner Tochter sind. Herr Vollenberg! fieng ich an, Sie haben ihren Plan sehr weislich und pfiffig ausgedacht, wie's aber nun mit der Ausführung gehen wird, das muß die Zeit lehren; ich kan freilich meine Unschuld nicht beweisen, ich bin zu schwach

gegen

gegen Sie und muß also die Schande tragen; aber das schwöre ich Ihnen vor Gott dem Allmächtigen, unter dessen Gewalt wir alle stehen, daß ich Ihre Tochter in Ewigkeit nicht heirathe, und daß mich keine Gewalt zwingen wird, mich mit einer Person zu verbinden, die frech genug ist, so etwas zu behaupten. Dies sagte ich mit einer solchen Freudigkeit, daß sie alle drei die Augen niederschlugen, und vielleicht in dem Augenblick empfanden, daß der Glanz der Wahrheit gegen alle Gewalt unüberwindlich sei.

Gehen sie denn an ihre Arbeit, fuhr er fort, und hüten sie sich, daß sie mir keine fernere Schwierigkeiten machen, ich werde sie wohl lehren, was sie thun sollen, und wenn sie noch hundert Eide schwüren.

In dieser Lage empfand ich oft eine unaussprechliche Angst, ich wußte mir nicht zu rathen und zu helfen, weglaufen durfte ich nicht, ich konnte aber auch nicht, denn ich wurde Tag und Nacht streng bewacht, doch das war sehr unnöthig, durch mein Weglaufen hätte ich mich ja eben so verdächtig gemacht, als der entwichene Schreiber, meine Ehre erforderte also, in diesem Ofen des Elends auszuhalten und alles zu erwarten. Dieser traurige Zustand dauerte etliche Tage, als auf einmal an einem Morgen früh ein Lärm entstand, die älteste Mamsell sei fort, die Eltern kamen fast betäubt aus

ihrem Schlafzimmer und lamentirten. Sogleich wurden reitende Boten überall ausgesandt, um sie wieder einzuholen, und ich mußte mich vor den Augen des Hausgesindes schändlich ausschelten lassen, daß ich Schuld an allem sei, ich hätte sie geschwängert, nur läugnete ich die That, darum sei nun das arme Kind desperat geworden und fortgelaufen, ja ich hätte den armen Schreiber auch durch meine List unglücklich gemacht und in Verdacht gebracht u. s. w. Da ich nun wußte, daß hier keine Wiederlegung half, so schwieg ich still und trug meine Schmach geduldig. Indessen bethete ich beständig zu Gott und flehete ihn an, um Hülfe und Beistand in diesen grosen Nöthen.

Was ich sechs Wochen lang durch Schmähworte und allerhand Behandlungen erfahren habe, das läßt sich nicht genug sagen; oft fehlte es nicht viel, daß ich nicht nach C . . . wäre ausgeliefert worden, denn ich erfuhr insgeheim von einem getreuen und braven Schreiber, der mir geneigt war und meine Unschuld wohl einsah, daß ich allenthalben mit äuserstem Abscheu genannt, und meiner nur mit Fluch und Vermaledeiung gedacht würde.

Endlich gefiel es Gott, mich aus meiner Noth wunderbar zu erretten, er ist gerecht, und hilft, wenn das Elend am grösten ist, ja er weis Auswege, wo kein Mensch einen ausdenken kan. Unsere

sere schwangere Jungfer war heimlich zu einem benachbarten katholichen Geistlichen geflohen, dem hatte sie entdeckt, daß sie wünsche, katholisch und in ein Kloster aufgenommen zu werden. Dieser hatte sie auf eine sichere Art nach Cölln ins Ursulinerkloster geschickt, wo sie auch willig aufgenommen worden. Indessen hatte das gute Kind meinetwegen schwere Gewissensangst, sie entdeckte sich der Vorsteherin, und begehrte, daß mir möchte geholfen werden: es wurden zu dem Ende zween rechtschaffene Geistliche, zween bürgerliche Zeugen, und ein Notarius gefordert, welche ein Instrument entwarfen, in welchem die Schwangere die ganze Geschichte mit dem Schreiber, hernach auch das Unrecht, welches mir ihre Eltern angethan und wie sie sie beredet hätten, mich für den Thäter anzugeben, erzählte. Dies Instrument wurde abgeschrieben, das Original nebst einem Schreiben von dem Beichtvater der Schwangeren an die Landesregierung zu C . . . abgeschickt, mir aber schrieb auch dieser Geistliche, und legte mir eine Copie von obigem Instrument bei. Ich empfieng diesen Brief mit tiefer Demüthigung vor-Gott. Mein Herr Vollenberg wußte noch von allem nichts, ich stund bei mir an, ob ich ihm etwas sagen sollte; allein ich fand endlich für gut, zu schweigen und den Ausgang der Sachen Gott zu überlassen; es dauerte nun nicht lange

so

so erfolgte dieser Ausgang. Herr Vollenberg bekam einen Befehl von der Regierung, nach C . . . zu kommen und mich mitzubringen. Wenn man kein gutes Gewissen hat, so ängstet man sich leicht, ihm ahndete nichts Gutes, er spannte gelinde Saiten auf, fieng an demüthig mit mir zu reden, er zog mich nun wieder an seine Tafel, erwies mir alle ersinnliche Freundschaft, auch seine Frau war aus der Masen betrübt. Sie gestunden mir nun freiwillig, daß sie, um die Ehre ihrer Tochter zu retten, und sie durch mich glücklich zu machen, alle diese Künste angewendet hätten, und nun baten sie mich, wenn etwa diese Sache nach der Strenge untersucht würde und es nun auf mich ankäme, daß ich sie doch nicht unglücklich machen möchte. Ich antwortete ihnen, wenn es auf mich ankommen würde, so verziehe ich ihnen von Herzen, besonders weil ich wohl erkannte, daß mir alle Leiden, die ich bei ihnen erduldet hätte, sehr heilsam gewesen wären.

Nun erscholl das Gerücht überall, daß die schwangere Jungfer Vollenberg nach Kölln geflüchtet und Katholisch geworden, zugleich auch, daß ich unschuldig sei; sogar vergröserte das Gerücht noch vieles in der Sache, meine Ehre wurde unter dem gemeinen Volk aufs Beste gerettet, hingegen der Rath Vollenberg und seine Frau ver-

flucht

flucht und verwünscht. Endlich erschien der Tag unserer Abreise nach C..., nie habe ich einen Menschen zaghafter gesehen als meinen Beamten, es fehlte nicht viel daran, daß er sich Galgen und Rad vorstellte, er verlies seine Leute zu Haus in einer Art von Verzweiflung und reiste mit mir fort. Wir mußten beide vor der Regierung erscheinen, dort wurde ihm das Köllnische Instrument von Wort zu Wort vorgelesen, ihm darauf eine vollkommene Cassation angedeutet, und ich wurde gefragt, was ich zur Genugthuung von ihm verlangte? ich antwortete: eine vollkommene Erklärung meiner Unschuld sei alles, was ich verlange, nichts anders wäre im Stande, mir meine Ehre zu ersezen, daher wollte ich nichts mehr, als daß Herr Vollenberg hier in Gegenwart des hohen Regierungskollegiums bekenne, daß alles, was in dem Instrument enthalten, die Wahrheit, und ich vollkommen unschuldig sei. Das böse Gewissen dieses Mannes hatte ihn so betäubt, daß er an kein Läugnen dachte, denn der Präsident fehlte wirklich darin, daß er den Beamten cassirte, ohne seine Verantwortung zu hören, es ist aber bekannt, wie hizig er in Ausübung der Gerechtigkeit ist. Hätte sich Vollenberg auf die Hinterbeine gestellt, so hätte er dem Präsidenten etwas können zu schaffen machen; aber das that er nicht, er vergoß Thränen, gestand alles, bat seinen Landesherrn, das ganze hohe

Re-

Regierungskollegium, und mich um Vergebung, und dankte für die gnädige Strafe. Wir reisten also zurück, und da Vollenberg ein reicher Mann ist, so geht ihm weiter nichts ab, als die Ehre, ein rechtschaffener Mann geblieben zu seyn. Ich suchte in C . . . Dienste, fand aber nicht nur alle Stellen besezt, sondern auch noch so viele Expectanten, daß ich mirs vergehen lies, ferner in C . . . zu warten. Indessen hatte mich Herr Vollenberg verlassen, und ich glaubte, er sei schon wieder nach Hause, allein den Abend kam ein Mann mit einem Röllggen von 100 alten Louisd'or nebst folgendem versiegelten Billet.

„Ich weis, mein lieber Herr Heimburg! daß „Sie nicht länger bei mir bleiben können und also „andere Dienste suchen müssen; ich weis auch, daß „Sie kein Geld zum Ersaz ihrer Ehre annehmen, „in dieser Rücksicht schicke ich Ihnen auch beigehen„des Päckgen nicht, sondern da Sie durch mich „ausser Dienst und also auch ausser Brod gesezt sind, „so erachte ichs meine Schuldigkeit zu seyn, Ih„nen dadurch so lange Unterhaltung zu verschaffen, „bis Sie wieder versorgt sind. Wenn Sie es gut„willig annehmen, so ist mein Gewissen wegen Ih„rer beruhigt, darum ersuche ich sie ernstlich, Ihre „Ehrliebe nicht zu weit zu treiben, und diesen Ih-

„ren

„ten rückständigen wohlverdienten Lohn von mir
„anzunehmen. Ich verbleibe ohne Aufhören Ihr

bereitwilliger
Vollenberg.

Diese edle Handlung rührte mich so, daß ich Thränen vergoß und dem guten Mann von Grund meiner Seele alles verziehe. Der Ueberbringer wartete noch, ich wollte mit ihm gehen, um Vollenberg meine Dankbarkeit zu bezeugen, aber er war schon fort, ich schrieb ihm also recht höflich, und dankte ihm aufs verbindlichste für seine Güte. Nun nahm ich mir vor, an den Sch...n Hof zu gehen, weil da ein Bekannter von mir in Diensten stund, ich schrieb ihm von C . . . aus, und bekam Antwort, daß ich ihm willkommen seyn und er mich versorgen würde, ich machte mich also auf den Weg und kam hier in dies Dorf, wo ich über Nacht bleiben mußte, nun traf sichs, daß just ein Sch . . r Rath hier war, ein Mann, der allgemein für einen rechtschaffenen und grosen Gelehrten bekannt ist; diesem sagte ich, daß ich auf Anrathen des Herrn . . . . Willens sei an seinen Hof zu reisen; allein dieser Herr erzählte mir so viel von meinem vermeintlichen Freund, von seiner Lage und von der Beschaffenheit des Hofes selbsten, daß mir alle Lust vergieng, dorthin zu reisen, ich hielte das für einen Wink der Vorsehung und blieb also hier, um zu

erwar-

erwarten, was sie denn nun ferner über mich verhängen würde. Ich habe mich hier bei hübschen Bauersleuten eingemiethet und gehe bei dem Pfarrer in die Kost, dem ich Kostgeld bezahle. Ew. Durchlaucht verzeihen meine langweilige Erzählung. Dafür danke ich Ihnen, antwortete die Fürstin, und jezt haben also Ihre bisherigen Prüfungen ein Ende. Sie sind durch mich unglücklich geworden, durch mich sollen Sie nun auch desto glücklicher werden, ich habe dem Fürsten schon oft unsere Geschichte erzählt, er wünschte immer ihren Aufenthalt zu wissen, um Ihnen helfen zu können. Fassen sie also Muth, Sie fahren morgen mit uns in meinem Wagen nach Rheinau, bleiben einige Tage bei dem Kammerrath Ehrenfried, mitlerweile wird so für sie gesorgt werden, daß Sie zufrieden und getröstet seyn können.

Während diesem Gespräche waren die Spazierenden immer vorwärts gegangen, und Theodore hatte stillschweigend und mit Fleis den Gang auf den Blumenhof zu geleitet, so daß sie da diese herrliche paradiesische Wohnung vor sich sahen, als Dultmann oder nunmehr Heimburg seine Erzählung geendiget hatte. Die Fürstin stuzte und fragte, wo sind wir? Zu Haus, Ihro Durchlaucht! antwortete Theodore, das ist unser Gut, wo der alte ehrwürdige Osterfeld Verwalter ist und wo sich mein Vatter jezt aufhält. Jezt erkannte sich auch erst

Cle=

Clementine, denn sie war ja schon ehemals als Bauernmädgen da gewesen. Der Fürstin war dieser Spaziergang und Ueberraschung gar recht, sie drückte Theodoren die Hand und sagte: ich danke dir Mädgen, daß du mich daher geführet hast. Heimburg konnte nicht ablassen, Thränen über sein Glück zu vergiesen, er küßte der Fürstin die Hand mit innigster Rührung, und versprach, sein ganzes Leben und alle seine Kräfte zum Besten eines so vortreflichen Fürstenpaares zu verwenden.

Diedrich von der Linden war eben vom Handel zurück gekommen, denn seinen Kornhandel sezte er noch immer fort. Er hatte sich so eben ausgezogen, stund nun an seinem Fenster und schauete so fürbaß die Wiese herab, und rauchte seine Pfeife Knaster, als er da drei vornehme Frauenzimmer und einen Herrn kommen sah; noch kannte er keine, nach und nach aber bemerkte er seine Tochter, dann Clementinen, die andern beiden aber kannte er nicht. Denk, Frau! fieng er an, da kommt meine Tochter Kammeräthin und Jungfer Clementine und noch ein Weibsbild, die kenne ich aber noch nicht; die vornehmen Leute haben aber viele Freunde, es mag wohl so eine von den Kostgängern seyn, es geht alles seinen Gang, und der Kerl da ist doch wohl nicht gar mein Hans Jakob, oder er müßte sich verändert haben, nein, er ists nicht, jezt seh'

 ichs.

ichs. Die Frau von der Linden machte sich nun etwas flink und eilte geschwind mit ihrem Mann heraus, um die Freunde zu empfangen. Osterfeld hatte sie auch bemerkt, der war schon in seinem Schlafrock und weisen baumwollenen Kappe etwas weiter voraus; aber er stund da am Baum, hielt die Kappe in der Hand und war erstaunt. Diedrich hielt die Pfeife in der Hand und guckte den Osterfeld mit aufgesperrtem Maule an. Jezt waren die Frauenzimmer da, Diedrich eilte auf seine Tochter zu, um sie zu bewillkommen, fuhr aber wieder zurück und stellte sich, die Kappe und Pfeife in der Hand, neben Kammerrath Osterfeld und die Frau von der Linden stellte sich hinter die Männer und faltete die Hände vor dem Bauch. Die Fürstin konnte sich des lauten Lachens nicht enthalten. Theodore, Clementine und Heimburg mußten ebenfalls herzlich lachen, denn die drei stunden da wie Knaben vor dem Schulmeister, doch ermannte sich Osterfeld am ersten, es war ihm nichts ungewohntes mit fürstlichen Personen umzugehen, nur war ihm diese Ueberraschung allzu unbegreiflich und unerwartet, er trat also hervor und sagte: Gnädigste Frau! wir werden Verzeihung erhalten, daß wir so unbereitet vor Ew. Hochfürstl. Durchl. erscheinen, denn wir wußten von dieser ausserordentlichen Gnade nichts und durften sie uns auch nicht träumen lassen. Welcher

ist

ist denn dein Vatter, Kammerräthin! fragte die Fürstin? Theodore umarmte und küßte ihn, und mit Thränen sagte sie: sehen Ew. Durchlaucht den ehrlichen Mann hier in Gnaden an, dessen Tochter so unermeßlich glücklich ist, der besten Fürstin zu gefallen. Die Fürstin trat vor den Alten hin, lächelte ihn an und sagte: Ich danke ihm, mein Freund! daß er mir eine so herzensliebe Theodore gezeugt hat, ich danke ihm herzlich, wenn es ihm Freude macht, daß ich seine Tochter liebe, so freue er sich nun so sehr er kan, und weis er was, heut diese Nacht wollen wir bei ihm herbergen, seine Frau und meine Theodore, und meine Clementine und und — ich — wollen uns selber kochen. Niemals hatte Diedrich mit einer Fürstin geredet, er hatte auch gar keinen Begriff davon, daß ihn eine Fürstin besuchen oder mit ihm reden könnte. Er verstummte, sagte kein Wort, aber die Freudenthränen liesen ihm die Wangen herab, endlich fieng er an: Nun sei doch Gott im Himmel gelobt, daß ich einmal meine Landesmutter beherbergen soll, ich Esel wollte meine Kinder nicht vornehm haben, ja — da gehts doch seinen Gang, Gott sei Dank, daß sie vornehm geworden, da schaffen sie mir nun die Freude, die nicht auszusprechen ist. Ach Mädgen! er weinte laut und fiel Theodoren um den Hals, o goldiges Mädgen! Gott lohne dir, wie machst du

deinen armen Vatter so glücklich! — Ja ich bin reich; aber könnte ich jezt mein halbes Vermögen in das verwandeln, was meiner Fürstin das beste Vergnügen macht, ich thäts bei Gott. Diese Worte trieben der Fürstin die hellen Thränen aus den Augen, sie drückte ihm die Hand und sagte: Vatter! kommt mit uns ins Haus, ich will euch sagen, was uns Freude macht.

III. Regeln, welche man bei der Nachahmung der Natur zu beobachten hat.

von

M. Johann Adam Mayer.

Die erste Regel, nach welcher derjenige, welcher die Natur nachahmen will, sich richten muß, ist: daß er die Züge, die in der Natur liegen, in solchen Gegenständen darstellt, welchen diese Züge nicht eigenthümlich mehr zugehören; daß er die Natur nicht so nachahme, wie sie wirklich ist; sondern wie sie seyn kan und so vollkommen, als sie sich nur immer denken läßt. Die Nothwendigkeit dieser Regel liegt, wie schon der Augenschein lehrt, in der Eingeschränktheit des menschlichen Verstandes. Es giebt nämlich gewisse Personen, die in ihrem Denken und Handeln so wenig Eigenes haben, und denen es an Kraft oder Muth,

zu

zu erfinden, so sehr fehlt, daß sie immer nur das thun, was sie von andern sehen. Diese Gattung von Nachahmern wird sich niemals zu der Vollkommenheit empor schwingen, zu welcher derjenige sich erheben muß, welcher die Natur nach dem allererst angegebenen Grundsaze nachahmen soll. Sie sind blinde und kindische Nachahmer anderer Menschen, und ihre Handlungen sind mehr Nachäffungen, ohne eigene Absichten, als Nachahmungen. Ihre ganze Sache ist ein bloses Kinderspiel und besteht aus unbestimmter, keinen Zweck kennender, Lust, sich zu beschäftigen, aus einer Lust, durch die man verleitet wird, zum Spiel das zu thun, was andere in der Absicht des Nuzens und Vergnügens gethan haben. Anakreon, ein im Ueberflusse sinnlicher Ergözlichkeiten lebender, feiner und wiziger Wollüstling, scherzte aus der Fülle des Vergnügens mit Wein und Liebe; nun kommt ein schwacher Jüngling, der weder einen Funken von dem Geiste des Griechen besizt, noch sonst irgend etwas von seinem Wohlleben genießt, äfft seine Lieder nach und wird dadurch vor dem ehrwürdigen Publikum zum Gespötte. Mir kommen dergleichen seichte Köpfe gerade vor, wie Kinder, welche Soldaten spielen oder zum Zeitvertreibe andere ernsthafte Handlungen der Männer nachahmen, ohne nur einmal die Natur und den Zweck derselben zu verstehen.

Andere Beobachter des Gesezes der Nachahmung thun etwas mehr. Sie wählen zwar aus Einsicht und Ueberlegung fremde Werke oder Handlungen, als die schicklichsten zu ihrer Absicht; aber entweder aus Trägheit oder aus Mangel einer schärfern Beurtheilungskraft überlegen sie nicht jeden Gegenstand einzeln, sondern nehmen alles als gut und schicklich an, machen ihr eigenes Werk mehr zu einer Kopie als zu einer Nachahmung und indem sie jedes Einzelne des fremden Werkes auch in das Ihrige bringen: so geschieht es, daß sie auch das, was ihrem Zwecke fremde oder gar zuwider ist, mit aufnehmen. Man kan es dergleichen ängstlichen und knechtischen Nachahmern nicht absprechen, daß sie nicht aus Ueberlegung das Original, welches sie sich zum Muster nehmen, gewählt hätten; aber eben weil sie ohne Ueberlegung auch das Zufällige, das sich gar nicht zu dem besondern Zwecke der Nachahmung schickt, nachahmen, bringen sie ein Werk hervor, in welchem viel Unschickliches oder Ungereimtes ist.

Endlich giebt es noch eine Klasse der Nachahmer. Und diese ist folgende: Es ahmen nämlich auch wohl selbstdenkende und aus Ueberlegung handelnde Personen das schon vorhandene nach, weil sie erkennen oder empfinden, daß sie dadurch sicherer zum Zwecke gelangen, als wenn sie selbst erfinden.

den. Sie entdecken in fremden Erfindungen gerade das, was sie nöthig haben und bedienen sich desselben zu ihren eigenen Absichten mit mehr oder weniger Freiheit und eigener Mitwirkung. Weil sie allezeit gewohnt sind, selbst zu denken und zu überlegen: so ahmen sie frei nach. Sehen sie in den Werken, die sie sich zueignen, gewisse Sachen, die zu ihrem Zwecke nicht dienen: so nehmen sie solche auch in ihre Werke nicht auf; sondern wählen an deren Stelle andere nach ihren Absichten. Dadurch wird ihr Werk, das in der Hauptsache eine Nachahmung ist, in besonderen Theilen ein Originalwerk und leistet in allen Stücken der Absicht eine Genüge.

Man werfe mir bei diesen allgemeinen Anmerkungen, welche ich bisher über die Natur der Nachahmung vorgetragen habe, ja nicht vor, als ob ich zu weit ausgeholt und Dinge mit in meine Abhandlung aufgenommen hätte, welche keinen Einfluß in das Ganze haben. Die Ursachen, warum ich diese Bemerkungen machte, habe ich zwar schon oben berührt, und ich denke mich auch dadurch rechtfertigen zu können, wenn ich gestehe, daß ich alles dieses anführte, um der Einwendung: warum denn überhaupt Nachahmung statt finden müsse? zu begegnen. Hiernächst habe ich mir auch dadurch den Weg zu dem eigentlichen Gegenstande meiner Abhandlung gebahnt und mich in den Stand gesezt, nun um so

sicherer diese allgemein hingeworfenen Gedanken, die doch allemal mit hätten eingestreuet werden müssen, in der Anwendung auf die schönen Künste zu betrachten. Und da ich es in meinem ersten, über diesen Gegenstand gemachten Versuch bemerkt und nach den damals vorgetragenen Grundsäzen als entschieden angenommen, daß nicht alle und jedwede Künste einzig und allein Nachahmung der Natur sind; sodann auch die Gränzen bestimmt habe, in wie ferne man sagen könne, daß die schönen Künste Nachahmung der Natur seien? so kan ich jezt sogleich zu meiner Hauptabsicht zurück kehren und die oben angegebene Regel weiter aus einander sezen.

Ueber diesen Gegenstand finde ich nun die Männer, welche als vollgültige Zeugen in so einer Sache mit Recht betrachtet werden können, vollkommen einig. Sulzer, Batteux, Riedel u. a. bekräftigen es alle, daß da, wo die Künste Nachahmerinnen der Natur sind, ihre Nachahmungen klüglich und mit Verstand; nicht aber sklavisch gemacht werden müssen. Sie müssen ihre Gegenstände wählen, sie mit aller der Vollkommenheit, deren sie fähig sind, vorstellen; mit einem Worte, sie müssen so nachahmen, daß man die Natur erblickt, nicht so, wie sie an sich selbst ist; sondern so, wie sie seyn kan und wie sie sich denken läßt. Als Zeuxis eine vollkommene Schönheit malen wollte, entwarf

er

er nicht das Bildniß einer gewissen einzelnen Schönheit, so daß sein Gemälde ihre Geschichte war; er sammelte vielmehr die zerstreuten Züge verschiedener wirklichen Schönheiten, schuf sich im Geiste eine ganz neue Idee, die er allen diesen vereinigten Zügen zu danken hatte; und diese Idee war sein Vorbild oder das Modell zu seinem Gemälde, welches im Ganzen ein wahrscheinliches, ein politisches Gemälde; aber in seinen besondern Theilen wahr und historisch war. — Als Moliere den Menschenhaß schildern wollte, suchte er sich keineswegs in Paris ein Original auf, wovon sein Stück eine genaue Kopie werden sollte; sondern er sammelte alle Züge von dieser finstern Gemüthsart, wo er sie nur irgend unter den Menschen mochte wahrgenommen haben; hiezu thut er alles, was ihm sein arbeitender Geist in dieser Materie an die Hand geben konnte, und aus allen diesen zusammengedrängten und wohlgeordneten Zügen bildete er einen Charakter, der einzeln in seiner Art und nicht wahr, sondern wahrscheinlich war. Seine Komödie war keine Historie vom Alcest; sondern das Gemälde vom Alcest ward eine Historie des Menschenhasses überhaupt. Und dadurch hat er weit besser unterrichtet, als der gewissenhafteste Geschichtschreiber, der uns weiter nichts als einige Züge eines wirklichen Misantropen aufbehalten hätte. — Als Le-

Brün die Schlachten Alexanders malte, so fand er in der Geschichte die Begebenheit, die spielenden Personen und den Ort der Scene. Allein wie viel Erfindung, wie viel Poesie herrscht nicht in seinen Werken! die Anordnung, die Stellungen, der Ausdruck der Empfindungen, alles dieses war seinem schöpferischen Geiste vorbehalten. Eben so verwandelte sich unter den Händen des Korneille der Streit der Horatier aus der Historie in ein Gedicht. Zeuxis, Moliere, Le-Brün, Korneille, alle haben sie die Natur zum Gegenstand ihrer Arbeiten gehabt; von ihr giengen sie aus, zu ihr kamen sie wieder zurück, nur mit dem Zusaze, daß die Kunst auf den Grund und Boden der Natur baute, und Wahrheit und Unwahrheit so geschickt mit einander zu vereinigen wußte, daß daraus ein einförmiges Ganzes entsprang.

Allein durch Nachahmung und Kunst es so weit zu bringen, ist keine so leichte Sache, als sichs vielleicht manche einzubilden pflegen. Es gehört viel Erfahrung und Jahre lange Aufmerksamkeit dazu. Man gelangt nicht etwa durch unüberlegtes Abschildern einzelner Werke zu dieser Nachahmung der Natur; sie ist die Frucht einer genauen Beobachtung der sittlichen Absichten, die man in der Natur entdeckt, und der Mittel, wodurch sie erreicht werden. Dadurch erfährt der Künstler, durch welche Wege die

Natur

Natur Vergnügen und Mißvergnügen in uns erweckt, wie wunderbar sie bald die eine bald die andere dieser Empfindungen ins Spiel sezt, um auch den sittlichen Menschen auszubilden und ihn dahin zu bringen, wo sie ihn haben will. Aus genauer, aber mit scharfem Nachdenken verbundener Beobachtung der Natur lernt der Künstler alle Mittel kennen, auf die Gemüther der Menschen zu wirken; da entdeckt er die wahre Beschaffenheit des Schönen und des Guten, in ihren so manchfaltigen Gestalten, da lernt er den wahren Gebrauch von allen in den äuserlichen Gegenständen liegenden Kräften zu machen. Kurz, die Natur ist die wahre Schule, in der er die Maximen seiner Kunst lernen kan und wo er durch Nachahmung ihres allgemeinen Verfahrens die Regeln des seinigen zu entdecken hat.

Aber ausser dieser allgemeinen Nachahmung der Natur hat der Künstler, obgleich nicht immer, jedoch in mancherlei Fällen, sie in ihren besondern Werken nachzuahmen. Gar oft hat er wirkliche Gegenstände zu schildern, weil sie zu seinem Zwecke nöthig sind. Hier muß er sich nun nicht als ein ängstlicher Kopiste, noch als ein Nachäffer; sondern als ein freier und selbstmitwirkender Nachfolger betragen. Er muß nicht jeden in dem Originale vorhandenen Umstand, nicht jede Kleinigkeit

nach-

nachahmen, die zu seinem besondern Zwecke nicht dient. Insgemein vereinigt die Natur in ihren Werken mehrere Absichten, und wir treffen in der ganzen Schöpfung schwerlich etwas an, das nur zu einem einzigen Zwecke dient. Der Künstler aber hat einen natürlichen Gegenstand nur zu einem Zwecke gewählet, und fehlt, wenn er aus demselben auch das, was ihm nicht dient, nachahmt. Und damit ich nur ein und das andere Beispiel anführe. Findet er nöthig, eine rührende Scene vorzustellen und trift er sie in der Natur an: so lasse er alles daraus weg, was nicht rührend ist, wenn er es gleich zehnmal in der Natur findet. Soll er einen von Schmerz ergriffenen Menschen abbilden: so wähle er ihn in der Natur; aber das Widrige oder gar Ekelhafte, das sich oft in den Gesichtszügen oder Geberden starkleidender Personen findet, braucht er nicht nachzuahmen; es ist seinem Zwecke nicht gemäß. So hat der grose Meister, der den Laokoon verfertigte, das Widrige dieser grausamen Scene weislich aus der Nachahmung weggelassen. Schon Aristoteles hat es bemerkt, daß wir manche Dinge, die wir so, wie sie sind, nicht ohne Abscheu betrachten können, die wir doch, wenn wir sie in wohlgetroffenen Abbildungen erblicken, mit Vergnügen sehen und unsere Augen daran weiden, als z. B. an den Gestalten verächtlicher Thiere und todter Körper. Der

Künst-

Künstler hat sich also wohl zu hüten, nicht mit leidigen Geschicklichkeiten zu pralen, die durch den Werth ihrer Gegenstände nicht geadelt werden. Er wird, wenn die Schönheit seines Ideals nicht mit der Würde seiner Talente übereinkömmt, für eine Welt von undankbaren Zuschauern arbeiten, die ihn aufs höchste einmal bewundern und dann sein Werk weglegen, um sich an einem andern zu vergnügen, in welchem vielleicht weniger Kunst, aber mehr Schönheit ist. Nur allein der blose Kopist zeichnet noch, was die Natur ihm vormalt, schön oder häßlich, wie er es findet; aber der Nachahmer der schönen Natur sondert fleißig aus den Bildern, die die Natur ihm liefert, alles Häßliche und Unanständige ab, und malt das Schöne allein. Es ist also kein guter Rath, den Voltaire giebt, in einem rührenden Drama auch lächerliche Scenen nicht zu verwerfen, aus dem Grunde, weil dergleichen Vermischung bisweilen in der Natur vorkommt. Dies hiese die Natur knechtisch und unüberlegt nachahmen; und davon muß doch derjenige weit entfernt seyn, der die erste Regel der Nachahmung der Natur beobachtet haben will.

Doch dies mag schon genug seyn, zu beweisen, daß der Künstler die Natur nicht so nachahmen dürfe, wie sie wirklich ist; sondern, daß er sie mit allen Vollkommenheiten, die sie nur annehmen kan,

aus-

ausschmücken müsse. Ich will jezt, um diese vorgetragenen Säze mit Beispielen zu belegen, einige Blicke auf das Geschäfte des Künstlers selbst werfen und mit wenigem zeigen, wie in den mechanischen sowohl als in den eigentlich sogenannten schönen Künsten von diesen Grundsäzen Gebrauch zu machen sei. Ich will mit der Baukunst den Anfang machen. Jedermann weis, daß das Wesen derselben, in so ferne sie die Frucht des vom Geschmack geleiteten Genies ist, darinne besteht, daß sie den Gebäuden alle ästhetische Vollkommenheit geben muß, deren sie nach ihrer Bestimmung nur immerhin fähig sind. Vollkommenheit, Ordnung, Schicklichkeit der innern Einrichtung, Schönheit der Form, ein schicklicher Charakter, Regelmäsigkeit, guter Geschmack in den Verzierungen von ausen und innen, dies sind die Eigenschaften, die der Baumeister jedem Gebäude geben muß. Sobald ihm nur die eigentliche Bestimmung seines herzustellenden Werkes angezeigt worden ist, bemühet er sich, durch Hülfe der Natur die Haupttheile in der schicklichsten Gröse, jeden, wie er zum Gebrauch am vollkommensten ist, zu erfinden; die gefundenen Haupttheile dergestalt in ein Ganzes zusammen zu verbinden und anzuordnen, daß nicht nur jeder Theil seinen schicklichen Ort bekömmt; sondern daß das Ganze, auswendig und inwendig ein wohl überleg-

tes

tes und bequemes Werk ausmacht, das seinem Charakter und seiner Bestimmung richtig entspricht und nach seiner Form wohl in die Augen fällt; er richtet jeden einzelnen Theil nach allen Gesezen der Natur und Kunst bis auf die geringste Kleinigkeit so ein, wie er sich zu dem, was er seyn soll, am besten schickt. Es muß überall Verstand, Ueberlegung und guter Geschmack aus dem Werke hervorleuchten. Alles Unnüze und Unbestimmte, alles Widersprechende und Verworrene muß auf das sorgfältigste vermieden werden. Ist das Auge durch die gute Form des Ganzen gereizet worden: so muß es sogleich auf die wesentlichen Haupttheile geleitet werden; muß selbige wohl unterscheiden können und wenn es davon gesättiget ist, auf die kleinern Theile geführt werden; muß deren Bestimmung, Nothwendigkeit und Schicklichkeit zum Ganzen einleuchtend fühlen. In dem Ganzen muß eine solche Harmonie, ein solches Gleichgewicht der Theile seyn, daß kein Theil zum Schaden des Ganzen weder hervorsteche, noch durch Mangel und Unvollkommenheit die Aufmerksamkeit störe. Kurz alle Weisheit und aller Geschmack, den man an dem äusern und innern Bau des Körpers bewundert, und an welchem der gütige Urheber unserer Natur die gröste Vollkommenheit angebracht hat, muß nach Beschaffenheit des Gegenstandes auch in einem Ge-

bäude,

bäude, das sein Werkmeister nach den Regeln der Natur und Kunst aufzuführen sich hat lassen angelegen seyn, bemerkt werden können. Goldmann, ein in diesem Theile der Wissenschaften ganz klassischer Schriftsteller, leitet alle seine Grundsäze aus dieser angegebenen Hauptregel her, und es würde unbescheiden seyn, nach einem so fürtreflichen Vorgänger auch nur ein Wort mehr hinzu sezen. Eben so wenig getraue ich mir, diesen Grundsaz weiter zu verfolgen, wenn von der Malerei und den zeichnenden Künsten überhaupt die Rede ist. Herr von Hagedorn hat diese Materie in seinem unsterblichen Werke über die Malerei sehr umständlich und gründlich abgehandelt, und Mengs pflichtet ihm in seiner fürtreflichen Vorrede zu den Gedanken über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerei, so vollkommen bei, daß er jedem Anfänger in der Zeichenkunst den Rath giebt, die Anmerkungen dieses grosen Schriftstellers, als die rechten Glaubensartikel seiner Kunst, täglich vor Augen zu haben. Und da ich, was die Beredtsamkeit anbetrift, die Schriftsteller, die über diesen Punkt geschrieben haben, sehr getheilt fand; mein Urtheil aber viel zu unbedeutend ist, als daß ich es wagen dürfte, solches vorzutragen: so bleibt mir bei diesem ersten Gegenstande meiner Abhandlung nur noch einiges über die Dichtkunst zu sagen übrig.

Daß

Daß die Poeten insgesamt die Natur nachgeahmt haben und noch immer nachahmen werden, wer wird dies leugnen? Aber die Art und Weise, wie ein jeder unter ihnen es gethan hat, war so verschieden, als verschieden die Gaben und Talente eines jeden Dichters und das Eigenthümliche ihrer Kunst selbst waren. Der Heldendichter schmückt die Natur aus mit allen Bildern, die sie nur haben und annehmen kann. Er stellt sich selbst dahin, wo er die merkwürdigsten Personen ganz nahe zu sehen glaubt, wo er Stellungen, Gebehrden und die Gesichtszüge deutlich bemerken, den Ton der Stimme hören und jedes Wort verstehen kan. Wo die Personen nicht reden, sucht er aus ihren Mienen ihre Gedanken zu erkennen; er sezt sich oft an ihre Stelle, um jeden Eindruck, jede Empfindung, den die Sachen auf sie machen, auch zu fühlen. Der ersten Anlage des Gedichtes nach, scheint alles blos Natur, so wie ungefähr die ältesten Heldengedichte der Barden mögen beschaffen gewesen seyn; allein der feinere Ton und mehrere Wohlklang der Erzählung, die gefällige Form des Ganzen, das Ebenmaas und die überlegten Verhältnisse der Theile, die man in den Heldengedichten von der Ilias bis auf Addisons Siegsgesang über Marlboroughs Feldzug bewundert; alles dies beweißt, daß die Natur durch Ueberlegung und Kunst verschönert, daß sie so voll-

kommen nachgeahmt wurde, als sie sich nur immer denken läßt, und daß zu dem, was die Empfindung und die Natur der Dinge selbst an die Hand giebt, noch das hinzugekommen sei, was ein überlegtes Nachdenken und ein verfeinerter Geschmack zur Verschönerung der Sachen zu erfinden vermögen. — In dem Hirtengedichte versezt sich der Dichter sowohl für seine Person, als für seine Materie in den Hirtenstand. Er schildert eine Welt, in welcher die Natur allein Geseze giebt. Durch keine bürgerlichen Vorschriften, durch keine willkührlichen Regeln des Wohlstandes eingeschränkt, überlassen die Menschen sich den Eindrücken der Natur, über welche sie wenig nachdenken. Diese Personen kennen keine Bedürfnisse, als die unmittelbaren Bedürfnisse der Natur; keine Güter als ihre Gaben und was zum Zeitvertreib ihres müßigen Lebens dient. Ihre Hauptleidenschaft ist Liebe; aber eine Liebe ohne Zwang, ohne Verstellung und ohne platonische Veredelung. Ihre Künste sind Leibesübungen, Gesang und Tanz. Ihr Reichthum ist schönes und fruchtbares Vieh; ihre Geräthschaft ein Hirtenstab, eine Flöte und ein Becher. Alle diese Materien wählt der Dichter zum Gegenstande seines Liedes und malt in denselben die ungekünstelte sittliche Natur. Allein es gehört sehr viel dazu, in dieser Dichtungsart glücklich zu seyn. Man muß nicht nur wie Theo-

krit

krit oder Geßner, in einem mit allen Schönheiten der Natur geschmückten Lande leben und ein glückliches Volk kennen; man muß auch eine Seele haben, die die harte Schaale der bürgerlichen Vorurtheile abgeworfen hat und die Natur in ihrer einfachen Schönheit zu empfinden weiß; man muß ein zärtliches, feines Gefühl besizen, um schon da gerührt zu werden, wo gröbere oder schon verhärtete Seelen, die nur erschütternde Eindrücke fühlen, nichts empfinden. Man muß ein an liebliche Töne gewöhntes Ohr haben, das in den Liedern den leichten und sanften Ton der Schäferflöte zu treffen im Stande ist. Dazu aber gehören viele Kenntnisse der Natur und ein aufgewickelter mit poetischem Geiste begabter Kopf, um die Rührungen schön und wohlklingend auszudrücken, welche die Natur, die Freiheit und die Liebe hervorbringen. Ich will jezt diese Säze nicht weiter auseinander sezen und diese Grundsäze auch auf die übrigen Arten von Gedichten anwenden. Ich wollte ja überhaupt nur aus einem oder dem andern Beispiele zeigen, wie der Künstler und Dichter seine Nachahmung der Natur zu machen habe. Ich eile sogleich zur zwoten Regel, nach der sich der Künstler bei der Nachahmung der Natur in eine gewisse Art von Begeisterung zu versezen wissen muß.

Auch diese Regel hat ihren Grund in der Ein-

geschränktheit des menschlichen Verstandes. Ein jeder, der die Gränzen desselben kennt, wird eingestehen müssen, daß auch der allerfruchtbarste Geist nicht immerhin die Gegenwart der Musen fühlt. Er erlebt zuweilen Stunden der Unfruchtbarkeit und Dürre. Die Adern des Ronsard, der ein gebohrner Poet war, vertrockneten ganze Monate lang. Die Muse Miltons hatte Ungleichheiten, die sein Werk nicht verleugnen kan; und des Statius, des Klaudianus und vieler andern nicht zu gedenken. Schlummerte nicht zuweilen der grose Homer mitten unter seinen Helden und Göttern? Es giebt also für das Naturell gewisse glückliche Augenblicke, wo sich die Seele, als von einem göttlichen Feuer entflammt, die ganze Natur vorstellt, über alle Wesen ein Leben ausgießt, allen Dingen diejenigen rührenden Züge mittheilt, die uns allemal bezaubern und entzücken.

Aber welches ist denn nun die Quelle, aus welcher die Seele diese ausserordentliche Wirksamkeit schöpft, was ist es, das unserm Geiste diese hohe Spannung zu geben vermögend ist? Die Antwort, welche hierüber die oben angeführten gewichtvollen Männer einstimmig ertheilen, ist diese: die Natur verwahrt in ihren Vorrathshäusern alle Züge, woraus man die schönsten Nachahmungen machen kan. Hier kan man studiren, wie in den Zeichnungsbüchern eines Malers. Der Künstler, dessen Amt es ist alles ge-

nau

nau zu beobachten, erkennt diese Züge, nimmt sie aus dem Haufen heraus und bringt sie zusammen. Alsbald macht er sich im Geiste ein Ganzes daraus, denkt sich dieses sehr lebhaft und erfüllt damit seine ganze Seele. Nun entzündet sich sein Feuer beim Anblicke dieses Gegenstandes; nun vergißt er sich selber; nun geht seine Seele ganz in die Dinge über, die er erschaffen will. Befindet sich ein Künstler in diesem Zustande: so erscheint ihm sein Gegenstand in einem ungewöhnlichen Lichte; sein Genie, wie von einer göttlichen Kraft geleitet, erfindet ohne Mühe und gelangt ohne Arbeit zum besten Ausdruck dessen, was er erfunden hat. Dem begeisterten Dichter strömen die fürtreflichsten Gedanken und Vorstellungen ungesucht zu; er sieht seinen Gegenstand von einer ganz andern Seite, als alle andere Menschen an; das Vergangene und Zukünftige kommt ihm als gegenwärtig, das blos Eingebildete als wirklich vorhanden vor; seine Vorstellungskraft weckt durch die geringste Veranlassung eine Menge Nebenbegriffe auf, die ihn eben so lebhaft rühren, als die, welche unmittelbar in seiner Materie liegen. Er erschafft sich mitten in einer Wüste paradiesische Scenen von überfliesendem Reichthum und von reizender Annehmlichkeit; versammelt mitten in der Einsamkeit diejenige Gesellschaft von Menschen, die er haben will, um sich

her, hört sie sprechen und sieht sie handeln. Homer erblickt in solchen Entzückungen die Wagen und Rosse der Götter; versezt sich mitten unter das Handgemenge seiner Helden; hört das Getöse der Waffen, das Stampfen der Pferde, das Geschrei der Sterbenden, sieht blinkende Schwerdter und Leichname im Blute. Mit einer ausserordentlichen Wirksamkeit des Geistes stellt er sich Begebenheiten und Thaten, die ihn so sehr reizten, auf das lebhafteste vor; strengt seine Einbildungskraft an, die grosen Männer, die den Streit führten, vor sich zu sehen; begiebt sich selbst vor Troja, zieht mit in das Treffen, hört das Gerassel der Wagen, fühlt jeden Eindruck, den die Umstände auf einzelne dabei interessirte Hauptpersonen machen. Und, um diese Eindrücke desto lebhafter zu fühlen, ist er jezt Achilles, dann Hektor, redet und handelt, als wenn er wirklich in diese Personen wäre verwandelt worden, jezt mit Heftigkeit und Wuth; dann mit Gelassenheit und wehmuthsvoller Stille. Beseelt von dem Interesse der Griechen und Trojaner versammelt er alle Stämme der Griechen vor sich, theilt ihnen seine Empfindungen mit und redet sie in dem feierlichen enthusiastischen Tone eines Menschen, der seiner Nazion die wichtigsten Dinge zu erzählen hat, an. Virgil hört in den Finsternissen der Hölle das schreckliche Geschrei des Phlegias;

beide finden Dinge, die man nirgends antrift und die doch wahr sind. Horaz sieht seinen Freund Virgil in ein Schiff steigen und wünscht ihm eine glückliche Reise. Auf einmal fällt ihm dabei die Gefahr einer solchen Reise ein; die Zärtlichkeit für seinen Freund sezt ihn in Schrecken; er verwünscht die Erfindung solcher verwegenen Reisen und es wacht plözlich in ihm alles auf, was er jemals über diese Verwegenheit der Menschen gedacht oder empfunden hat. In dieser Begeisterung reißt uns der Dichter gewaltig mit sich fort, sezt uns in Erstaunen, oder in Schrecken, oder in ausgelassene Freude. Ein andersmal macht er gleich einem sanft schmelzenden Feuer die ganze Seele in Wollust oder Zärtlichkeit zerfliesen. Dann strömen die Worte wie ein sanfter Strom; begleitet von einem Ueberflusse von Gedanken und Vorstellungen Der Redner urtheilt mit der grösten Gründlichkeit, fühlt mit der höchsten Lebhaftigkeit, und die Worte zum stärksten und lebhaftesten Ausdruck werden ihm auf die Zunge gelegt. Der begeisterte Maler findet das Bild, das er gesucht hat, in der grösten Kraft vor seine Stirn gemalt; er darf es nur nachzeichnen; selbst seine Hand scheint von einer ausserordentlichen Kunst geleitet zu seyn, und mit jeder Bewegung der Finger bekommt das Werk einen neuen Grad des Lebens. Und nun der Grund einer solchen Begeiste-

rung, worin liegt dieser? Sulzer sagt: die erste Veranlassung dazu hängt von der Wahl einer grosen oder reizenden Materie ab; die andere ist ein Produkt der Natur und der Nachahmung derselben; die aber, je feiner die Seele das Schöne und Grose zu fühlen vermag, durch fleisige Uebung um so mehr verstärkt werden muß.

Aber nun entsteht ein neuer Gedanke; es fragt sich nämlich, welches sind die Regeln, nach denen man in der Begeisterung der Natur nachahmen soll? Es giebt Leute, denen Bemerkungen über diesen Punkt etwas ganz unnöthiges und überflüßiges zu seyn dünken; mir aber sind sie es nicht; denn ob ich gleich nicht leugnen kann, daß der Geist während der Begeisterung unter gewissen Umständen sich unmöglich an gewisse Vorschriften binden läßt: so halte ich doch so viel für ausgemacht, daß er, wenn sein Werk anders nicht ganz ins Phantastenmäsige übergehen soll, wenigstens in gewisse Gränzen eingeschränkt werden müsse. Und um hier auf der einen Seite nicht zu wenig und auf der andern nicht zu viel zu thun, ist nöthig, daß man bei stillem und kaltem Geblüte oft die Regeln überdenke, um sich in der Begeisterung daran zu erinnern, und von ihnen so vielen Gebrauch zu machen, als das Feuer der Leidenschaft nur immer zuläßt. Wollte ich alles sagen, was hierüber zu sagen wäre: so müßte

ich

ich sehr weit ausholen und verschiedenes beibringen, was in einer Abhandlung über den Geschmack, über die verschiedenen Gegenstände und Geseze desselben gehört. Hier mögen also folgende Bemerkungen hinreichend seyn.

Nichts schmeichelt uns so sehr, als was uns eine grösere Vollkommenheit zu wege bringt oder hoffen läßt; folglich sind wir nie zufriedener, als wenn man uns vollkommene Gegenstände, die unsere Begriffe erhöhen und die uns neue oder stärkere Eindrücke versprechen, Eindrücke, die fähig sind unser Herz aus der Fühllosigkeit zu reisen, worin es die allzugewohnten Gegenstände lassen, vorstellt. Aus diesem Grundsaze folgt, daß, wenn der Künstler in der Begeisterung die Natur nachahmen soll, er, wie man zu sagen pflegt, die schöne, das heißt, diejenige Natur nachahmen müsse, welche die meiste Beziehung auf unsere eigene Vollkommenheit und auf unsern eigenen Nuzen hat und die zu gleicher Zeit auch die vollkommenste an sich selber ist. Kraft dieses Gesezes muß die Nachahmung der schönen Natur unserm Verstande dadurch schmeicheln, daß sie uns Gegenstände darstellt, die an sich selbst vollkommen sind und die unsre Begriffe erweitern und vollkommener machen; unserm Herzen aber schmeichelt sie dadurch, daß sie uns an eben diesen Gegenständen Vortheile entdecken läßt, die uns

werth sind, die sich auf die Erhaltung und Vervollkommnung unsers Wesens beziehen, und die uns unser eigenes Daseyn auf eine angenehme Weise fühlen lassen. Homer, Virgil, Terenz, Raphael, Korneille, Le-Brün, Racine, sind, unerachtet der Verschiedenheit der Zeit, des Geschmacks, des Geistes, der Regierungsart, der Himmelsgegend, der Sitten, der Sprache, alle in diesem wesentlichen Stücke übereingekommen, die Natur zu wählen und gefällig und schön nachzuahmen. Der eine hat sie stark; der andre angenehm gemalt.

Aber wie muß denn nun diese Nachahmung der schönen Natur beschaffen seyn? Gewiß nicht anders, als eben so schön und gut, als die Natur selbst schön und gut ist. Das ist die zweite Bemerkung für denjenigen, welcher in der Begeisterung die Natur nachahmen will. Man sieht schon ohne mein Erinnern ein, daß dieses Gesez mit dem ersten auf einerlei Grunde beruht. Die Künste ahmen, wie ich so eben gezeigt habe, die schöne Natur zu unserm Vergnügen nach, indem sie uns in eine vollkommenere Sphäre versezen, als die ist, worin wir uns befinden. Wenn aber diese Nachahmung unvollkommen ist: so wird das Vergnügen nothwendig mit Mißvergnügen vermischt. Man will uns das Fürtrefliche und Vollkommene zeigen; allein man verfehlt es und macht uns gewissermassen

unglück-

unglücklich. Es geht uns wie einem Träumenden, der auf dem Wege war, einen schönen Traum zu haben; allein ein Paar übel ausgedrückte Züge wecken ihn auf und verderben ihm seine ganze Freude. Soll die Nachahmung so vollkommen seyn, als möglich ist: so muß sie mit Genauigkeit und Freiheit gemacht seyn. Die eine macht die Nachahmung regelmäsig, macht, daß alles wohl gewählt, gut zusammengesezt und in Gedanken schon genau entworfen ist. Ganz anders aber verhält es sich mit der Freiheit, die desto schwerer zu erreichen ist, je mehr sie der Genauigkeit entgegen gesezt zu seyn scheint. Oft ist die eine auf Unkosten der andern gros. Nur die Natur allein scheint sich das Recht vorbehalten zu haben, sie mit einander zu vereinigen, um dadurch zu zeigen, wie sehr sie über alle Kunst erhaben ist. Sie erscheint allemal naiv und offenherzig und geht ihren Weg sorglos und unbekümmert. So handelt z. B. ein Schauspieler selten auf der Bühne so, wie er im wirklichen Leben handeln würde. Ein theatralischer August weis sich bald in seine Hoheit, bald in seine Grundsäze nicht zu finden. Und wenn Krispin in der Komödie die Wahrheit besser trifft: so kommt es daher, weil seine erdichtete Rolle seinem wahren Stande näher kömmt. Um diese Freiheit zu erreichen, erlauben die grösten Maler ihrem Pinsel bisweilen ein kleines

Spiel.

Spiel. Bald wird eine Symmetrie unterbrochen, bald in Kleinigkeiten eine Unordnung affektirt, hier eine Zierrath ausgelassen, dort sogar ein Fehler hingesezt. Der Maler läßt mit Fleis die kleinen Fehler stehen; dann glauben wir entzückt ganz die Natur zu sehen. An solche Geseze bindet sich denn nun also der Künstler, der in der Begeisterung die Natur nachahmen will, und erinnert sich oft bei kaltem Geblüte an dieselben, um in der Hize der Leidenschaft Gebrauch davon machen zu können. Insbesondere aber scheint mir bei dieser Regel auch noch der Umstand mit in Anschlag müssen gebracht zu werden, daß man in der Begeisterung niemals zu sehr die Gränzen der Wahrheit überschreite. Die Nothwendigkeit dieses Grundsazes leuchtet aus allen Werken berühmter Redner, Dichter, und groser Künstler hervor. Durch diese Art der glücklichen und auf Wahrheit sich gründenden Begeisterung, hat Homer, in der Person des Ulysses, einen vollkommnen weisen und in allen Anschlägen richtig handelnden Mann, so wie in der des Achilles, einen unüberwindlichen Helden abgebildet. Durch sie haben wir die lebhaftesten und reizendsten Vorstellungen von der Seeligkeit des gottesfürchtigen und unschuldigen Lebens der Patriarchen, und von der Glückseligkeit des goldenen Weltalters; durch sie schrecken uns die fürchterlichen Vorstellungen von

der

der Hölle, die den Gottlosen verfolgen; durch sie wird das geistliche Wesen der Dinge uns sichtbar. Ihr haben wir die grosen und erhabenen Formen des Phidias und anderer griechischen Künstler, die erstaunenden Karaktere in einigen Trauerspielen des Shakespear, die reizenden Muster der Tugend in den Schriften des Richardsons zu danken. Sobald der Gegenstand der Phantasie wahrscheinlich ist: so begreifen wir die Möglichkeit desselben. Stellt sie einen Karakter, eine That oder eine moralische Handlung vor: so ist es eben so viel, als wenn man uns auf eine andere Weise deutliche Begriffe von diesen Sachen gegeben hätte; wir sehen daraus, wie Menschen denken, empfinden und handeln können; es ist eben so viel, als ob wir die wirkliche Erfahrung davon hätten. Sind es gute Muster, welche die Begeisterung uns dargestellt hat: so erwecken sie eben die Bewunderung, eben den Trieb, sich auf diese Vollkommenheit zu schwingen, als wenn die Sachen wirklich vorhanden wären. Sind sie böse: so erwecken sie eben den Abscheu, als die Wirklichkeit. Stellt sie uns endlich Begebenheiten vor: so erkennen wir, was geschehen könnte, und dieses reizt unser Verlangen, unsere Bewunderung und unsere Absichten so gut, als wenn die Sache geschehen wäre. Dieses Feuer der Einbildungskraft, diese Lebhaftigkeit des Gefühls und die

unwi-

unwiderstehliche Begierde, das, was man selbst so lebhaft fühlt, gegen andre zu äusern, sind wahre Kennzeichen eines begeisterten Genies; sie können aber auch die Anlagen zu einer fatalen Verwirrung des Gemüthes seyn, wenn sie nicht einen scharfen Verstand, eine gesunde Beurtheilungskraft und überhaupt eine hinlängliche Stärke des Geistes, sich seiner selbst und der Umstände, darin man ist, bewußt zu seyn, zur Unterstüzung haben. Und dies ist das vierte, das bei dieser Regel in Betracht gezogen zu werden verdient. Ohne diese erst genannten Eigenschaften arten jene in blose Ausschweifungen aus. Wie der Mahler, der durch eine natürliche Richtigkeit seines Auges und durch eine sehr lange Uebung eine völlige Fertigkeit in der richtigen Zeichnung besizt, mitten im heftigsten Feuer der Einbildungskraft, darin er sich selbst vergißt, keinen Pinselstrich zieht, der über die Gränzen des richtigen Umrisses heraustritt: so verläßt auch den guten Dichter das richtige Urtheil niemals, obgleich die Lebhaftigkeit des Gefühls das Nachdenken zu unterdrücken scheint. Er ist so sehr gewohnt, richtig zu urtheilen, an jedem Orte und bei jeder Gelegenheit das zu sagen, was sich schickt, jeden Gegenstand in Beziehungen, die eine gesunde Vernunft bestimmt, zu sehen, daß ihn auch dann, wann er ausser sich ist, die Vernunft nicht verläßt. Ana-

kreons

kreons Seele, getränkt von sanfter Wollust, schwärmt mit feinem Geschmack wie eine Biene auf den blumigten Scenen seiner leichten Einbildungskraft herum, um überall Honig zu saugen, und indem er diese angenehme Trunkenheit fühlt, wünscht er, der ganzen Welt sein Gefühl mitzutheilen. Der Sänger des Achilles wird vornehmlich von grosen Gegenständen begeistert. Er sieht alles in Beziehung auf starke, männliche Tugend, weil er selbst einen hohen Geist hat, mit patriotischem Eifer, mit kriegerischem Muth und mit Begierde zu jeder grosen und merkwürdigen Unternehmung angefüllt. Da er die Menschen immerhin in Rücksicht auf ihre grose Stärke betrachtet: so geräth er bei jedem wichtigen Unternehmen in ein starkes Feuer, sieht alles auf der ernsthaftesten, oder kühnsten und wichtigsten Seite an und wird selbst ein Held, ein Patriot, ein Staatsmann. Mit diesen grosen Empfindungen und mit dieser starken Wirksamkeit verbindet er einen durchdringenden Verstand, einen unerschöpflichen Reichthum, die eigentlichen Mittel, zum Zwecke zu gelangen und auszufinden eine lebhafte und mit solchem Genie verbundene Einbildungskraft, daß er jede sinnliche Scene, mit den lebhaftesten Farben, mit Lieblichkeit oder Gröse, als ein wahres Gemälde sichtbar darstellt. Durch dieses sein begeistertes Talent macht er sich selbst zum Propheten,

zum Lehrmeister und Wohlthäter seiner Nazion und um das ganze menschliche Geschlecht verdient. So wie man dies vom Homer rühmen kan: so sollte man es billig von allen Dichtern rühmen können. So wie seine lebhafte Phantasie jedem Gegenstande einen unwiderstehlichen Reiz, die Schärfe seiner Beurtheilungskraft und die Stärke seiner Empfindungen, die er auf das nachdrücklichste äuserte, den Verstand überzeugen und das Herz unaufhaltbar fortreisen: so sollte dies auch billig noch die Phantasie, die Schärfe der Beurtheilungskraft und die Stärke der Empfindungen unsrer heutigen Dichter thun. Dann würden nicht so viele Mißgeburten und Auswüchse von Gedichten von Zeit zu Zeit in der gelehrten Welt zu erscheinen das Unglück haben.

Endlich die dritte und lezte Regel, die derjenige vor Augen haben muß, welcher die Natur nachahmen will, ist: **daß man nicht blos das Vergnügende nachahme; sondern daß man es so thue, daß zugleich Wahrheit und Nuzen damit verknüpft ist.** Nach dem, was ich bisher vorgetragen habe, wird es nicht nöthig seyn, mich über diesen Umstand weitläuftig herauszulassen. Einige wenige Gedanken werden alles erschöpfen, was hierüber etwa zu sagen seyn möchte. Eine noch so gut gemachte Nachahmung der Natur kann uns nicht bewegen, wenn der nachgeahmte Gegenstand nicht

für

für uns rührend und interessant ist. Schon Horaz hat es angemerkt, daß der die Natur am besten nachzuahmen wisse, der das Nüzliche in das Angenehme mischt. Es ist daher einer der grösten Fehler, den Maler und Dichter nur begehen können, wenn sie zum Hauptgegenstande ihrer Nachahmung Dinge wählen, welche man in der Natur mit Gleichgültigkeit betrachten würde; wenn sie ihre Künste anwenden, uns Handlungen vorzustellen, die nur eine mäsige Aufmerksamkeit nach sich ziehen würden, wenn wir sie wirklich sähen. Eine solche Nachahmung kann uns wohl einige Augenblicke beschäftigen; sie kan uns bewegen den Talenten des Künstlers unsern Beifall zu schenken; aber nie wird sie uns rühren. Wir loben die Kunst, gut nachzuahmen; aber wir tadeln den Artisten, daß er zum Vorwurfe seiner Arbeit Subjekte gewählt hat, an denen wir so wenig Antheil nehmen. Kurz, ein Werk, für dessen Gegenstände wir uns nicht interessiren, welches eine Handlung schildert, an der wir keinen Antheil nehmen, wird niemals den Beifall finden, den es etwa durch seinen innern Werth verdienen möchte; es sei noch so vollkommen, es sei ein Meisterstück, wir bleiben kalt dabei und legen es weg, um uns mit einem andern zu unterhalten, welches vielleicht bei mindern Schönheiten für uns rührender und interessanter ist. Es wäre in der

 That

That kränkend, zu behaupten: die Werke groser Männer, welche die Früchte so vieler Arbeiten und so mancher Nachtwachen sind, wären dazu bestimmt, dem Leichtsinne eines eitlen Kopfes zum Zeitvertreib zu dienen, oder einem müsigen Midias den trägen Schlummer zu versüsen. Wenn sie einen solchen Endzweck gehabt hätten, wären sie wohl grose Geister gewesen? Mit Recht sagt Ramler: Homers und Virgils Gedichte sind nicht etwan eitle Romane, wo der Geist nach dem Eigendünkel einer thörichten Einbildungskraft umherschweift. Nein, man muß sie als Magazine der Weisheit, als Nazionalbücher ansehen, worin die Geschichte des Staats, der Geist der Regierung, die Grundgeseze der Moral, die Lehren der Religion und alle Pflichten der Gesellschaft enthalten sind, geschmückt mit allem, was der Ausdruck und die Kunst, Groses, Reiches und und Rührendes mehr als menschlichen Geistern darzubieten im Stande war. Anakreon, der die Kunst zu gefallen ausstudiert hatte und der niemals einen andern Endzweck gehabt zu haben scheint, wußte sehr wohl, wie nöthig es sei, das Nüzliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Andere Dichter streuen Rosen über ihre Lehren, um ihre Rauigkeit zu verbergen. Er selbst, nach dem ausserordentlich feinen Geschmack, den er besas, warf Lehren mitten unter seine Rosen. Er wußte, daß die schönsten Bil-

der,

der, wenn wir nichts aus ihnen lernen, etwas Unschmackhaftes bei sich führen, das uns bald zum Ekel wird; daß gründlichere Dinge ihnen eine gewisse Stärke, ein gewisses Salz ertheilen müssen, und endlich, daß, so wie die Weisheit nöthig hat, durch ein wenig Thorheit aufgeheitert zu werden, eben so auch die Thorheit durch ein wenig Weisheit gewürzt werden müsse. Wem es um Beispiele zu thun ist, der lese das niedliche Gedicht des Anakreons über den nächtlichen Besuch des Amors. Man findet darin eine hübsche allegorische Erzählung, die mit Wiz und vieler Delikatesse gemacht ist. Das nämliche wird man auch in der Ode auf den von einer Biene gestochenen Eros, auf den von den Musen gefesselten Amor und vorzüglich in der durch einen Pfeil des Gottes der Liebe verwundeten Mars antreffen. Der Poet hat in allen diesen angeführten Gedichtgen lauter Bilder angebracht, und man sieht wohl, daß er sie nicht erfunden hat, uns zu unterrichten; man muß vielmehr umgekehrt so sagen: er hat den Unterricht darin angebracht, uns zu ergözen. — Es ist eine ausgemachte Sache, daß Virgil in seiner Aeneide ein gröserer Dichter ist, als Horaz in seinen didaktischen Gedichten; seine Gemälde sind schöner und reicher; seine Verse haben einen unvergleichlichen Wohlklang, er ist der Natur eines jeden Gegenstandes ausnehmend nahe

gekommen, und doch lesen wir weit mehr und weit lieber im Horaz als im Virgil. Woher kommt dies? Die vornehmste Ursache liegt ohne Zweifel darin, daß Horaz das Verdienst hat, lehrreicher für uns zu seyn, als Virgil, und daß er das Nüzliche mit dem, was uns vergnügt, zu vereinigen gesucht hat. Schade um den Dichter, der sich begnüget, seine poetischen Talente blos anzuwenden, unsrer Phantasie lachende und tanzende Bilder vorzumalen und Vorstellungen, die uns keine Pflicht erleichtern, mit Reiz zu bekleiden. Einen Poeten dieser Art wollen wir zwar als einen guten Gesellschafter freundschaftlich unter uns beherbergen; aber unser Vertrauter soll er nie werden. Wir wollen seinen Gesang mit Vergnügen hören; aber einander ins Ohr sagen, daß es kaum der Mühe werth ist, eine so ausserordentliche Sprache anzunehmen, in Entzückung und sogar in eine Art Raserei zu gerathen, blos um andere zu ergözen. Der Nuzen muß uns mehr werth seyn, als das Vergnügen.

Und nun gerade so wie der Künstler bei seiner Nachahmung der Natur auf Nuzen bedacht seyn muß; eben so muß er auch bei derselben auf Wahrheit sehen. Sie ist das einzige Gut des menschlichen Geistes, und, so zu sagen, seine wirkliche Nahrung; es muß daher auch alles, was die schönen Künste dem Verstande und der Einbildungskraft

vorlegen, auf Wahrheit gegründet seyn. Der Künstler, der die Wahrheit nicht kennt, oder sie geringe schäzt, ist ein desto gefährlicherer Mensch, weil das, was er uns sagt, oder vorhält, starken Eindruck auf uns macht. Damit wollen wir denn nun aber dem Künstler den blos erdichteten aus einer nur in seiner Phantasie vorhandenen Welt genommenen Stoff keineswegs verbieten Er kan uns Scenen aus einer Feenwelt schildern, kann Thiere reden lassen, kann ein Elysium und einen Tartarus, ein Paradies und eine Hölle bilden, wie es seine Phantasie verlangt; nur muß unter dieser äusern Schaale immer Wahrheit liegen; wir müssen in dem Bilde der erdichteten Welt die wahre sehen können. Nur der Stoff ist schimärisch und ohne Wahrheit; er ists, in dem wir nichts von der Beschaffenheit der wahren Welt erkennen; der ein bloser Traum und ohne Deutung ist. Was für ausschweifende Dinge würde uns nicht Homer von seinen Helden erzählt haben, wenn nicht seine äusere deutliche Einbildungskraft durch sie wäre regieret worden? wie viel weiter würde er sich nicht ohne sie verirt haben, als er die grosen Leiden des Priamus, deren Schilderung in der Iliade dem empfindsamen und theilnehmenden Leser noch immerhin Thränen auspreßt, beschrieb? Wahrheit muß also bei jedem Werke der Kunst zum Grunde liegen, und je wichtiger und

brauchbarer dieselbe ist, je schäzbarer ist der Stoff des Künstlers. Diesen Endzweck suchten sie alle zu erreichen, und die Erfahrung aller Zeiten ist also Zeugin für die Richtigkeit dieses Grundsazes. Ein jeder, welcher hierin etwas leisten wollte, arbeitete nach diesem Ziele hin, und wenn unser Zeitalter seine Rechte behaupten und nicht blos Phantasten, verzärtelte Geister und seichte Genies erziehen will: so muß über der Befolgung der Regel: daß bei der Nachahmung der schönen Künste das Vergnügen mit dem Nuzen und der Wahrheit verbunden seyn müsse, genau gehalten werden. Um das, was ich bisher gesagt habe, zu bestätigen, will ich zum Schlusse noch eine Stelle aus Sulzern hinzufügen. Die Werke der Kunst, spricht er, in seiner Theorie, die Irrthum, falsche Meinungen oder Vorurtheile über wichtige Gegenstände begünstigen, gleichen einer äusserlich schönen und Lüsternheit erweckenden Frucht, die vergiftet ist; dem Künstler aber, der seine Talente auf einen schimärischen, nicht auf Wahrheit oder Realität gegründeten Stoff verwendet; der seine Vorstellungen aus einer nicht wirklichen, sondern blos eingebildeten Welt nimmt und ihnen keine Beziehung auf die wirkliche giebt, können wir in keinen höhern Rang stellen, als den, den wir den Dienern der Ueppigkeit anweisen, die die Tafeln der Reichen mit Früch-

ten

ten versehen, die aus Wachs gemacht sind. Kenntniß und Liebe der Wahrheit ist und bleibt daher eine wesentliche Eigenschaft eines rechtschaffenen Künstlers, und sehr richtig urtheilte jener Spartaner, der einen Sophisten, welcher sich rühmte, seine Zuhörer alles glauben zu machen, was er wollte, antwortete: Beim Himmel, es giebt keine Kunst, und es wird nie eine Kunst seyn, deren Grund nicht Wahrheit sei!

IV. Gelehrte Anzeigen.

1. Mineralogische Beschreibung des natürlichen Turpehts nebst einer Chimischen Untersuchung des Queckſilbererzes: von D. G. A. Suckow *) — Ohnerachtet dies sehr seltene Erz, das jezt nur zuweilen auf den Herzoglich Zweibrückischen Gruben des Moschel-Landberges bricht, den Mineralogen schon bekannt ist, (da es Herr Woulfe vor ohngefehr 5 Jahren unter dem Namen Hornquecksilber beschrieb;) so verdient doch der Herr Verfasser vorzüglichen Dank, daß er sich noch einmal mit diesem Mineral beschäftigte. Denn die Woulfische Beschreibung ist sehr kurz, und reicht daher zur deutlichen Vorstellung von demselben oft nicht zu. Die Bergleute nennen es weisen Marcasit; es findet sich nie in eigentlichen grosen derben Stücken, sondern in kleinen vieren, da die mannigfaltig gebildeten Höhlen und Vertiefungen des Gesteins von diesem Erze, gleich-

*) Crells neueste Entdeckungen der Chemie, 7r Theil, Seite 256.

gleichsam wie mit einer Salzrinde ausgekleidet und überzogen sind: zuweilen ist sie dünne, und mehr oder weniger abgelößt: oft aber auch von beträchtlicher Dicke und Gröse, sie besteht theils aus Kristallen, theils aus blosen unförmlichen Schaalen: zuweilen aber sind die Kristallen nicht in Rinden, sondern blos zusammengehäuft. Dies Erz ist 1) kugelig und knotig, 2) schaalig, celluleus 3) in derben unförmlichen Stücken, 4) verwittert und pulverigt, 5) kristallisirt, und zwar würflich, oder in achtseitigen kurzen Säulen, ohne Endspize, oder in irregulären Säulen, oder schuppig. Die Farbe ist ganz weiß, weißgrau, grau und grauschwarz, schwarz, blaß- und Citronengelb, und grünlich: von diesen Farben und Gestalten sind oft mehrere auf einer Stuffe vereinigt; die Mutter ist der weißgraue Hornfelsstein, mit eisenschüßigen Adern, oder ein mit Quarz innig gemischter verhärteter Thon, der mit braunem Eisenocher durchzogen ist; oder die meandrischen Eisensteine, (wovon eine Stuffe in Kupfer gestochen ist;) am gewöhnlichsten ist das Kupfergrün mit diesem Erze verbunden; oft auch das Kupferblau, oder derber Zinnober. — Bei seinen Versuchen rieb Herr Suckow erst das Erz mit reiner Eisenfeile, wo er 1/3 laufendes Quecksilber erhielt, das Flüßige gab mit Galläpfelpulver Dinte, und mit Blutlauge Berliner Blau; abgedampft, Eisenvitriol. Ein andrer Theil des Erzes mit Weinsteinsalz behandelt, gab vitriolisirten Weinstein und Digestivsalz. Vermischte man jenen mit flüchtigem Laugensalze; so erhielt man durch Sublimation etwas gewöhnlichen, noch mehr aber geheimen Salmiak. Das Erz mit Scheidewasser übergossen, gab nach digeriren und durchseihen ein Königswasser. Wurde der mäandrische Eisenstein vor sich destillirt; so erhielt man eine Flüssigkeit mit etwas laufendem Quecksilber, einen

weisen salinischen Sublimat, und etwas Zinnober: und man merkte nach Oefnung der Gefäse einen starken Geruch der Kochsalzsäure. Jene Flüssigkeit, mit Weinsteinsalze vermischt, eingedickt, noch vollends mit Essig gesättigt, das blättrige Weinsteinsalz durch Essig ausgezogen, gab hernach Digestivsalz und vitriolischen Weinstein. Aus dem Rückbleibsel der obigen Destillation erhielt man, nach dem Auslaugen mit Wasser, mit Galläpfelpulver Dinte. Weil dies Erz mehr Vitriol- als Salzsäure enthält, so nennt der Herr Verfasser es natürlichen Turpeht. — Nach Durchlesung dieser kleinen Schrift wird jeder Scheidekünstler dem Herrn Professor Suckow das billige Lob nicht versagen, daß er das Erz auf die beste, den Gesezen der Chemie angemessendste Weise untersucht habe: und wenn man seine Talente und Kenntnisse nicht sonst schon kennte, würde man aus dieser Schrift allein der Chemie grosen Zuwachs, durch seine fernern Beschäftigungen mit dieser Wissenschaft versprechen können.

2. **Auch etwas über Toleranz, und Nachtrag** hiezu, von Theodor v. Linden, HofgeR. Rath von Maynz. Frf. 1782. — Die Absicht des Verfassers, die Toleranz zu predigen, ist sehr lobenswürdig: denn, enthalten seine Blätter gleich wenig neues über diese Materie, so können sie doch an dem Orte, wo sie geschrieben sind, Nuzen stiften. Er weis sich viel mit einem Grunde für die Duldung zu gute, den er aus den gemischten Ehen, welche bei den Patriarchen und Juden statt gefunden haben, hernimmt. Es schienen ihm also die oft lächerlichen, oft weinerlichen Ausbrüche des Verfolgungsgeistes nicht bekannt zu seyn, wozu, wenn man dem gemeinem Rufe glauben will, diese Ehen in manchen Ländern Anlaß geben. So lange die Wörter Intole-

toleranz und Toleranz nicht aus der Sprache der Christen vertilgt werden; halte ich nicht zu viel von den Versuchen, die allgemeine Dultung einzuführen. Die Menschen sind Kinder eines Gottes; die Christen Glieder eines Leibes. — Im vätterlichen Hause müssen Kinder von wechselweiser Liebe und Beistand, nicht von Dultung reden. — Leidet ein Glied am Körper; so ruft sein Schmerz alle andere zur Hülfe. — Man dultet also nicht das kranke Glied, sondern man heilt es. —

2. **Fortsezung der im Verlage der kurfürstlichen Hofbuchhandlung in dem Laufe des 1782sten Jahres bei dem Hofkammerrath Hr. Schwan erschienenen Werke:**

Die Räuber, ein Trauerspiel, von **Frid. Schiller.** Neue, für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage, 166 Seiten in gr. 8. — Wir wollen dem Urtheile der Kunstrichter über dieses sonderbare Stück nicht vorgreifen. Wir haben es hier mit ausserordentlichem Beifall aufführen sehen, und unsere Schauspieler haben alle ihre Kunst erschöpft, um es so vorzustellen, als es wohl nicht leicht auf irgend einer Bühne mehr vorgestellt werden dürfte. Man muß übrigens diese Ausgabe von der ersten, die blos dramatisirte Geschichte ohne Rücksicht auf Theaterbedürfniß ist, wohl unterscheiden. Der Herr Verfasser kannte, als er zum erstenmal seine Räuber schrieb, die Regeln des Theaters noch nicht. Einige seiner Freunde ermunterten ihn, nach dem Abdruck der ersten Ausgabe, es für die Bühne zuzurichten. Dies that er; wohnte der ersten Vorstellung selbst mit bei, und dann erst nahm er es noch einmal unter die Feder, und schrieb es so, wie es hier gedruckt ist.

Frank (Joh. Pet.) Hochfürstl. Speierischen Geheimen Raths und Leibarztes, der Kurmainzischen

Akademie der Wissenschaften Mitgliedes, Sistem einer vollständigen medicinischen Polizei, dritter Band. — Der allgemeine Beifall, den sich dieses vortrefliche Werk in ganz Deutschland und auch im Auslande erworben, überhebt uns der Mühe, etwas zu dessen Lobe zu sagen. Wir wollen also nur den Inhalt desselben anzeigen.

Erste Abtheilung. Von gesunder Nahrungspflege. Hier wird in fünf Abschnitten, von Besorgung der Fleischnahrung; von verschiedenen thierischen Erzeugnissen; von Besorgung der Fischnahrung, von Besorgung der Pflanzennahrung, und endlich von verschiedenen Speisezusäzen, gehandelt.

Zweite Abtheilung. Von Besorgung des Getränkes, und zwar 1) von Besorgung des Trinkwassers und der Brunnen; 2) von Besorgung des Biers; 3) von Besorgung des Weins von Trauben und anderen Früchten; 4) von Besorgung gebrannter Geister; 5) von warmen Getränken; 6) von schädlichen Gefäsen und Geschirrren.

Dritte Abtheilung. Von der Mäsigkeit überhaupt. 1) Von der Unmäsigkeit im Essen und Trinken; 2) von gesunder Kleidertracht; 3) von Volksergözlichkeiten.

Vierte Abtheilung. Von den Wohnungen der Menschen überhaupt, und zwar 1) von bester Anlage menschlicher Wohnungen; 2) von gesunder Bauart menschlicher Wohnungen; 3) von öffentlichen Reinlichkeitsanstalten in Städten und übrigen Wohnpläzen.

Unterricht über die vornehmsten Wahrheiten der Religion und über die vornehmsten Schuldigkeiten des Christenthums, ertheilet von dem Hochwürdigsten Herrn Bischofen, Grafen v. Toul, Fürsten des Heil. Röm. Reichs. An die sämtliche sowohl Welt- als Ordensgeistlichkeit, wie auch an

alle Gläubige Dero Gebietes. Aus dem Französischen übersezt durch A . . . B . . . . — Ein Buch, das in Frankreich mit groser Begierde gelesen worden, und zur Privaterbauung katholischer Christen bestimmt ist.

Fust von Stomberg, ein Nazional-Schauspiel in fünf Aufzügen, mit den Sitten, Gebräuchen und Rechten seines Jahrhunderts; nebst einigen zur Erläuterung des Stücks und der darin gebrauchten Sprache dienenden Anmerkungen. Von Herrn Hofgerichtsrath **Mayer**. — Die Urtheile über dieses Stück, das auf unserer Bühne mit aller Pracht und Kunst aufgeführet worden, sind so verschieden, daß wir uns nicht getrauen, ein entscheidendes Urtheil darüber zu fällen. Wir zweifeln aber nicht, daß es Epoche machen und eben so begierig werde gelesen werden, als man sich gedrängt hat, die Vorstellung davon zu sehen.

Inhalt des ersten Bandes dieser Beiträge 1782.

Erstes Heft.

Von

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Inhalt des zweiten Bandes.

Siebentes Heft.

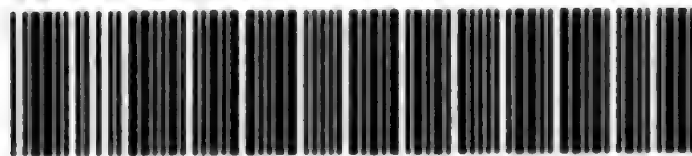
Achtes Heft.

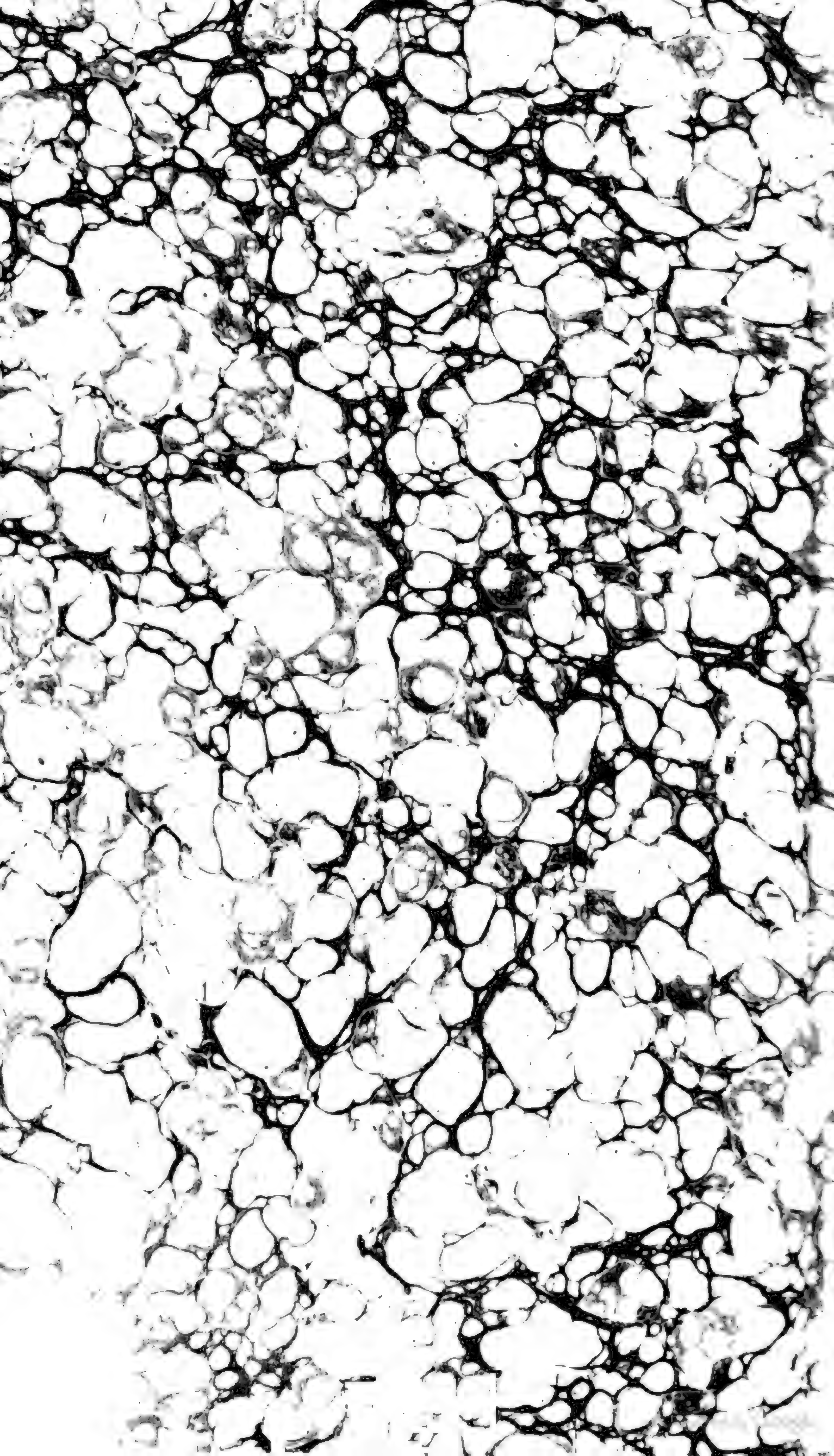
Neuntes Heft.

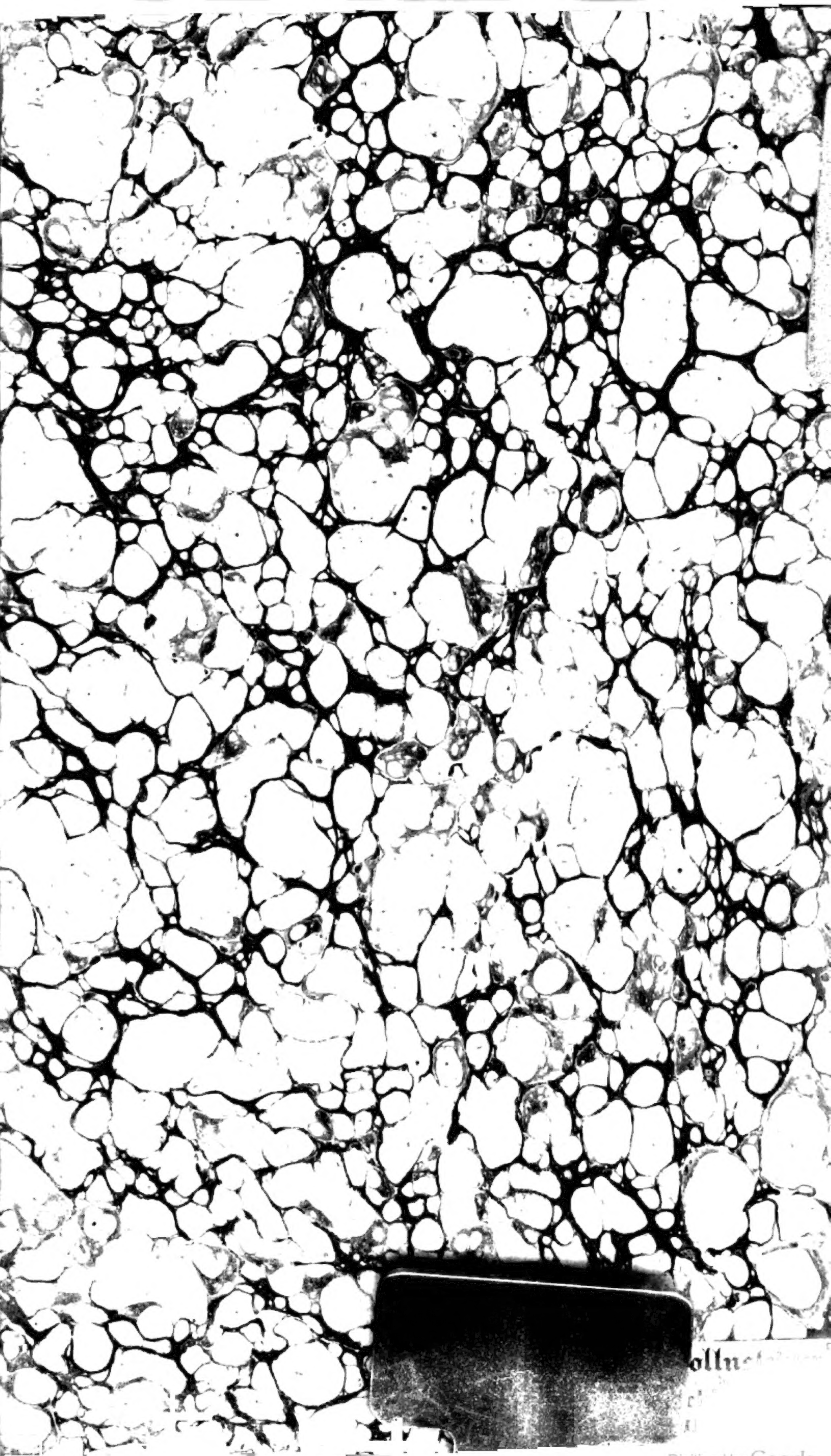
Zehntes Heft.

Eilftes Heft.

Zwölftes Heft.







Digitized by Google